

Bernd W. Seiler

# Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

**Johann Heinrich Döll Verlag**

Kapitel 1

*Ein Buch – ein Film – ein Tabu*

Es war ein nicht ganz durchschaubares Buch, das im Herbst 1951 bei Christian Wegner in Hamburg erschien, leicht zu mißdeuten schon in seinem Titel. *Sommer in Lesmona* hieß es, Untertitel *Mädchenbriefe*, doch Ferienbriefe aus einem italienischen Badeort vereinigte es nicht. Die Briefe stammten aus Bremen und aus der Zeit schon vor der Jahrhundertwende – *Lesmona* war der Name einer Villa bei Vegesack. Noch undurchschaubarer allerdings: die Verfasserin wollte unerkannt bleiben, ihr Name *Marga Berck* war ein Pseudonym. Wie ein Herausgeber in einem Nachwort mitteilte, hatte sie der Veröffentlichung der zwischen 1893 und 1896 an eine Freundin geschriebenen Briefe nur unter der Bedingung zugestimmt, daß alle in ihnen vorkommenden Namen geändert würden, und eben so lagen sie hier nun vor. Das Normale für eine Briefveröffentlichung war das zweifellos nicht, und man hätte auch an eine Erfindung denken können. Doch da jener Herausgeber Hans Harder Biermann-Ratjen war, in Hamburg Notar, Vorsitzender des Kunstvereins und Mitglied der Bürgerschaft, schien dies auch wiederum nicht angebracht und seiner Versicherung, die Briefe seien echt, wohl zu trauen. Im übrigen ging es in diesen – einhundert rund des Mädchens, fünf der Freundin – wirklich um engste Familienangelegenheiten, so daß an eine Namensänderung aus Diskretionsgründen schon zu glauben war.

Um so überraschender: das Buch machte Karriere. Drei Jahre später lag es bereits in der vierten Auflage vor und erschien gleichzeitig in einer Sonderausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft. 1964 kam es als Rowohlt-Taschenbuch heraus, erreichte hier schnell das 30., langsamer das 50. Tausend, stand nach zwanzig Jahren aber schon beim 130. Tausend und war nun auch wieder als gebundenes Buch (in der Nymphenburger Verlagshandlung) zu haben. Und es wurde verfilmt. In Weiterverfolgung eines schon in den sechziger Jahren gefaßten Planes nahm Radio Bremen 1983 die Produktion einer Fernsehserie danach auf, deren sechs Teile im September 1987 erstmals ausgestrahlt wurden. Es war die letzte Arbeit des renommierten Regisseurs Peter Beauvais, der mit Abschluß der Dreharbeiten verstarb. Nachdem die Serie mehrere Regionalprogramme durchlaufen hatte, faßte man sie

zu einem zweistündigen Spielfilm für das ARD-Abendprogramm zusammen, der inzwischen ebenfalls schon wiederholt gesendet worden ist. Das Taschenbuch aber kletterte im Sommer 1992 auf das 195. Tausend, und es ist nicht anzunehmen, daß es damit schon das Ende seiner Verbreitung erreicht hat.

Woher dieser Erfolg? Anders als Briefsammlungen sonst entwerfen die Lesmona-Briefe nicht lediglich ein Lebensbild, sondern erzählen eine Geschichte, eine Liebesgeschichte, die sich so vollständig und spannend liest wie ein Roman. Es ist die Heiratsgeschichte der Briefschreiberin, einer Tochter wohlhabender bremischer Kaufleute, die mit ihren 18 Jahren keine andere als diese Heiratsaufgabe hat. Mehrere Bewerber, die sich ihr nähern oder ihr zugeführt werden, weist sie, wie die Briefe einsetzen, zunächst ab. Sie liebt sie nicht und kann sich auch sonst für sie nicht erwärmen. Da lernt sie bei einem Aufenthalt auf dem Landsitz ihres Onkels, der Villa Lesmona, ihren Halbvetter Percy aus London kennen und erfährt endlich, was Liebe ist. Charmant und selbstbewußt, wie er ist, Klavierspieler, Sänger, Sportler dazu, scheint er genau der Richtige zu sein. Doch er ist nur zwei Jahre älter als sie, fünf Jahre würde es dauern, bis er sie heimführen könnte. Kann sie, darf sie so lange warten? Hals über Kopf verlobt sie sich mit Dr. Retberg, einem zehn Jahre älteren Kunsthistoriker, der sich schon länger um sie bemüht. Ihre Eltern sind entsetzt: der Verlobte verdient kaum etwas und hat obendrein vier Jahre in Lungenheilstätten hinter sich. Doch solcher Widerstand macht sie nur entschlossener – sie will sich in ihre Wahl nicht hineinreden lassen. Doch auch Percy taucht wieder auf, ja schlimmer, sie wird zu Besuch zu ihren Verwandten nach London geschickt, wo sie ihm über Wochen hin immer wieder begegnen muß. Noch einmal wird sie sich ihrer ganzen Liebe zu ihm bewußt, doch auch jetzt wagt sie nicht, sich zu ihm zu bekennen und umzukehren. Der Verlobte hingegen läßt sie mehr und mehr fühlen, daß er sie nur aus Geldgründen an sich gezogen und sonst wenig für sie übrig hat. Während sie nach außen hin die glückliche Braut spielen muß, sieht sie voraus, daß ihre Ehe eine einzige Katastrophe werden wird, und mit dieser Aussicht auch enden die Briefe und endet das Buch. Denn die Vertraute und Empfängerin ihrer Bekenntnisse, ihre Freundin Bertha, stirbt wenige Tage vor ihrer Hochzeit im Kindbett.

Eine nicht weiter besondere Geschichte? Den Ereignissen nach vielleicht nicht. Und doch, wer sie einmal gelesen hat, dem geht sie lange

nicht aus dem Sinn. Das ganze Glück und Unglück einer ersten großen Liebe – man weiß nicht, hat man es je deutlicher erfahren als hier, auch in dem Sinne, daß man sich – als Mann jedenfalls – bewußt werden kann, wie gleich sich die Geschlechter darin sind? Ja, ist einem überhaupt je zuvor das Liebesschicksal eines anderen so nahe gegangen? Und wie deutlich einem dies alles vor Augen steht, die Personen, die Schauplätze, die Begebenheiten, wirklich, als werde man von fernher an eigene Erlebnisse erinnert. Und über allem liegt eine so unverwechselbare Stimmung aus Lebensfreude, gutem Willen, Sehnsucht und tiefer Verzweiflung, wie man sie nur aus der Jugend kennt. So möchte man das Geschehen am Ende am liebsten rückgängig machen und es noch einmal von vorn und besser ablaufen lassen. Ganz so gewöhnlich, wie es scheint, ist die Geschichte also doch offenbar nicht, oder wenn, so wird sie uns jedenfalls auf eine ungewöhnliche, unvergeßliche Art mitgeteilt.

Allerdings hätte sie dann doch wohl diese Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen, ginge nicht auch der Alltag dieses Mädchens umfangreich in sie ein. So aber handelt es sich auch um ein kulturgeschichtliches Zeugnis von Rang: den gescheiterten und unbefangenen Blick eines jungen Menschen auf jene großbürgerliche Lebenswelt, die auf seine Weise auch Thomas Mann in den *Buddenbrooks* geschildert hat. Marga oder Magda, wie sie eigentlich hieß, gehörte einer jener wohlhabenden Kaufmannsfamilien an, von denen es in den Hansestädten damals nur je ein paar Dutzend gab und in denen der bürgerliche Lebensstil seine gleichsam entwickeltste Form erreichte. Einerseits bewahrte man hier noch die alten bürgerlichen Tugenden wie Häuslichkeit und Bescheidenheit, Strebsamkeit und Pflichtgefühl, andererseits gab es in ihnen aber auch schon allen Komfort, den eine fortschreitende Zivilisation – für Geld, versteht sich – zu bieten hatte. So konnte ein waches junges Mädchen in dieser Umgebung Erfahrungen sammeln, wie sie nicht vielen damals vergönnt waren. Selbst fest ihrem Herkommen verbunden und insoweit ihrer Bestimmung stets sicher, konnte sie doch auch jederzeit über diesen Lebenskreis hinaussehen und sich auch zu anderen Verhältnissen ein unbefangenes Urteil bilden.

Wenn man allein schon an die Reisen denkt, die sie zwischen ihrem achtzehnten und zwanzigsten Lebensjahr macht, und wie wenig sie sich davon beeindruckt läßt! Kaum von einem fünfwöchigen Ferienaufenthalt aus Mecklenburg in Bremen zurück, fährt sie weiter nach



Bad Wildungen und Bad Kreuth, wo ihre Eltern regelmäßig die Sommer verbringen und auch sie schon des öfteren war. Auf der Rückreise macht man in München Station, Hotel Vier Jahreszeiten, und im Januar 1894 schreibt sie aus Berlin, Hotel du Nord, Unter den Linden. Bald darauf ist sie für mehr als zwei Monate in Italien, hauptsächlich in Florenz und Rom, besucht Baden Baden und Wiesbaden und später, im Herbst, auch noch Norderney. 1895 dann verbringt sie zwei Monate in England, ist im Sommer in Bad Schwalbach und erneut in Bad Kreuth und kommt im Oktober noch nach Dresden, das sie ebenfalls schon von früher her kennt und wohin sie heiraten soll. Und von keiner dieser Reisen berichtet sie bloß baedekerhaft-touristisch, sondern hat stets Persönliches mitzuteilen, weil sie überall mit Menschen zusammenkommt, mit denen sie verwandt ist oder die sich ihrer Herkunft oder ihres Wesens wegen um sie bemühen.

Aber auch zu Hause in Bremen ist es stets interessant, ihren Wahrnehmungen zu folgen. Zwar ist es überwiegend nur die Sonnenseite dieser Großbürgerwelt, die sich ihr als jungem Mädchen darbietet, doch tut das der Vielfalt der Einsichten, die man als Leser gewinnt, keinen Abbruch. Wie das Verhältnis der Heranwachsenden zu den Eltern war und wie zu den Dienstboten, was man bei Empfängen der Oberschicht zu beachten hatte und was bei einem ‚Volksball‘, wie man zu Tisch ging, was man sich schenkte, wie sich unterhielt – über dies und manches weitere geben uns die Briefe vielfältig Auskunft. Besonders genau aber unterrichten sie uns über die Wege und Formen der Eheanbahnung, die Suche der Geschlechter nach dem richtigen und rechten Lebenspartner. Es dürfte nicht viele Zeugnisse geben, an denen man diesen dazumal noch halb öffentlichen, halb aber auch schon privaten Vorgang, also das Nebeneinander von beaufsichtigten und unbeaufsichtigten Annäherungsformen, so genau studieren kann wie hier. So bieten sie uns ein Zeit- und Kulturbild, wie wir es in dieser Intimität nicht oft finden, ja es ist gerade das in dieser Hinsicht ganz Unabsichtliche an ihnen, das uns die Vergangenheit hier besser erkennbar macht als manche gelehrte Beschreibung.

Dabei ist dieser sozusagen weltliche Anteil an den Briefen keineswegs nur für sich selbst von Bedeutung, er ist es auch für den im Mittelpunkt stehenden Liebeskonflikt. Zum einen haftet Liebesgeständnissen ja leicht etwas Peinliches an, wenn man sie als Dritter zu lesen bekommt, weil man nicht leicht zu glauben geneigt ist, daß der oder die Geliebte so viel Aufhebens um sich wirklich verdient. Hier

führt uns der Blick auf das Umfeld, der in Magdas Briefen nie fehlt, immer wieder zu den objektiven Momenten ihres Erlebnisses zurück. Gleichzeitig ist dieses Umfeld aber auch die Voraussetzung dafür, daß wir in die Gefühlswelt dieses Mädchens überhaupt so genau Einblick bekommen. Man mokiert sich zwar gern darüber, daß Liebesgeschichten von je her bevorzugt in solchen Komfortmilieus spielen, doch ist das Ausleben von Gefühlen ja wirklich davon abhängig, daß andere Sorgen ihnen gegenüber nicht ins Gewicht fallen. Bei Magda beginnt das schon damit, daß sie zum Niederschreiben ihrer Erlebnisse Zeit braucht, denn natürlich gäbe es diese Briefe nicht, wenn sie etwa wie ein Dienstmädchen von früh bis spät zu arbeiten gehabt hätte. Andererseits, sind wir ehrlich, stört uns das Komfortmilieu in solchen Geschichten aber auch eigentlich nicht. An Banalitäten wie Geld- oder Zeitmangel in Liebesdingen ohnehin nicht interessiert, nehmen wir vielmehr um so ungestörter an ihnen Anteil, je weniger bereits das Milieu uns an dergleichen erinnert, d.h. je weniger wir das Gefühl haben, daß die Liebenden über ihre Leidenschaft etwas versäumen.

Doch alles das sind nur Voraussetzungen, das Eigentliche und Wesentliche ist, wie die Briefe geschrieben sind. Allein schon, wie oft Magda in wörtlicher Rede schreibt und wie gut man sich diese Wortwechsel vorstellen kann! Gleich zu Anfang z.B. erzählt sie, wie ihr auf einer Bahnfahrt von Lübeck nach Hamburg – im Frauencoupé! – ein Heiratsantrag gemacht worden ist und wie ihr Vater, der es erfährt, nun in sie dringt, wie dies habe geschehen können. Er habe sie doch bis an den Zug begleiten und direkt vom Bahnsteig wieder abholen lassen! Er tobt, gerät außer sich, als er erfährt, daß der Verehrer einfach in den Zug mit eingestiegen und beim nächsten Halt zu ihr umgestiegen sei. „Jetzt antworte die Wahrheit“, schreit er sie an, „hat er gewagt, dich zu küssen?“ „Das hat er nicht getan“, erwidert sie, aber als er am nächsten Tag wieder in dieser Weise in sie dringt, wird es ihr zu bunt und sie schreit zurück: „Leider nein!“ Oder sie gibt, nachdem sie Percy kennengelernt hat, einen Wortwechsel mit Linsche wieder, ihrem Kinderdarmädchen, der sie sich in allem anvertrauen kann und der sie beiläufig eröffnet hat, daß Percy ihr beim Rudern einmal sogar schon die Füße geküßt habe. „Gotteslästerung!“ ruft diese aus. „Wie denn? Auf die Schuhe oder auf die Strümpfe?“ Magda: „Im Boot ziehe ich immer meine Schuhe aus, da hat er die Füße in den Strümpfen geküßt, und einmal, als ich den Fuß verletzt hatte, hat er ihn verbunden und nachher geküßt.“ Linsche: „Mir geht die Luft aus, was küßt er dir denn

sonst noch?“ Sie: „Wie dumm, er kann doch nur ans Gesicht ran – überall sonst ist doch Zeug darüber.“

Hübsch auch die Szene, wie sie von Percy einen Rosenstrauß geschenkt bekommen hat und damit nun ihrem Onkel unter die Augen treten muß. „Mein Gott, Marga“, ruft dieser aus, „woher hast du denn diesen Rosenstrauß?“ Ein Freund ihrer Eltern, Oberstleutnant von W., habe ihn ihr geschenkt, lügt sie kühn. Der Onkel: „Das ist ja unglaublich, so ein alter Kerl, schickt einem 18jährigen Mädchen eine solche Liebesgabe.“ Percy als Zeuge kann sich gerade noch beherrschen, doch Max, der Freund, prustet los. Darauf der Onkel: „Ja, Max hat recht, man kann nur darüber lachen.“ Später will er wissen, ob sie ihren Eltern in Bad Wildungen schon von der Erkrankung ihrer Gouvernante berichtet hat, derzufolge sie bei ihm ohne Aufsicht ist. Das hat sie nicht, sie ist ja froh, mit Percy allein sein zu können. Dazu der Onkel: „Es ist mir aber doch etwas ungemütlich, wenn sie es nachher vielleicht von anderen erfahren, aber ich will dich doch gern hier behalten, und was sollte dir unter meiner Hut wohl passieren?“ Nun betet sie geradezu, daß Max nicht wiederum lachen möge, doch der lacht ganz furchtbar und rettet sich mühsam in die Erklärung: „Entschuldigt bitte, aber ich finde es nur so albern, daß Marga sonst immer so bewacht wird.“ Darauf der Onkel, der wiederum nichts merkt: „Ja, hier kann sie sich wenigstens frei bewegen.“

Doch nicht nur solche komischen, auch ihre bedrückenden Erlebnisse teilt sie in solchen Wortwechseln mit. Als sie wenige Wochen nach Percys Abreise dem hartnäckigen Rudi Retberg bei einem Gartenfest ihr Jawort gegeben hat und dies dem Vater anschließend eröffnet, zitiert sie diesen mit der Erwiderung: „Daraus kann nichts werden, er ist ja lungenkrank.“ Dazu sie: „Jetzt nicht mehr – er war es. Er wird diesen Winter in Dresden bleiben.“ Der Papa, ganz erschüttert: „Da hat man nun eine einzige Tochter und kann sie nicht vor einem solchen Schicksal bewahren, es ist furchtbar.“ Und die Mutter später: „Mein liebes Miekchen, mit dieser schrecklichen Nachricht hättest du mich heute abend wohl noch verschonen können.“ Oder sie fragt in Bad Kreuth einen jungen Offizier, warum er ihren Verlobten immer so abweisend behandle. Es schmerze ihn, erwidert dieser, wie wenig der ihren Charme zu schätzen wisse. „Wenn Sie voller Grazie eine witzige Geschichte erzählen, hört er überhaupt nicht zu, und wenn er von seiner Kunstgeschichte redet, kriegen Sie einen ganz angegriffenen, gespannten Ausdruck. Erst seit er weg ist, sind Sie wieder normal –

Nun sagen Sie mal, können Sie denn nicht zurück?“ Sie könne nicht, erwidert sie, sie sei von dem Mann wie hypnotisiert, und außerdem würde ihr Vater, der sich nur mühsam in die Verbindung geschickt habe, ihr einen solchen Schritt nicht verzeihen. „Sehen Sie“, sagt da der andere zu ihr und spricht es dem Leser aus dem Herzen, „ich bin Ihnen ganz fremd, aber es jammert mich, Sie so in Ihr Unglück rennen zu sehen.“

Aber nicht nur die vielen wörtlichen Zitate, auch die immer konkreten Sachangaben tragen sehr zur Anschaulichkeit bei. Keine Blume, kein Baum, die hier nicht bei ihrem Namen genannt sind, kein Kleid, von dem man nicht etwas über Machart und Farbe erfährt. Und immer wieder werden Lieder zitiert, Geschenke beschrieben, Geschäfte erwähnt, und wenn sie mit Percy Walzer tanzt, ist es nicht irgendeiner, sondern er ist von Lanner oder es sind die *G'schichten aus dem Wienerwald*. Selbst für die Uhrzeit, wenn es einmal auf sie ankommt, erfahren wir nicht lediglich die Stunde, sondern es ist dann die Uhr der Ansgariikirche, die schlägt. Aber auch, daß man in England dazu angehalten wird, besser *I believe* oder *I think so* statt nur *yes* zu sagen und nicht den Superlativ zu gebrauchen, wenn man mit dem Positiv auskommen kann, schreibt sie auf, oder daß Percy 20 Pfund im Monat verdient und wieviel Rudi als Königlich-sächsischer Bibliothekar zu erwarten hat und was aus dem Vermögen des Vaters da noch hinzukommt. So entdeckt man immer wieder noch etwas Neues, wenn man das Buch wieder durchblättert, und kann wirklich staunen, mit wie sicherem Blick hier das Wesentliche erfaßt und wie umstandslos und natürlich es ausgedrückt ist.

Diese Natürlichkeit ist auch der Grund, daß uns das Schicksal Magdas so nahegeht. Man reagiert hier nicht anders als Percy, der über seine Liebe zu ihr sagt, daß er sich zuerst in das verliebt habe, *was* sie sagte, und dann darein, *wie* sie es sagte, und zuletzt in sie selbst und ihre ganze besondere Person. Nur nehmen wir als Leser wirklich nichts als ihre Sprache wahr, so daß das Wort Buffons, daß der Stil der Mensch sei, sich hier wieder ganz bewahrheitet. Zu Anfang erkennen wir in ihr tatsächlich den noch etwas unsicheren und ein bißchen übertriebenen Teenager, als der sie sich uns auch in den geschilderten Situationen zeigt. Immer wieder einmal nennt sie hier etwas *furchtbar* oder *entsetzlich*, spricht auch gelegentlich Jugendjargon und ist mit Ablehnung wie Zustimmung schnell bei der Hand. „Oft laufen mir die Worte so weg“, schreibt sie, als sie von ihrer ‚herzlosen‘ Bemerkung

über ihren Vetter Martin berichtet, daß er – ebenfalls ein Heiratskandidat – gewiß zwar ein Ehrenmann sei, doch „leider einen halben Kopf zu klein“. Doch alles, was sie schreibt, wirkt kernig und bestimmt und hinterläßt den Eindruck einer ebenso adretten wie anmutigen Festigkeit.

Als sie Percy kennenlernt, schreibt sie dann mehr und mehr ganz einfach und geradezu. Was sie nun süß, himmlisch oder bezaubernd findet, ist es für sie tatsächlich, sie spricht damit nur aus, was sich anders nicht benennen läßt. Sie scheut sich auch nicht, sich in ihren Empfindungen hier gleichsam bloßzustellen. Als sie sich im Ruderboot den Fuß verletzt hat, den Percy ihr dann verbindet und küßt, fügt sie in treuherziger Selbstvergessenheit hinzu: „und ich dankte Gott, daß ich so niedliche Füße habe“. Oder sie schreibt, sie sehe beim Rudern „in den Himmel oder in Percys Augen, was dasselbe ist“. Vielleicht will sie damit sogar nur noch einmal zum Ausdruck bringen, daß Percy blaue Augen hat, aber es zeugt diese sorglose Abbrüviatur doch zugleich von ihrer ganzen dankbaren Verliebtheit. Später erzählt sie fast nur noch, was sie über den Tag hin tut, und schreibt ein um das andere Mal auf, daß ihr alles nur immer noch schöner erscheine. Doch keine dieser Wiederholungen stört, weil im Glück wie im Unglück die einfachsten Worte eben immer noch die richtigsten sind. „Ich war so glücklich, als ich oben Linsche fand und ihr erzählen konnte, wie selig ich sei“, schreibt sie beinahe unbeholfen, nimmt einem aber mit Linsches Antwort die Erklärung dafür gleichsam aus dem Mund: „Das sieht man schon so, das brauchst du mir gar nicht zu erzählen.“

Mehr noch aber sind es wohl die Töne der Trauer und der Ratlosigkeit, die den Leser berühren. Wie sie von ihrer übereilten Verlobung mit Rudi berichtet und ihren Schmerz bei dem Gedanken an Percy und wie sie den Traum erzählt, den sie geträumt habe: daß sie sich auf einer endlos langen Chaussee mit dem Wegweiser ‚Percy‘ von ihrer Mutter losgerissen habe und blindlings auf einen Weg in einen Abgrund zugerannt sei. Wie sie beim Wiedersehen in London zu Percy sagt, daß sie „am liebsten tot“ wäre, oder wie sie später bei ihrem Verlobungsfest ‚ganz wirklich‘ denkt, ob es nicht das Beste für sie sei, in die Lesum zu gehen. Oder wie sie abends vor dem Haus von Rudis Vater darauf wartet, daß dort ein Licht angehe, weil ihr das ein Zeichen sein soll, aber das Haus eisig und steinern und dunkel bleibt. Und schließlich, wie sie Bertha freudlos von den Hochzeitsvorberei-

tungen berichtet, „weil Du es willst“, und ihr verspricht, an diesem Tag nicht weinen zu wollen. Da weiß sie freilich schon und weiß auch der Leser, daß Bertha nach der Geburt ihres Kindes im Sterben liegt und daß die Predigt von Pastor Portig über den Bibelvers „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ vielleicht ein Totengebet ist. Um so erschreckender aber, daß sie sich mit ihrer Heirat auf einem ähnlich schweren Gang sieht: „Siehst du, mein Engel, das sprach er für dich und für mich, die wir beide jetzt in Not sind.“

Dabei ist der Freimut, mit dem sie dies alles mitteilt, um so bemerkenswerter, als wir es hier mit einem Menschen aus dem vorigen Jahrhundert zu tun haben, und noch dazu mit einem aus jener Schicht, deren Angehörige uns meist als ganz von der Etikette bestimmte, blasse Gesellschaftswesen vorgestellt werden. Und es scheint auch so, als habe man sie hier für etwas Besonderes gehalten. Der junge Graf z.B., der noch im ersten Jahr in Bad Kreuth mit allerlei kapriziösen Gesten um sie wirbt, ist zwar etwas perplex, als sie ihn bei der gemeinsamen Fütterung eines Esels rundheraus fragt, warum er ihr mit dem Ohr dieses Esels ‚immerzu das Gesicht abwische‘, findet sie aber doch weit liebenswürdiger als die feine und elegante Melanié, die ihn sicherlich nie mit solchen Direktheiten in Verlegenheit bringen würde. Noch entwaffnender ihre Offenheit gegenüber Percy, als dieser sie das erste Mal unversehens in den Arm genommen und geküßt hat und sich wegen ihrer Verwirrung dann erkundigt, ob sie ihm böse sei. „Ich finde wirklich, daß du mich vorher hättest fragen können“, antwortet sie ihm da, ebenso sich bewahrend wie sich preisgebend, und man sieht ihm förmlich an, wie ihm das dann doch noch nicht vorgekommen ist. Oder sie erzählt von dem Besuch auf dem Volksball in Vege-sack, wo niemand aus ihrer Schicht mit der Kapitänstochter sprechen will, die Max eingeladen hat, sie aber nicht einsieht, warum man „einem so netten Mädchen, von der man doch gar nichts Böses wußte, nicht Guten Tag sagen durfte“. „Du bist eben Daisy, und nur du kannst es tun“, sagt da Percy zu ihr und richtet es mit dem Tanzen so ein, daß sie entgegen der Standesvorschrift doch mit ihr ins Gespräch kommt. Und so wie sie anderen offen und natürlich begegnet, begegnet man auch ihr selbst. Immer wieder wird ihr bedeutet, sie möge so bleiben, wie sie ist, und immer wieder nehmen Menschen in gar nicht so enger Verbindung zu ihr an ihrem Lebensglück warmen Anteil.

Dabei ist sie von standestypischen Überheblichkeiten keineswegs frei. Dem Diener Fritz, der sich beim Abgeben eines Briefes von Percy



ein ‚dummes Grinsen‘ ihr gegenüber gestattet, hätte sie, wie sie in Herrenmanier schreibt, dafür „gern mit der Peitsche durchs Gesicht geschlagen“. Eine Redensart nur, gewiß, aber eine, die zeigt, daß sie sich von so jemand wie einem Diener dann doch nicht durchschaut fühlen wollte. Dasselbe gilt für einen Arzt, der sich auf Geheiß der besorgten Eltern in Bad Schwalbach um sie kümmert. Nach ‚seelischen Aufregungen‘ von ihm gefragt, verneint sie schroff und meint, sie werde doch „so einem fremden Affen keine Confidenzen machen“. Den Hausarzt behandelt sie bei anderer Gelegenheit nicht weniger abweisend, wobei man sich über die Rolle des Arztes in diesen wohlhabenden Häusern aber auch keinen Illusionen hingeben sollte. Jahrzehnte später, in einem Bericht über das Leben ihrer Großeltern, wird sie schildern, wie sich dieser Hausarzt dort allmorgendlich nach gehabtem Stuhlgang erkundigen mußte – wo sollte da der Respekt schon herkommen. Doch es gibt diesen Hochmut durchaus nicht nur gegen Geringergestellte, es gibt ihn auch gegenüber Ihresgleichen. Nirgendwo dokumentiert sich das eindrucksvoller als in ihrem Bericht über einen Empfang bei ihrem Schwiegervater, dem Bremer Bürgermeister, bei dem sie sich die versammelten Herrschaften plötzlich allesamt entkleidet vorstellt. „Wie kann man überhaupt so hochnasig sein, wenn man so häßlich ist“, schreibt sie dazu, und man erkennt, daß es doch mehr der selbstgewisse, natürliche Hochmut der Jugend ist, der ihr Verhältnis zu ihren Mitmenschen bestimmt, und nicht Standesdünkel.

Wie einheitlich und in sich stimmig das Bild ist, das auf diese Weise entsteht, zeigt sich daran, daß Magda in der Vorstellung des Lesers nicht altert, sondern einem wie eine literarische Gestalt als immer dieselbe vor Augen steht. In schon beinahe komischer Weise kommt dies auch in einem Brief Thomas Manns zum Ausdruck, den dieser nach Erscheinen von *Sommer in Lesmona* an sie schrieb. Er hatte damals noch in Kalifornien ihr Buch erhalten und war so entzückt, daß er sich umgehend über den Herausgeber nach ihr erkundigte. Biermann-Ratjen gab seinen Brief an sie weiter, und so meldete sie sich selbst bei ihm und beantwortete ihm seine Fragen. Dabei erwähnte sie auch, daß ihr Mann ihr einmal, als sie krank war, den ganzen *Zauberberg* vorgelesen habe und er überhaupt einer seiner größten Bewunderer gewesen sei. „Seltsam zu denken“, schrieb er da zurück, daß der ‚hochgebildete Rudi‘ ihr, der ‚kleinen Matje‘, einmal diesen seinen Roman vorgelesen habe, „seltsame Berührung der Sphären“. Daß die ‚kleine Matje‘

zur Erscheinungszeit seines *Zauberbergs* schon an die fünfzig war und mithin jede Vorstellung eines erzählerischen Fernverkehrs mit ihrer Jugendgestalt fehl am Platz, kam ihm nicht in den Sinn. Aber es ist doch auch wieder eine nachvollziehbare Selbsttäuschung, der er damit erliegt. Diese Jugendgestalt tritt uns in ihren Briefen in so zeitloser Gültigkeit entgegen, daß einem noch heute und immer wieder so sein kann, als geschehe alles Glück und Unglück ihr *jetzt*.

Festigkeit und Abgeschlossenheit sind aber doch nur die eine Seite des Eindrucks, den man empfängt, die andere die Frage, was aus ihr und allen anderen, von denen wir erfahren, späterhin geworden ist. Denn es soll dies eben kein Roman, keine Dichtung sein, die mit dem ersten Satz beginnt und mit dem letzten endet, sondern es sind oder waren einmal Briefe, so daß, wo immer diese abbrechen oder etwas im Dunkeln lassen, das Leben sie fortgesetzt und sie auf seine Weise beendet hat. Was könnte näher liegen, als auch darüber etwas wissen zu wollen? Doch eben hier will das Buch uns Einhalt gebieten. Eindringlich werden wir in seinem Nachwort gemahnt, nach der Wirklichkeit hinter diesen Briefen nicht zu fragen, sondern alles an ihnen in jener Halbdeutlichkeit zu belassen, in denen es in ihnen selbst sich uns darstellt. Wo die Geschichte ende, werden wir belehrt, ende sie mit überzeugender Notwendigkeit.

Doch trifft dies auch zu? Oder beweist nicht allein schon diese Mahnung, daß hier eine künstliche Grenze gezogen wird? Thomas Mann nannte seine Neugier, als er sich nach der Verfasserin erkundigte, „eine von der besseren Art“ und rechtfertigte sie mit „wirklicher menschlicher Anteilnahme“. Die allerdings wird wohl jeder für sich in Anspruch nehmen, und es ist ja auch so, daß, wer hier keinen Anteil nimmt, weitere Auskünfte nicht verlangen wird. Falls solche Anteilnahme aber nicht erwünscht gewesen sein sollte – warum hat die Verfasserin die Briefe dann veröffentlicht? Im persönlichen Umgang jedenfalls hätte man allen Grund, empört zu sein, wenn jemand einem so sein Herz ausschüttete und dann für Rückfragen nur die Bemerkung übrig hätte, alles Weitere ginge einen nichts an. Schon zum Erstdruck merkte die *FRANKFURTER ALLGEMEINE* deshalb richtig an, hier werde etwas Unmögliches verlangt. Briefe verwiesen auf das Leben, und wenn es nicht erwünscht sei, sie ins Leben zu verlängern, dürften sie nicht erscheinen oder es sei für sie noch zu früh.

Und natürlich funktionierte diese Mahnung auch nicht. In Bremen wußte man praktisch sofort, wer gemeint war (schon der Name Les-



mona konnte hier als Hinweis genügen), und so drang dieses Wissen bald auch anderswohin durch. Schon 1954 stand in den Buchhandelskatalogen hinter *Marga Berck* ein „d.i. Magda Pauli“, und wer immer wollte, konnte erfahren, daß dies die Frau des 1938 verstorbenen Direktors erst der Bremer, dann der Hamburger Kunsthalle war und mithin der unsympathische Rudi Retberg niemand anderes als dieser – Gustav Pauli – selbst. Die Rowohlt-Ausgabe brachte diese Angaben dann sogar schon im Umschlag, und auch, daß hinter *Berck* der Name Melchers stand, blieb nicht verborgen. Gleichwohl bewirkte die Mahnung des Herausgebers doch, daß solche Auskünfte undeutlich blieben, wie hinter vorgehaltener Hand mitgeteilt, und daß niemand systematisch den Spuren dieser Briefe nachging. Im übrigen ersparte man sich auf diese Weise – jedenfalls in Bremen – aber auch einen Loyalitätskonflikt. Denn so sehr man die Briefe liebte und so gern man sie als Zeugnis von Magdas Jugendgeschichte beim Wort genommen hätte – man schätzte auch Gustav Pauli, der der Bremer Kunsthalle erst einen Namen gemacht hatte, und wollte auch sein Andenken sich nicht trüben lassen. Beides zusammen konnte man nicht haben, und so wich man auch aus diesem Grund allzu weitgehenden Verdeutlichungen lieber aus.

Als Folge davon geriet nun allerdings das Buch selbst ins Zwielflicht, insofern mehr und mehr zweifelhaft wurde, ob es sich um Dokumente überhaupt handelte. Von der großen Bibliographie der Briefsammlungen des 19. Jahrhunderts von Schlawe 1969 noch als authentisch registriert, wurden die *Lesmona*-Briefe in der Öffentlichkeit zunehmend als *Briefroman* bezeichnet, und zwar ohne daß man irgendwo lesen konnte, wo die Grenzen ihrer Wahrheitsgemäßheit zu vermuten waren. Glaubte man, daß Magda ihre Situation damals nicht ganz übersehen oder sie der Freundin gegenüber künstlich dramatisiert hatte? Oder hielt man die Briefe schon als solche für unecht, nahm also an, daß sie erst nachträglich verfaßt oder ausgestaltet worden waren? Oder war mit *Roman* nur allein ihre romanähnliche Lesbarkeit gemeint? Wie immer, die bloße Versicherung ihrer Echtheit reichte für die Befestigung ihres Ansehens in diesem Sinne nicht aus, die anhaltende Unbelegtheit kehrte sich gegen sie selbst. Vollends stellte dann der nach ihnen gedrehte Film ihren Dokumentarcharakter infrage, wieweil er doch in einer Weise von ihnen ab (wir kommen darauf zurück), wie es verbürgten Lebenszeugnissen gegenüber kaum gewagt worden wäre. Allenfalls die Tatsache, daß die Heldin hier weder Berck

noch Melchers, sondern Lürmann hieß, mochte als Signal für eine vorsätzlich nicht-biographische Umsetzung zu verstehen sein. Andererseits bezog der Film auch Sachverhalte ein, die den Briefen nicht zu entnehmen waren, etwa die zukünftige Berufung Retberg-Paulis an die Bremer Kunsthalle, so daß man auch auf eine historisch besonders bemühte Verfilmung schließen konnte. Kurz: wer Film und Briefe miteinander verglich, wußte erst recht nicht mehr, woran er mit jenen war, und natürlich würde oder könnte diese Unsicherheit in Zukunft nur zunehmen.

Wenn es die Verfasserin nun aber nicht anders gewollt, sich eine Verdeutlichung ausdrücklich verbeten hat? Solange sie lebte, war es eine Sache des Taktens, ihr darin nicht zuwider zu handeln, seitdem sie tot ist, gilt das jedoch nicht mehr. Es mag hart klingen: aber ob man nach seinem Ableben zu irgendeiner Zeit eine Person des öffentlichen Interesses wird, bestimmt man nicht selbst. Nicht wenige Menschen unternehmen lebenslang alle erdenklichen Anstrengungen, es wenigstens zu einer Fußnote in den Geschichtsbüchern zu bringen, und doch kräht nach ihrem Tod um sie kein Hahn mehr. Andere hingegen, die vergessen sein wollten, wurden und werden Personen größter öffentlicher Anteilnahme, wie ein gewisser Franz Kafka z.B., der, hätte man seiner Bitte entsprochen und seinen Nachlaß verbrannt, längst vergessen wäre. Selbst wer sich sein Leben lang still und unauffällig verhalten und überhaupt nichts von Wert hinterlassen hat, kann nicht ausschließen, daß er irgendwann ‚in Frage kommt‘. Nicht ein Goethe oder Textor, der zufällig der Vorfahre eines Genies wurde, und auch nicht jener Wanderer aus der Bronzezeit, der – bloß in den Alpen verunglückt und im Gletschereis eingefroren – fünftausend Jahre später einem Weltpublikum als Sensation feilgeboten wird.

Was Magda Pauli angeht, so hat sie freilich schon zu ihren Lebzeiten nach Diskretion weniger um ihrer selbst willen als um anderer willen verlangt und sie schon damals für immer weniger erforderlich gehalten. Inzwischen sind seit ihrem Tod nochmals zwanzig Jahre vergangen. Niemand mehr von den Briefpersonen ist noch am Leben, selbst deren Kinder alle verstorben, so daß nun wohl wirklich der Schleier, der über diesen Briefen liegt, gehoben werden kann. Ob dies auch notwendig ist, muß jeder für sich selbst beurteilen. Historisches Wissen ist immer nur ein Angebot, man muß es nicht zur Kenntnis nehmen. Wer sich jedoch erinnert, wie ratlos-traurig ihn die Lektüre dieser Briefe einmal gemacht hat, seines Gefühls, nie *wirklich* verstan-

den zu haben, was dieses Mädchen zu ihrer Heiratsentscheidung bewogen hat, der wird finden, daß dieses Werk auch etwas Unerlöstes hat. Etwas Unerlöstes darin, daß sie so wissend in ihr Unglück gerannt ist oder gerannt sein will, wie es hier den Anschein hat, und etwas Unerlöstes auch darin, daß sie diesen ihren Irrtum am Ende ihres Lebens so noch öffentlich gemacht hat.

Und was ist mit all den anderen Fragen, die man hat? Was ist aus Percy geworden, was aus Berthas Sohn, was aus ihr selbst und ihrem ganzen Verwandten- und Bekanntenkreis? Will man die Antworten darauf nicht für immer verloren geben, wird es Zeit, sich um sie zu kümmern. Denn was nicht festgehalten wird, wird vergessen, und alles dies einfach dem Vergessen zu überlassen – das sollte bei einem so ungewöhnlichen kulturgeschichtlichen Zeugnis doch nicht sein. Erlösen wir also die Briefe aus dem Schweigen, von dem sie bislang noch umgeben sind, binden wir sie in das Leben, aus dem sie kommen, zurück, und sehen wir zu, wie Magdas *Sommer in Lesmona* zu Ende ging.



(1) Magda mit 16 Jahren



*(2) Magda mit 18 Jahren (1894)*



*(3) Percy mit 20 Jahren (1895)*



(4) Percy im Juli 1896

## Kapitel 2 *Magdas Ehe mit Gustav Pauli*

„Wat schriff, dat blifft“, sagt ein niederdeutsches Sprichwort, und wenn es für das ‚Bleiben‘ angesichts der steigenden Bücherflut auch längst keine Gewähr mehr gibt, so sind für Nachforschungen schriftliche Hinterlassenschaften doch noch immer das beste. Was die Lesmona-Geschichte angeht, so ist man überrascht, wie viel zu diesem scheinbar so privaten Lebensstoff im ganzen doch überliefert ist. Das beginnt schon bei Magda selbst, von der durchaus mehr als nur ihre Mädchenbriefe existieren. Drei Jahre nach diesen erschien – auch wieder unter ihrem Pseudonym Marga Berck – ihr Buch *Die Goldene Wolke*, in dem sie ihr Leben in Bremen bis zum Ersten Weltkrieg schildert, wo dort unter diesem Namen ein kunstsinniger Freundeskreis um sie und ihren Mann versammelt war. 1957 folgte ihr Büchlein *Aus meiner Kinderzeit*, in dem sie die Jahre in ihrem Elternhaus bis 1891 behandelt, sowie daran sich anschließend eine unveröffentlicht gebliebene Erzählung über ihre Internatszeit in der Schweiz. Aus ihrem vorletzten – vierundneunzigsten – Lebensjahr gibt es dann noch ein Manuskript über ihren Aufenthalt in Mecklenburg zu Ende des Zweiten Weltkrieges, wo sie – schon Witwe – den Einmarsch der Roten Armee erlebte.

Aber auch ihr Mann, Gustav Pauli, hat Bücher hinterlassen, und zwar nicht nur welche in seiner Eigenschaft als Kunsthistoriker, sondern auch einen vollständigen Lebensrückblick. *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten* heißt das 1936 in Tübingen erschienene, vierhundert Seiten starke Werk, mit dem er sich also der Öffentlichkeit schon vorgestellt hatte, lange bevor sie noch einmal ein Porträt als Rudi Retberg von ihm entwarf. 1866 geboren, behandelt er darin in fünf großen Kapiteln seine Bremer Kindheit und Jugend, dann die Studien- und Wanderjahre mit der Bibliothekarszeit in Dresden, danach die Jahre von 1900 bis 1914, als er Direktor der Bremer Kunsthalle war, ferner in einem Überblick seine Reisen und schließlich die zwei Jahrzehnte bis 1934, in denen er die Hamburger Kunsthalle leitete. Da er zwei Jahre nach der Veröffentlichung starb, war dies auch zugleich sein Schlußwort. Aber auch seine kunsthistorischen Arbeiten – über die Renaissance in Bremen, über Max Liebermann, über Paula Moder-



sohn-Becker, über Klassizismus und Romantik und manchen anderen Gegenstand - sind für sein Wesen nicht unaufschlußreich. Niemand kann nun einmal über solche Gegenstände größere Abhandlungen schreiben, ohne nicht auch von sich selbst das eine und andere preiszugeben. Äußerungen in den Büchern von Freunden und Berufskollegen schließen sich an, dazu Aufzeichnungen auch aus dem Familienkreis, und so läßt sich im ganzen doch ein recht vollständiges Bild vom Leben dieser Menschen gewinnen – auch von Fall zu Fall in dem, was nicht darüber gesagt wird.

Was ergibt sich daraus für das weitere Schicksal Magdas? Wo sich der Vorhang in *Sommer in Lesmona* über der Szene schließt, am 15. März 1896, ging jedenfalls wirklich ein Lebensabschnitt für sie zu Ende. Vier Tage später ging sie, Carlota Magdalene Melchers, 20 Jahre alt, mit dem zehn Jahre älteren ‚Bibliothekar‘ Dr. Theodor Gustav Pauli amtlich die Ehe ein und wurde am 21. März in der Ansgariikirche getraut. Und es war Bertha gestorben, die einzige, die gänzlich wußte, welches Opfer sie damit auf sich nahm. Doch Bertha, die immer um sie Besorgte, hatte ihr zuletzt noch einen Dienst erwiesen: daß sie nun weinen durfte. „Heiß und leidenschaftlich“, schreibt sie in ihren Kindheitserinnerungen, habe sie um die Freundin getrauert, und wir wollen denken, daß sich darin auch ein Teil ihres eigenen Kummers löste. Und noch in einem anderen Sinne zog der Tod Berthas einen Schlußstrich. Es gab nun niemand mehr, dem sie so wie bisher ihr Herz hätte ausschütten können, niemand mehr jedenfalls wollte über das Weitere dieser Verbindung noch etwas von ihr wissen. Berthas Mann gab ihr, wie es sich gehörte, die Briefe zurück, die ihn im letzten Jahr zum Mitwisser ihrer Entscheidungssorgen gemacht hatten, und mit den anderen, denen ihr Kummer nicht verborgen geblieben war, mit ihrem Freund Max und ihrer Vertrauten Linsche, kam sie wegen ihres Wegzuges nach Dresden nicht mehr in Berührung. So war sie von einem Tag zum anderen in dieser Sache mit sich allein.

Für die Wunde, die heilen mußte, war dies vielleicht gut, was es über ihre Ehe aussagt, ist am Ende doch traurig. Denn allein ist sie damit auch geblieben, immer, d.h. auch mit ihrem Mann hat sie sich über diese Sorgen nie ausgesprochen. Gewiß, solche Aussprachen müssen nicht sein. Am Anfang ist es für sie meistens noch zu früh, und später, wenn alles gut geht, sind sie auch wohl nicht mehr notwendig. Wenn es allerdings wie hier dazu kommt, daß der Ehemann Lebenserinnerungen verfaßt und sich mit seinen Äußerungen über die Vor-

geschichte seiner Ehe regelrecht blamiert oder zumindest in ein schiefes Licht bringt, gibt einem solche Zurückhaltung doch zu denken. Dabei geht es keineswegs um Widersprüche zu ihren Briefen, von denen er gar nichts gewußt und an deren Veröffentlichung auch sie damals nicht gedacht hat. Es genügt, daß ihr wie einigen anderen bei der Lektüre seines Werkes ein „Wenn Du wüßtest“ durch den Kopf gehen konnte oder mußte und daß sie dies nicht verhindert hat und auch wohl gar nicht hätte verhindern können. Denn vermutlich hat er ihr nichts von dem, was er schrieb, vor der Veröffentlichung gezeigt, sondern ihr einfach im Herbst 1936, mag sein zu ihrem Geburtstag, das fertige Buch überreicht, versehen mit der eingedruckten Widmung: „Meiner lieben Frau Magdalene geb. Melchers“.

Was sagt er darin über sein Verhältnis zu ihr. Wer aufgrund der Widmung erwartet, daß er sich mit ihr in dem Buch auch ausführlich beschäftigt, wird bereits enttäuscht: sie wird darin nicht mehr als fünf- oder sechsmal erwähnt. Daß sie vier Jahrzehnte lang der begehrte und umschwärmte Mittelpunkt seines Hauses war, vermag man nicht einmal zu ahnen. Gewiß, in den meisten solcher Lebenserinnerungen wird von den Ehefrauen wenig gesprochen. Die Darstellung des beruflichen Wirkens, auf die es ihnen hauptsächlich ankommt, läßt nun einmal den Blick auf das Privatleben leicht als überflüssig oder gar deplaziert erscheinen. Daß das Wenige, was hier gesagt wird, aber auch noch so unfrei, um nicht zu sagen unaufrichtig wirkt, stellt sich freilich doch als Ausnahme dar, und dies um so mehr, als Pauli nur über die weit zurückliegende Verlobungszeit spricht. Warum, wenn ihm diese nicht behaglich war, überhaupt sein Eingehen darauf? Offenbar gab es hier etwas, mit dem er zeitlebens nicht fertig geworden war.

Das erste ist schon, daß er seine Verlobung als etwas ganz Nebensächliches einführt, als Anhängsel einfach an erinnerte Aufenthalte in der Bremer Vahr. Das letzte schöne Erlebnis dort sei gewesen, führt er aus, wie Ende August 1894 eine seiner Kusinen ihr Verlobungsfest gefeiert habe, und fügt hinzu: „auf dem ich mich selber verlobte mit der Schwester des damaligen Bräutigams“. Schluß. Erst einhundert Seiten später, man sollte es längst für vergessen halten, greift er diese Bemerkung mit einem „Wie bereits früher erwähnt“ wieder auf und erklärt, daß er seine Braut ursprünglich am Genfer See kennengelernt habe und daß seine Schwiegereltern, da er damals noch lungenkrank gewesen sei, gegen die Verbindung zunächst Einwände gehabt hätten.

„Wir Verlobten freilich waren anderer Ansicht“, fährt er fort, „und haben die anderthalb Jahre der Wartezeit, die uns auferlegt wurden, nicht leichten Herzens ertragen.“ In gewisser Weise sogar wahr, wie wir wissen, wenn auch aus anderen Gründen als den hier unterstellten, und dies erst recht, wenn er im Tone der Erleichterung schließt, daß „endlich, am Tage von Frühlingsanfang 1896“, die Hochzeit gefeiert werden konnte. Also sind ihm ihre Skrupel und Kämpfe verborgen geblieben? Dies doch wohl nicht. Denn welcher Schatten mit Berthas Tod für seine Braut auf diese Hochzeit fiel, kann er ja nicht vergessen haben, und daß er auch dies nicht erwähnt, kann nur heißen, daß er sich bewußt nicht erinnern wollte. Offenbar waren ihm die gemischten Gefühle seiner Braut nur zu klar, und so ist er auf Bertha, die er in sie eingeweiht wußte, lieber gar nicht eingegangen.

Über seine Gründe, sich mit Magda zu verloben, spricht er nicht, auch nicht darüber, daß sie zehn Jahre jünger war als er und bei jener ersten Begegnung am Genfer See – im Frühjahr 1893 – erst 17 Jahre alt (weshalb es auch drei Jahre waren und nicht nur anderthalb, die bis zur Hochzeit vergingen). Gewiß, auch dies könnte einfach Zurückhaltung sein. Warum äußert er sich dann aber geradezu schwärmerisch darüber, wie sehr er einst seine Tanzstundendame geliebt habe, ein Wesen von „unbeschreiblicher Anmut“, wie er sich erinnert? Zufällig gewiß nicht, denn an dieser Stelle folgt eine so drastische, ja zynische Belehrung über das, was das Ergebnis dieser Liebe war, daß ein grundsätzliches Bekenntnis dahinter vermutet werden muß. Jene ‚Sylphe‘ nämlich, so seine Äußerung, habe sich damals statt mit ihm mit einem 30jährigen vierschrötigen Rechtsanwalt verlobt, einem in seinen Augen ‚so alten Kerl‘, daß ihm dessen Bevorzugung ganz unbegreiflich erschienen sei. „Allein“, so seine nachträgliche Einsicht, „mit achtzehn Jahren ist ein unwissender Backfisch *in puncto puncti* gescheitert als ein gelehrter Primaner“.

Delikat fürwahr. Denn war nicht auch seine Frau achtzehn Jahre alt, als sie sich mit ihm verlobte, und könnte nicht also auch sie gewußt haben, warum sie ihn irgendeinem ‚Primaner‘ vorzog? Daß er sich dafür der anzüglichen Wendung ‚in puncto puncti‘ bedient und so der ganzen Entscheidung einen Stich ins Lüsterne gibt, nimmt sich angesichts seiner sonst immer vornehmen Ausdrucksweise freilich merkwürdig verächtlich aus und wird auch durch das halbe Lob ihrer oder generell der weiblichen Gescheitheit in solchen Dingen nicht aufgewogen. Doch ist wohl nicht zweifelhaft, was dies besagen soll: Daß

sich so ein Mädchen nicht beklagen möge, wenn sie von dem mit so viel Berechnung ausgesuchten Älteren dann nicht ebenso geliebt werde wie einst von dem schwärmerischen Jüngling. Was auch immer sich der Ältere aus dieser Verbindung erhofft haben mag – Lieblosigkeit jedenfalls hätte sie ihm in Anbetracht ihrer eigenen schlau kalkulierten Entscheidung nicht vorzuwerfen.

Das unvermutet Derbe dieser Belehrung – derb auch, wenn man bedenkt, daß jene Tanzstundendame und ihr vierschrötiger Rechtsanwalt noch zu den Lesern seines Buches gehören konnten – läßt freilich nicht verkennen, daß Pauli hier etwas abwehrt. Es war ihm eben doch peinlich, daß er eine Frau geheiratet hatte, die er nicht liebte. Und es zeugt auch von Eifersucht gegen jenen ‚Primaner‘, den sie einst mehr als ihn und wirklich geliebt hat. Oder nicht einmal von Eifersucht, wie sie im August 1895 an Bertha schreibt, sondern nur von dem Ärger des „großen Bernhardiners, der den Knochen selbst gar nicht fressen will, aber auch nicht will, daß der Schäferhund damit spielt“? Neidgefühle jedenfalls deuten sich auch an einer anderen Stelle an, an der er sein Verhältnis zu ihr berührt, und zwar in der Schilderung seiner ersten Reise nach England. Dort heißt es: „Nach London kam ich zuerst 1897, wo ich im Hause des Onkels meiner Verlobten, Eduard Melchers, die freundlichste Aufnahme fand“. Meiner Verlobten? Damals – 1897 – war sie seit einem Jahr seine Frau, schon die Jahreszahl müßte ihm dies signalisiert haben. Aber irgend etwas an diesen Verwandten muß ihm bis ins Alter den Eindruck erweckt haben, daß es mehr die Verwandten seiner Verlobten als die seiner Frau waren, d.h. ihre Bindung an sie auf Erlebnissen beruhte, von denen er als ihr Ehemann ausgeschlossen war. Hatte vielleicht einmal betretenes Schweigen geherrscht, als man sich dort an den Aufenthalt von Magda erinnerte und die Kinder dabei auch ihr Verhältnis zu einem gewissen Percy nicht ausklammerten? Oder hatte ihn gar die aufgeweckte, elfjährige Mary rundheraus gefragt, ob er sich auch so gut wie jener Percy mit ihr vertrage? Es gehört jedenfalls nicht viel dazu, daß einem in solchen Fällen ein Licht aufgeht, zumal sich Pauli ja auch bis zuletzt nicht sicher war, ob sie sich nicht doch noch von ihm trennen würde. Percy selbst allerdings ist ihm in London nicht über den Weg gelaufen. Nicht weil er es zu vermeiden gewußt hätte, sondern weil er dort schon nicht mehr war. Doch das ist eine später zu erzählende Geschichte.

Alles in allem, so ist aus diesen Fehlgriffen zu schließen, ist diese Ehe also mehr ein Nebeneinander als ein Miteinander gewesen, und es

würde einen auch wundern, wenn es anders gekommen wäre. So wie Magda ihn schon während der Verlobungszeit kennenlernt und erkennt, liebte er sie einfach nicht, und daran war ja wohl nichts zu ändern. Warum hat er sie dann aber geheiratet, ein Mann von seiner Herkunft und Bildung? Um dies zu verstehen, muß man von seiner Krankheit sprechen, jener ihn mit 25 Jahren erfassenden Lungentuberkulose, die ihn vier Jahre lang in Sanatorien festhielt und alle seine Lebensaussichten und -ansichten veränderte. Bis dahin war alles normal und glatt gegangen. Er hatte als dritter und jüngster Sohn des Rechtsanwaltes, Senators und späteren Bremer Bürgermeisters Alfred Pauli 1885 in Bremen Abitur gemacht, dann nach seinem Wunsch in Straßburg, Basel und Leipzig Kunstgeschichte studiert und im Frühjahr 1890, nach der Promotion, Anstellung als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Dresdner Kupferstichkabinett gefunden. So hätte es weitergehen können, nicht einmal der Militärdienst, zu dem er im Herbst 1890 eingezogen wurde, hätte einen nennenswerten Einschnitt bedeuten müssen. Gerechnet hatte er mit dieser Einberufung freilich nicht mehr. Wegen einer Kniegelenkschwäche mehrfach zurückgestellt, hatte er die Altersgrenze für den Einjährigen Freiwilligendienst – Ersatz für die normale zweijährige Dienstpflicht als Privileg für die Absolventen der Höheren Schulen – zu diesem Zeitpunkt schon fast erreicht. Nunmehr einberufen, erwies er sich jedoch den Belastungen des Dienstes als nicht gewachsen, und eine vielleicht schon vorhandene Lungeninfektion kam im Verlauf weniger Monate zu vollem Ausbruch. So mußte er im Juni 1891 mit akuter TBC entlassen werden, frei für ein Zivilleben, für das Pläne zu machen kaum mehr lohnte.

Denn mit diesem Befund war ihm fast ein Totenschein ausgestellt, nur noch nicht datiert, mochte man sich sogar leidlich wohl bei dieser Krankheit befinden. Man merkt es dem gewollt gleichmütigen, fast humorigen Ton seiner Erinnerungen in diesem Zusammenhang an, wie sehr ihn diese Erfahrung geprägt und abgekühlt hat. Das gilt um so mehr, als er bemerken mußte, daß sich kaum jemand für sein Schicksal interessierte, auch offenbar von seiner Familie nicht, nachdem seine Mutter im Jahr zuvor verstorben war. „Damals habe ich es erfahren“, bilanziert er nüchtern, „wie klein die Zahl derer ist, denen an der Fortdauer unserer Existenz ernstlich gelegen ist“. Das macht kalt, kalt auch gegen andere, und so zog er wohl den Schluß, daß er auf Liebe und Zuneigung in dem ihm widerruflich gefristeten Leben nicht mehr zu rechnen hatte.

Zur Ausheilung oder mehr nur Versorgung seiner Krankheit ging er in die Schweiz, die Sommer über nach Davos, die Winter nach Leysin in die Nähe des Genfer Sees. Finanziell war das zum Glück kein Problem. Sein Vater hatte ihm, wie wir aus Magdas Brief vom 5. Februar 1896 wissen, eine Erbvoranzahlung von 100 000 Mark gemacht oder diese Summe für ihn vorgesehen, und schon die Zinsen davon dürften den größeren Teil der Sanatoriumskosten gedeckt haben. Hans Castorp in Thomas Manns *Zauberberg* rechnet einmal vor, daß mit 800 Mark monatlich dort oben komfortabel auszukommen war, was freilich schon dem Gehalt entsprach, das Pauli später als Direktor der Bremer Kunsthalle bezog. Immerhin brauchte er sich in dieser Beziehung aber keine Sorgen zu machen, und weil er sich im übrigen hinreichend vernünftig verhielt oder hinreichend widerstandsfähig war oder auch nur einfach Glück hatte, kam er schließlich doch noch davon.

Seine Zukunft sah damit freilich noch immer düster aus. Als Kunstwissenschaftler, soviel war klar, war kein Geld zu verdienen, und wenn er unter normalen Umständen mit der zu erwartenden Erbschaft im Rücken auch keine Existenzsorgen hätte haben müssen, so stand es angesichts der Gefahr, jederzeit auf Monate oder Jahre zur Untätigkeit gezwungen sein zu können, darum doch anders. Wollte er Sicherheit haben, auch für seine verzögerte Berufslaufbahn, so mußte er heiraten, eine Frau mit Geld, versteht sich, eine Frau aus besten Verhältnissen. Nur war dies leichter gesagt als getan. Einerseits war dafür Überwindung nötig, denn diese Bürgerstöchter mit ihren kleinen, geregelten Ansichten mußten ihm einfach gleichgültig geworden sein, nachdem er sich über Jahre hinweg in diesem morbid-mondänen Sanatoriumsmilieu bewegt hatte. Andererseits kam er aber auch für sie und ihre Familien kaum mehr in Betracht, so beruflich ungesichert und mit dem Stigma dieser Krankheit behaftet, wie er war. Die Frauen jedoch, zu denen er sich hingezogen fühlte, Frauen aus einem eher künstlerischen Milieu, waren ihrerseits auf der Suche nach der ‚guten Partie‘, mit der sie ihre fragilen Existenzen absichern konnten.

So muß es ihm wie ein Wink des Schicksals erschienen sein, daß er auf die ihm in Vevey begegnende 17jährige Magda einen gewissen Eindruck machte und ein weiteres Werben um sie auch im Bereich des Möglichen lag. Oder hat er auch diese Begegnung schon planvoll herbeigeführt, sich also allein ihretwegen in das von Leysin nicht weit



entfernte Vevey begeben? Denn Verbindungen zwischen seiner und ihrer Familie gab es bereits. Sein älterer Bruder Karl war seit 1889 mit Magdas Kusine Lucia verheiratet – in den Lesmona-Briefen Heinz und Rena Retberg –, und Magdas Bruder Georg (eigentlich Gustav) wiederum mit einer Pauli-Kusine verlobt. Daran ließ sich anknüpfen, denn was an Geld hinter dieser Melchers-Tochter stand, war für einen Bremer sowieso klar. Jedenfalls kam Pauli im Oktober 1893, ein halbes Jahr nach der Begegnung in Vevey, urlaubsweise nach Bremen (er selbst verortet sich für diese Zeit weiterhin in der Schweiz), um sich hier, wie wir aus ihren Briefen wissen, bis Weihnachten im Hause seines Bruders an der Einstudierung von Theaterszenen zu beteiligen. Magda war auch eingeladen, wie sie am 11. Mai 1894 rückblickend an Bertha schreibt – da wird ja wohl niemand zweifeln, daß dies kein Zufall war.

Wie sie weiter erzählt, nehmen ihre Kusine und deren Mann dann allerdings mit einem gewissen Befremden wahr, daß der zum Zweck der Brautwerbung angereiste Sanatoriums-Urlauber abgebrüht genug ist, unterderhand ein Verhältnis zu einer Parfümerieverkäuferin anzuknüpfen, zu der er sich, eine Gefährdung durch die späte Nachtluft vorschützend, regelmäßig abends um Neun zurückzieht. „Die Abendluft ist aber doch um 11 nicht schlechter als um 9“, wundert sich Magda und kann den Grund für sein regelmäßiges Verschwinden nicht entdecken. Ihre Kusine, nur fünf Jahre älter als sie und als eine geborene Melchers auch qua Herkunft auf ihrer Seite, will mit dieser Eheanbahnung nun aber nichts mehr zu tun haben. Sie entschuldigt Gustav Pauli bei ihr ausdrücklich nicht, als er die Verabredung für Florenz im Frühjahr 1894 nicht einhalten kann – wegen einer Erkältung darf er Leysin nicht verlassen –, und auch die Sache mit ‚Rudis Französin‘ wird ihr – sogar von Paulis Bruder! – nunmehr gesteckt. Magda ist empört, aber mehr, als daß sie einen Nachttopf ‚zum Abreagieren‘ aus dem Fenster wirft, geschieht doch nicht. Als ihr Pauli im Sommer 1894 in Bremen wieder über den Weg läuft, deutet sie seine Erregung über die nichtausgerichtete Entschuldigung als ein Zeichen seiner Neigung für sie und scheint ihm zustimmen zu wollen, daß sich die Kusine hier ‚sehr unrecht‘ verhalten habe. Pauli wird dann allerdings im Hause seines Bruders noch ein ernstes Wort über diese Torpedierung seiner Ehepläne gesprochen haben, denn weitere Warnsignale aus dieser Richtung empfängt sie nicht. Warum sie nicht von sich aus skeptischer war und überhaupt so auf ihn fixiert, wollen wir

hier erst einmal unerörtert lassen, es kommt ausführlich im vierten Kapitel zur Sprache. Trotz ihres Erlebnisses mit Percy erhält er jedenfalls wenige Wochen später, beim Verlobungsfest ihres Bruders Gustav und seiner Kusine Emmy, von ihr das erwartete Jawort.

Was er erreichen wollte, war hinsichtlich dieser Braut freilich erst erreicht, wenn auch ihre Eltern zustimmten, und die waren erst einmal dagegen. Mehr als ihr Widerstand an sich kränkte ihn allerdings die Tatsache, daß sie ihm unumwunden die überstandene Krankheit zum Vorwurf machten. „Wohl zu verstehen“ nennt er gequält die Bedingung, daß er sich erst einmal einen Winter lang im feuchten Klima Dresdens ‚bewähren‘ mußte, bevor die Verlobung offiziell bekanntgegeben werden durfte. Und das für eine Frau, bei der er sich wahrscheinlich jedesmal einen Ruck geben mußte, sie überhaupt anzusehen! Wie war das für einen anständigen Menschen ohne einen Verlust an Selbstachtung durchzuhalten? So weit wie Grünlich, der vor Tony Buddenbrook auf den Knien herumrutscht, muß er in seiner Verstellung freilich nicht gehen und geht er auch nicht. Im Gegenteil, hält man sich vor Augen, wie er sie behandelt in dieser Zeit, so scheint es, als habe er zumindest sie über seine wahren Empfindungen nicht im unklaren lassen wollen. Und wer weiß, ob es ihm nicht am Ende sogar recht gewesen wäre, wenn sie doch noch nein gesagt hätte. Mit zunehmendem Abstand von seiner Krankheit und den sich in Dresden erneut ergebenden guten Berufsaussichten mag er sich doch mitunter gefragt haben, ob er sich diese Ehe wirklich antun mußte. Wenn er sie aber erkennen ließ, daß er sie nicht liebte, sie jedoch an der Verbindung festhielt, so war dies ihre Sache und er brauchte sich allzu große Vorwürfe nicht zu machen. Das war dann eben jene unergründliche Gescheitheit des unwissenden Backfischs, an der man zu seinem Schaden jedenfalls nicht herumdeuteln mußte. Daß er sich vor ihren Eltern hatte demütigen müssen bzw. von ihnen gedemütigt worden war, vergaß er ihr dennoch nicht. Es war immer der Punkt, in dem er sein eigenes schlechtes Gewissen zur Ruhe bringen konnte.

Äußerlich entwickelte sich ihre Verbindung dann aber ganz so, wie es erwartet worden war. Nach der Hochzeitsreise – sie waren zunächst nach Vevey, dann nach Italien gefahren – bezogen sie die vorbereitete ‚Etagé‘ in der Dresdner Südvorstadt, Liebigstraße 16 (das Haus steht nicht mehr, doch läßt die Straße den einstigen Komfort noch erkennen), und noch im gleichen Jahr im Dezember bekam Magda ihr erstes Kind, einen Sohn. Und Pauli kam beruflich voran. An-



fangs nur Bibliothekar an der Kunstakademie, wurde ihm bald auch die Kupferstichsammlung übertragen, dann die Bibliothek der Sekundogenitur, Besitz des jeweils in der Erbfolge ‚zweiten‘ sächsischen Prinzen, und schließlich auch noch die Bibliothek des Königs selbst. Ausgefüllt haben ihn diese Aufgaben allerdings nicht. Nicht nur, weil er wenig zu tun hatte – der König z.B. bestellte ein einziges Mal ein Zeitschriftenheft, und das war nicht da –, sondern auch, weil sein Interesse weiterhin ganz der Bildenden Kunst galt. So strebte er nach nichts mehr, als sich möglichst oft beurlauben zu lassen, um auf diesem Gebiet weiter seinen Studien nachgehen zu können.

Dies geschah auf Reisen, wie er sie Magda während der Verlobungszeit ja schon ankündigt, und es bedeutete, wie ebenfalls angekündigt, daß er allein fuhr. Nach seiner Londonreise im Frühjahr 1897 war er im Herbst noch in Italien und ebenso dort auch in den folgenden Jahren regelmäßig im Frühjahr oder Herbst. In der Bremer Zeit folgten mehrere Reisen nach Frankreich, 1904 eine Reise nach Griechenland, 1911 eine zweimonatige Reise nach Spanien sowie beständige kürzere Reisen natürlich auch innerhalb Deutschlands. Daß Magda so gut wie nie mitfuhr – sie erwähnt eine einzige gemeinsame Italienfahrt um 1908, er keine –, läßt sich für die ersten Jahre natürlich mit auf die Schwangerschaften und Kinder zurückführen. Im Sommer 1898 bekam sie ein zweites Kind, ein Mädchen, das jedoch bei der Geburt starb, 1902 die Tochter Liselotte und 1914 noch einen Sohn, Carl Theodor. Aber das allein war es doch nicht. Bereits für ihr erstes Kind hatte sie, wie von zuhause gewohnt, ein Kindermädchen, so daß sie schon einmal abkömmlich gewesen wäre, und später, als die Kinder größer waren, blieb die Situation dieselbe. 1928 und 1935 war Pauli sogar für jeweils mehrere Monate ohne sie in den USA. Anzunehmen, es sei bei solchen beruflich motivierten Reisen damals nicht üblich gewesen, die Ehefrau mitzunehmen, wäre irrig. Pauli selbst erwähnt gelegentlich, daß andere sich von ihren Frauen begleiten ließen, und am Geld, falls man das denken sollte, hat es schon gar nicht gelegen.

Da er sie nun des öfteren allein ließ – womit hat sie sich beschäftigt, was hat sie getan? Über die Dresdner Jahre sagt sie nirgendwo etwas – die werden wohl halb noch von rückwärtsgewandter Trauer, halb von stummer Enttäuschung bestimmt gewesen sein. Im übrigen verliefen sie auch unruhig: 1897 mußten sie umziehen (nicht weit: Franklinstraße 7), da in der Liebigstraße der Hauseigentümer wechselte. Mit

der Heimkehr nach Bremen im Herbst 1899 jedoch trat sie aus ihrer Zurückgesetztheit allmählich heraus und suchte Anschluß bzw. sammelte um sich einen Kreis junger, beweglicher, ihr freundschaftlich verbundener Menschen, der ihr für die Beziehungslosigkeit ihrer Ehe einen gewissen Ausgleich bot. Es war die von ihr geschilderte ‚Goldene Wolke‘, eine lockere Verbindung von Künstlern, musisch begabten Kaufleuten, jungen Frauen aus wohlhabenden Familien und allerlei namhaften Gästen, die Pauli als Direktor der Bremer Kunsthalle in sein Haus zog. Die Dichter Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt sind zu nennen, die Schriftsteller Julius Meier-Gräfe und Eduard von Keyserling, die Kunstförderer Alfred Heymel, Harry Graf Kessler und Eberhard von Bodenhausen, aber auch der Maler Konrad von Kardorff und der Zigarrengroßhändler und Kunstsammler Leopold Biermann (später Adoptivvater des Herausgebers ihrer Briefe). Auch Rilke lernte sie hier kennen und später Hofmannsthal, der sie einmal ironisch-verliebt unter das halbe Dutzend entzückender Frauen rechnet, die er ‚wie auf einer chinesischen Seidendecke‘ um sich versammelt habe. Zur Uraufführung des *Rosenkavaliers* im Januar 1911 fuhr sie eigens mit zwei ihrer ‚Wolkenschwestern‘ nach Dresden. Ansonsten traf man sich reihum in den Privathäusern des Kreises, las sich vor, musizierte, tanzte, machte Ausflüge in die nähere Umgebung und beteiligte sich auch mitunter an der Ausrichtung öffentlicher Festakte.

Wenn Magda Paulis Schilderung dieser ‚Goldenen Wolke‘ ein bißchen den Eindruck erweckt, als habe es sich hier um etwas für Bremen Bedeutsames gehandelt, so greift dies allerdings doch zu hoch. Es war dies stets nur ein kleiner, immer privat bleibender Kreis von Angehörigen ‚besserer‘ Bremer Familien (noch nicht einmal der politischen oder wirtschaftlichen Führungsschicht), dem es lediglich um Unterhaltung und Zerstreuung ging. Doch was will man? Diese glücklich-geborgene Oberklasse der Vorkriegszeit lebte nun einmal im Überfluß und war von der Gottgegebenheit sozialer Unterschiede noch so überzeugt, daß sie sich auch durch den Mangel anderer nicht eingeschränkt fühlte. Was man besaß, hatte man ‚verdient‘, auch wenn man es nur geerbt hatte, und geerbt wurde mehr und mehr nach drei Jahrzehnten Frieden, Wirtschaftswachstum und einer anhaltend ungleichen Verteilung der erzielten Gewinne. So ging es in dieser Schicht im wesentlichen darum, viel freie Zeit angenehm auszufüllen, zumal für die Frauen, und für die Männer jedenfalls insoweit, als sie vermögend

genug waren, sich irgendwelcher Berufsarbeit nur nebenher widmen zu müssen.

Dem diente auch die Beschäftigung mit Kunst. Schon die Künstler selbst jener Zeit kamen ja nicht selten aus solchen Familien, und im übrigen sicherten die geistigen wie materiellen Voraussetzungen, an die das Kunstinteresse gebunden war, auch die erwünschte Exklusivität. Allerdings war es nichts Schweres, nichts Provokantes, dem man sich zuwandte, sondern es ging um ‚Stimmung‘, um die Wiedergabe des flüchtigen schönen Augenblicks. Der Inbegriff moderner Kunst war deshalb für diese Schicht der Impressionismus, nicht nur in der Malerei, wo dieser Begriff ursprünglich herkam, sondern auch in Dichtung und Musik, auf die man ihn übertrug. Impressionistisch war aber nicht nur die bevorzugte Kunst selbst, sondern auch der Umgang mit ihr. Man wählte aus, was für den Augenblick paßte, überließ sich heute diesem, morgen jenem Eindruck und brauchte die Idee des sozialen Nutzens, also daß mit Kunst irgend etwas zu klären oder gar zu verändern sei, noch nicht einmal als Alibi. Nur in dem Gefühl der Vergänglichkeit, das dieser Hingabe an den stimmungsvollen Augenblick beigemischt war, darin, daß man immer mitempfand, „daß alles gleitet und vorüberirnt“, wie es bei Hofmannsthal heißt, bewies diese Kultur ihr historisch-soziales Gespür. Es lag darin die Ahnung vom nahen Untergang auch ihrer selbst, die Ahnung, daß es sich bei diesem sensibel-genießeri-schen Zuschauertum um ein Privileg handelte, dem die soziale Wirklichkeit bald ein Ende machen würde. Der Weltkrieg und die ihm nachfolgenden sozialen Umwälzungen entzogen ihm dann ja auch zunächst die moralische, die Inflation die materielle Grundlage, so daß der Impressionismus wirklich zum Abgesang auf eine Epoche wurde.

Für Magda, so sehr sich dies alles in ihrem Buch widerspiegelt, war die ‚Goldene Wolke‘ freilich doch mehr als nur ein Zeitvertreib. Man merkt ihren Beschreibungen an, wie not es ihr tat, daß sie hier mit Menschen zusammenkam, denen sie etwas galt, die ihr ein bißchen den Hof machten und die auch ihren Witz und ihr Erzähl-talent zu schätzen wußten. Denn Pauli ignorierte sie offenbar nach wie vor. Zwar hatte sie es eigentlich sogar ihm, d.h. seinem Amt zu verdanken, daß sich dieser Freundeskreis um sie bildete, und es waren auch zumal seine Kontakte, die ihm immer wieder neue Impulse gaben. Doch in die sich entwickelnden Freundschaften war er gar nicht so sehr eingebunden. Schon die Art, wie er über diese ‚Goldene Wolke‘

halb wie über eine Kinderei in wenigen Abschnitten hinweggeht, während sie ein ganzes Buch über sie schreibt, macht deutlich, wie verschieden ihre Anteilnahme hier war. Bei vielen der gemeinsamen Unternehmungen ist er offenbar auch nicht einmal dabeigewesen, sei es, daß er sich als der bei weitem Älteste oft schlicht fehl am Platz fühlte, sei es, daß diese Unternehmungen besonders dann zustande kamen, wenn er anderweit beansprucht war. Jedenfalls berichtet sie von einer ganzen Anzahl von Ausflügen mit Freundinnen oder Ehepaaren aus diesem Kreis, die ohne ihn stattfanden, Autofahrten in die nähere Umgebung, Ferien in Bad Rothenfelde und sogar Reisen nach Paris, Berlin und Dresden.

Daß sie dies für ihre enttäuschende Ehe nicht entschädigen konnte, ist freilich auch zu erkennen. Denn nicht genug damit, daß er sie immer wieder über Wochen hin allein ließ, scheint er ihr auch noch durch seine regelmäßigen Liebschaften Kummer gemacht zu haben. Später jedenfalls, in ihrem Brief an Thomas Mann, wird sie von seinem „starken Trieb zu anderen Frauen“ sprechen, und da muß jemand wohl schon tief und nachhaltig verletzt worden sein, bevor ihm im Alter und einem Dritten gegenüber solche Worte über die Lippen kommen. Zeitweilig teilten sich die daraus ergebenden Spannungen sogar seinen Berufskollegen mit, wie seinem Briefwechsel mit Alfred Lichtwark zu entnehmen ist. Lichtwark, Direktor der Hamburger Kunsthalle und mit Gustav Pauli ebenso wie mit Magda befreundet, stellt im Juni 1910 in einem Brief an Pauli die Frage „Viele Grüße zu Haus?“ und kehrt dann erst im März 1911 wieder zu seiner Gewohnheit zurück, auch Magda und die Kinder in seine Grußformeln einzubeziehen.

In der *Goldenen Wolke* spiegelt sich ihre Enttäuschung am deutlichsten in der Szene wider, wo ihr ein russischer Maler, Tatje genannt, aus der Hand liest und ihr etwas über ihre Zukunft prophezeit. Dies fällt in den Herbst 1905, und Tatje, übrigens auch von Pauli seiner menschlichen Hellsichtigkeit wegen bewundert (ohne daß man freilich erfährt, welcher Erfahrung er selbst diese Einsicht verdankt), erklärt ihr, daß sie trotz ihres Umschwärmtseins innerlich leide, daß sie krank nicht nur am Herzen, sondern auch in der Seele sei. „Das will ich doch gar nicht wissen“, zitiert sie da ihre Erwidernng und gibt so nichts anderes zu verstehen als: das weiß ich auch allein. Von der Lesmona-Geschichte her könnte man dazu neigen, hier an Percy zu denken, aber um ihn kann es sich doch eigentlich nicht mehr gehan-

delt haben. Zwar waren beide, Magda wie er, über ihre wechselseitigen Schicksale durch Freunde und Verwandte stets gut unterrichtet, aber gesehen hatten sie sich nicht in diesen zehn Jahren, nicht jedenfalls, daß man wüßte, und so kann mehr als eine wehmütige Erinnerung an diese Liebe eigentlich nicht zurückgeblieben sein. Wenn sie also unglücklich war, so nicht, weil sie diese Liebe verloren, sondern weil sie die ihres Mannes nicht gewonnen hatte und er sie durch sein Verhalten auch noch immer wieder kränkte.

Indessen hat sie sich damit dann doch nicht einfach abgefunden. Es gibt in ihrem Buch auch Andeutungen auf ein Liebesverhältnis ihrerseits, worüber man in diesem Falle schon deshalb nicht schweigen mag, weil man es ihr zum Trost nachgerade gewünscht haben möchte. Der erste Hinweis findet sich in der Wahrsage-Szene, wo ihr prophezeit wird, daß sich das ersehnte Glück noch einstellen werde, wenn auch vielleicht nicht für lange Zeit. Diese Prognose bestätigt sie ausdrücklich, und aus verschiedenen Andeutungen läßt sich vermuten, daß es entweder der in ihrem Kreis verkehrende Offizier Max von Frantzius war, zu dem sich das Verhältnis entwickelte, oder einer seiner Kameraden. Frantzius war unverheiratet und nur zwei Jahre älter als sie, begleitete sie oft auf ihren Ausritten, wofür Pauli nicht zu haben war, und für die Schönheit dieser Stunden schlägt sie noch einmal Töne an, wie man sie auch in ihren Briefen aus der Lesmona-Zeit findet. Allerdings hat Frantzius Bremen im Herbst 1905 verlassen und ist nach Südafrika gegangen, eben zu der Zeit, als Tatje ihr von ihrem Leiden und kommenden Glück spricht, und so dürfte ein anderes Erlebnis für sie wichtiger gewesen sein.

Irgendwann nämlich in den nächsten drei Jahren wuchs ihr eine Zuneigung derart über den Kopf, daß ihre ‚Wolkenschwestern‘ eingriffen und sie zur Ablenkung für einige Wochen nach Paris verfrachteten. Zwar erzählt sie diese Stützungsaktion nicht direkt in bezug auf sich, aber den Umständen nach kann sie eigentlich nur ihr gegolten haben. Die lyrischen und musikalischen Chiffren, mit denen sie diese anonymen Liebesschmerzen beschreibt, sind dieselben, die sie auch für ihre eigenen Stimmungen gebraucht, und von dem Mann, um den es geht, berichtet sie, daß er zum Abschied nicht am Bahnhof erschienen sei, sondern draußen an der Strecke gewartet und der davonfahrenden Geliebten noch einmal gewinkt habe. Wer aber außer der Davonfahrenden selbst kann dies gesehen und wer außer ihr würde es sich gemerkt haben? Und noch ein Indiz: In dem von ihr

angelegten großen Fotoalbum zur ‚Goldenen Wolke‘, das heute dem Bremer Landesmuseum gehört, gibt es ein Bild von Frantzius im Kreis mehrerer Offiziere, auf dem das Gesicht des einen, offenbar von ihrer Hand, durch eine Kritzelei unkenntlich gemacht ist. Beweis nachträglicher Enttäuschung, von Reue, von Scham? Da sie sicherlich nie daran gedacht hat, sich scheiden zu lassen, lagen Glück und Unglück in diesem Falle natürlich immer nahe beieinander, und im Rückblick mag sie sich einfach nur schwach vorgekommen sein, daß sie ihren Gefühlen einmal so nachgegeben hatte.

Die glücklichen Bremer Jahre – denn Jahre des Glücks waren es im ganzen doch – gingen zu Ende, als Gustav Pauli Anfang 1914 das Angebot erhielt, an der Hamburger Kunsthalle die Nachfolge des verstorbenen Alfred Lichtwark anzutreten. Leichtgefallen ist ihm ebenso wie Magda der Weggang aus der Vaterstadt nicht, aber beruflich bedeutete das einen Aufstieg, wie er ihm willkommener nicht sein konnte. Indessen ist er dieses Aufstieges dann doch nicht recht froh geworden. Zwar besaß Hamburg gegenüber Bremen die bei weitem bedeutenderen Sammlungen, so daß seine Stimme als Kunst- und Museumsfachmann national wie international an Gewicht gewann, aber die unmittelbare Resonanz auf sein Wirken ging hier eher zurück. Die Bremer Kunsthalle, damals wie heute von einem Verein getragen, war ein Mittelpunkt des städtischen Kulturlebens gewesen, so daß seine Arbeit, bei aller Einmischung, die das mit sich bringen konnte, doch jedenfalls stark beachtet wurde. In Hamburg war alles größer und anonym, und die Zeitumstände, die sowieso die Kunst zu einer mehr und mehr zweitrangigen Angelegenheit machten, schränkten das öffentliche Interesse zusätzlich ein. Aber auch die schwerste Enttäuschung seines Berufslebens traf ihn hier. Für eine Ausstellung deutscher Romantiker, die 1931 im Münchner Glaspalast veranstaltet wurde, hatte er aus den Beständen der Kunsthalle siebenzehn Bilder hergeliehen, die dann sämtlich bei einem Brand dieses Gebäudes verloren gingen. Auch wenn er sich selbst unmittelbar keinen Vorwurf zu machen hatte – der Vorwurf, den ‚notorisch bierseligen und schlampigen Bayern‘, wie es in der Hamburger Presse hieß, um seines persönlichen Renommees willen Hamburgs größte Kostbarkeiten ausgeliefert zu haben, ereilte ihn doch, und er litt unter ihm bis in seine Pensionierung hinein.

Nur für den Zusammenhalt seiner Familie und Ehe war die gesellschaftlich unauffälligere Rolle, die er und Magda in Hamburg



spielten, wohl ein Gewinn, ja es scheint sogar, als habe sich hier doch noch ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihnen entwickelt. Freilich waren es eher schlimme und traurige Erfahrungen, die es entstehen ließen. Zunächst zwar war Magda im Mai 1914, mit 38 Jahren, noch einmal Mutter geworden, doch diese Freude wurde schon bald überschattet von der Sorge um den ältesten Sohn, der 1915 bereits an der Front stand. Einige Jahre nach dem Krieg stieß der Tochter ein schreckliches Unglück zu, an dem sie schwer trugen, und auch der heimgekehrte Sohn entwickelte sich nicht, wie sie es sich erhofften. Aber auch die Veränderungen im weiteren Familienkreis führten sie näher zueinander. Innerhalb weniger Jahre starben Paulis Vater, ihr Onkel (der von der Villa Lesmona) und auch ihre Eltern, so daß sie sich um Erbschaften und Nachlässe kümmern mußten. Schließlich aber war es wohl einfach das gemeinsame Altern, der zunehmende Abstand von den immer rauher werdenden Zeitverhältnissen, der sie das Verbindende allmählich deutlicher empfinden ließ als das Trennende. So scheint sich zuletzt, wenn nicht Liebe, so doch eine gewisse Fürsorglichkeit füreinander eingestellt zu haben, und ihre mit so viel Abneigung geschlossene und von so vielen Kränkungen begleitete Ehe fand wenigstens einen erträglichen Ausgang.

Was sie glücklicherweise nie zu haben brauchten, waren wirtschaftliche Sorgen. Zwar verdiente Pauli auch in den besten Hamburger Jahren nicht mehr als 1200 Mark im Monat – 1930 wurden die Beamtengehälter wieder um 20 Prozent gekürzt –, aber dank der Zuwendungen von ihren Eltern konnten sie sich stets höhere Ausgaben leisten. Um welche Summen es sich dabei gehandelt hat, wird an den Verhältnissen ihres älteren Bruders deutlich. Er lebte zeit seines Lebens von seinem Kapital und hinterließ bei seinem Tod 1938 doch immer noch eine Viertelmillion. Das heißt nicht, daß sie nicht manchmal auch rechnen mußten. Als sie nach Hamburg übersiedelten, wurde hier kein Haus wieder gekauft, wie man es in Bremen besessen hatte – Parkallee 45, ein komfortables Reihnhaus, das im Krieg zerstört wurde –, sondern sie mieteten nur noch. Die freigewordenen Mittel erlaubten dann allerdings weiterhin großzügige Ausgaben. Neben dem Stadthaus in Uhlenhorst, Adolphstraße 50 (heute Herbert-Weichmann-Straße, auch dieses Haus steht nicht mehr) leisteten sie sich in den ersten Sommern auch noch ein Landhaus bei Harburg. Magda siedelte mit den Kindern allerdings erst im Herbst 1914 nach Hamburg über, da der Neubau in der Adolphstraße erst dann fertig

wurde. In der Zwischenzeit, das Bremer Haus war schon verkauft und Pauli kam nur am Wochenende, wohnte sie noch einmal bei ihren Eltern an der Contrescarpe, wo sie auch ihren Sohn zu Welt brachte. Später, als sie geerbt hatten, erwarben sie dann aber auch in Hamburg noch ein Haus, Hagedornstraße 11, das sie 1926 bezogen. Es ist ein halbes Doppelhaus, ähnlich gebaut wie die Stadtreihenhäuser, die für Bremen so charakteristisch sind, und es hat als einziges der Häuser, in denen sie mit ihrem Mann gelebt hat, den Krieg überstanden.

Abgesehen von den Schicksalen ihrer Kinder, über die getrennt berichtet wird, muß noch Paulis Pensionierung im Herbst 1933 berührt werden. Erika Mann hat in ihren Anmerkungen zu Thomas Manns Brief an Magda Pauli erklärt, es habe sich dabei um eine Entlassung ‚aus rassistischen Gründen‘ gehandelt. Doch davon kann keine Rede sein. Pauli war Arier, um im Jargon der Zeit zu reden. Aber auch die anderswo zu lesende Angabe, er sei wegen seiner politischen bzw. unbestechlich-menschlichen Haltung aus dem Dienst entfernt worden, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Tatsache ist, daß er das normale Pensionierungsalter im Herbst 1933 bereits um zweieinhalb Jahre überschritten hatte und deshalb, wie in Paragraph 13 des Hamburger Beamtenruhestandsgesetzes vorgesehen, durch einen Beschluß des Senats pensioniert wurde. Damals mußte ein Beamter noch selbst um seine Pensionierung einkommen, was Pauli bis zu diesem Zeitpunkt nicht getan hatte.

Die Plötzlichkeit der Entscheidung – am 11. August beschlossen, wurde sie zum 30. September 1933 wirksam – hatte allerdings wirklich den Charakter eines Hinauswurfs. Doch dürften dafür eher persönliche Querelen im Umgang mit Parteimitgliedern oder deren Karrierewünsche die Ursache gewesen sein als irgendwelche politischen Differenzen. Auch die nachfolgenden Auseinandersetzungen, von denen Magda berichtet, besonders daß er die Kunsthalle zum Schluß ‚nicht mehr betreten‘ durfte, deuten auf solche Spannungen hin. Denn andernorts gab es diese Probleme für ihn nicht. Unmittelbar nach der Pensionierungsverfügung reiste er im Auftrag des Auswärtigen Amtes zu einem kunsthistorischen Kongreß nach Stockholm, 1936 war er Führer der deutschen Delegation beim Kunsthistorikerkongreß in der Schweiz, und auch seine Lebenserinnerungen konnten 1936 problemlos erscheinen. Aber auch die Würdigungen, die bei seiner Pensionierung sowie nach seinem Tod im Juli 1938 veröffentlicht wurden,



lassen trotz oder auch gerade wegen ihrer z.T. kritischen Töne auf eine politische Konfrontation nicht schließen.

Daß Pauli dem Dritten Reich distanziert gegenüberstand, ist aber natürlich keine Frage. Schon seine gewissermaßen aristokratische Herkunft und sein Alter legten nahe, daß ihm dieses plebejische Spektakel nicht gefiel. Überdies war seiner gesamteuropäischen Orientierung auch Hitlers aggressive Außenpolitik zuwider. Aber in bezug auf sein Fachgebiet, die Kunstgeschichte, gab es derartige Gegensätze schon nicht mehr. Pauli war zeit seines Lebens ein Anhänger der naturalistischen Kunsttheorie Hippolyte Taines, nach der sich das Kunstschaffen aus den Faktoren Rasse, Milieu und historischem Moment ergibt, so daß ihm die Beachtung der rassischen Zugehörigkeit des Künstlers und das Urteilen vom ‚germanischen‘ Standpunkt aus ganz selbstverständlich waren. Ebenso erregte er mit seiner geschmacklichen Orientierung keinen Anstoß, da er stets der abbildlich-realistischen Malerei zugewandt blieb und ihm die Impressionisten die letzten anzuerkennenden Modernen waren. Eine Sammlung expressionistischer Bilder bezeichnet er einmal ausdrücklich als „mir höchst widerwärtige Pinseleien“. Und was die Architektur angeht, so empfand er z.B. die antikisierende Ausgestaltung des Münchner Königsplatzes durch Hitler als besonders gelungen.

Daß sich in dieser Hinsicht Gegensätze nicht auftraten, sollte man ihm allerdings auch nicht zum Vorwurf machen. Es ist in jedermanns Belieben gestellt, irgend etwas schön oder häßlich zu finden, und selbstverständlich darf man sich Unterschiede zwischen Kunstwerken oder -richtungen, wenn man es denn für ergiebig hält, auch aus rassischen Ursprüngen erklären. Es ist leider auch eine der Hypothesen des Dritten Reiches, daß hier immer noch mit moralischen Kategorien gemessen wird, wo es doch eigentlich nur um Geschmacksäußerungen geht. Selbst auf die Auseinandersetzung mit der jüngsten Moderne färbt das noch ab. Doch sollte man sich heute wirklich nicht mehr einreden lassen oder unterstellen, daß, wem ein gegenstandsloses Bild oder eine abstrakte Plastik nicht gefallen, auch ein Arbeits- oder Ausstellungsverbot für den Künstler erwägt oder gar an KZ-Haft für ihn denkt.

Das gilt auch für Gustav Pauli, der in Kunstdingen stets ein energisches Urteil hatte. Und dasselbe ist ihm zugute zu halten, wenn er

beklagt, daß in der Moderne die „Verbundenheit der Kunst mit dem Volksganzen“ verlorengegangen sei und die Maler nicht mehr wüßten, für wen oder wofür sie malten. Denn auch damit hat er recht, wie sehr auch die Nazis durch ihre Verfolgung der ‚Entarteten Kunst‘ diese Einsicht diskreditiert haben mögen. Zwar war es um die Verbundenheit der Kunst mit dem ‚Volksganzen‘ auch in früheren Zeiten nicht gut bestellt, weil ja nicht das Volk, sondern der Fürst sich die Bilder aussuchte, aber es entstand dann immerhin ‚seine‘ Sammlung, während heute, wo man Kunst ‚im Namen des Volkes‘ anschafft, dabei aber nach dem Geschmack des Volkes nicht fragt, am Ende niemandes Geschmack berücksichtigt wird. Daß Pauli, der von diesem System lebte, an dieses bis heute bestehende Problem überhaupt gerührt hat, ehrt ihn vielmehr, auch wenn seine Hoffnung, der ‚Götterschritt‘ der Machtergreifung werde hier Besserung bringen, dann doch trog. Aber dies war ja nicht nur seine Illusion.

War Gustav Pauli ein bedeutender Mann? Daß man ihm in Bremen ein ehrendes Andenken bewahrt – man hat hier sogar einen Platz nach ihm benannt –, ist gut und richtig. Er hat die Bremer Kunsthalle zu einer weit über die Stadtgrenzen hinaus anerkannten Sammlung gemacht, sich für die damals noch junge Worpsweder Malerschule, besonders für Paula Modersohn-Becker eingesetzt und überhaupt für das Bremer Kulturleben viel getan. Mit Geschick, Sorgfalt und großem Fleiß hat er hier, aber auch in Hamburg, die Kunsthallenbestände geordnet, vervollständigt, zugänglich gemacht, hat Kataloge angelegt, Ausstellungen organisiert, Vorträge gehalten und sich immer auch darum bemüht, ein breiteres Publikum für seine Arbeit zu interessieren. Allerdings scheint ihm, sieht man auf seine Reise- und Repräsentationstätigkeit, die eigene Rolle dabei kaum weniger wichtig gewesen zu sein als die Sache selbst. Andauernd war er unterwegs, Verbindungen anknüpfend, eingeladen, delegiert, was freilich weiter keinen Unterschied machte, da er ohnehin fast alle seine Reisen selbst bezahlte. Insofern ist der Geldpunkt für seine Bedeutung als Kunstbotschafter nicht zu unterschätzen. Bei seinen Kollegen galt er wegen seiner Reismöglichkeiten schlicht als reich, ein Glückskind, und da er auch aufzutreten verstand und unter den sonst eher kleinbürgerlichen oder genialisch-wirren Vertretern seiner Zunft eine auffallend gute Figur machte, besaß er tatsächlich Verbindungen und Kontakte, die ihn als Organisator und Vermittler ungewöhnlich erfolgreich sein ließen.

Was man allerdings vermißt, das ist die Idee, die Sendung, die hinter dieser Umtriebigkeit steht. Auch zumal in seinen wissenschaftlichen Arbeiten – er hat ein rundes Dutzend davon geschrieben – sucht man danach vergeblich. Es sei die ewige Aufgabe der Kunst, schreibt er einmal zu Paula Modersohn-Becker, „einen Gefühlswert rein zu vermitteln“, und offenbar hat auch er selbst sich ihr darum nur zugewandt, d.h. eigentlich nur seine Gehemmtheit durch sie überwinden wollen. Trotz seines Vorsatzes, Kunst in ihrer historischen Bedingtheit zu erkennen und zu verstehen, beschreibt er doch am liebsten, wie sie auf ihn wirkt, und dies ohne Rücksicht auf seine Theorie so, als müsse sich diese Wirkung immer und ewig gleichbleiben. Das muß nicht unergiebig sein und ist es auch nicht, aber als eine weitreichende, bedeutende Erkenntnisleistung kann es dann doch nicht gelten. Er sei ein „Tausendsassa, der mit Centnern und Papierkugeln zugleich jongliert“, schreibt Lichtwark einmal in einem etwas zwiespältigen Lob über ihn. Zum Eindruck der Unverbindlichkeit trägt aber auch bei, daß es ihm oft weit weniger darum zu gehen scheint, etwas Richtiges und Wichtiges als vielmehr etwas Feines zu sagen, so daß seine Spracheitelkeit nicht selten schon das Lächerliche streift. Den Zeitgenossen allerdings imponierte die Unbeirrbarkeit, mit der er seinen Geschmack zu einem allgemeingültigen erhob, und es imponierte ihnen auch, daß er sich dabei von den aktuellen Tendenzen der Kunstentwicklung kaum beeinflussen ließ.

Da sich alles änderte und die Kunst überhaupt an Bedeutung verlor, standen am Ende freilich doch Ratlosigkeit und Resignation. In seinen Lebenserinnerungen gibt es dafür ein merkwürdig offenes, für einen Wissenschaftler geradezu entlarvendes Bekenntnis, auch wenn es als ein solches sicherlich nicht gemeint war. Im Zusammenhang mit seiner Pensionierung stellt er fest, daß sich sein äußerer Wirkungsbereich leider schneller verenge als sein Gesichtskreis. Wie jedoch könnte dies jemand bedauern, dem es um Erkenntnis zu tun ist? Hätte er nicht sogar froh sein müssen, daß er nun endlich dazu kam, seine Erfahrungen zu ordnen und sie ins Grundsätzliche zu vertiefen? Doch schon seine Erinnerungen wirken in dieser Hinsicht sonderbar richtungslos. Er läßt Hunderte, wirklich Hunderte von Personen und Situationen vor dem Leser Revue passieren, geht auf jede von ihnen knapp ein und wendet sich dann einem neuen, anderen Moment zu. Die Vielfalt seiner Erfahrungen, die sich ja über ganz Europa hin bis nach Amerika erstreckten, bescherten dem Buch in dem mehr und mehr sich ein-

engenden Horizont des Dritten Reiches über ein halbes Dutzend Auflagen. Aber was ihn berührt, woran sein Herz gegangen hat, fragt man sich vergebens. Nicht einmal mehr die Kunst spielt hier als Erkenntnisobjekt eine Rolle. Was bleibt, ist der Eindruck, daß da jemand gegen das Leben sehr früh sehr gleichgültig war oder geworden ist und nun, am Ende, einfach froh ist, es hinter sich zu haben. „Wer durch den ganzen Tag gerannt, / bis er am Abend heimwärts fand, / der spricht mit Fug: / Es ist genug“, schließt er seine Erinnerungen mit den Versen eines schlesischen Dichters.

Gestorben ist Gustav Pauli am 8. Juli 1938 in München. „Er brachte weder die Kraft noch den Wunsch auf, nach einer Operation genesen zu wollen“, wird Magda, die bei ihm war, später an Thomas Mann schreiben. Die Zeitungen stellten es als ein großes symbolisches Zusammentreffen heraus, daß es am Vorabend der Eröffnung des ‚Hauses der deutschen Kunst‘ geschah, die in München pomphaft gefeiert wurde. Doch das war ein Fehlurteil und wäre es auch gewesen, wenn damals wirklich eine neue Epoche der Kunst und Kunstpflege begonnen hätte. Paulis Welt, die Welt einer im Kunstgenuß sich verständigenden oder Verständigung suchenden Oberschicht, war schon zwischen 1914 und 1918 untergegangen. Zu allem, was danach kam und so oder so in den Umgang mit Kunst die Frage nach ihrer sozialen Bedeutung hineinzog, hatte er keine Idee, kaum eine Meinung. Ihm hatte genügt, daß er an ihrer Hand leidlich durch das Leben gekommen war. „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles“, heißt es am Schluß von Rilkes *Requiem auf den Grafen von Kalckreuth*. Wie unter so manchen Lebensweg von Angehörigen dieser Generation, die auf das Zerfallen ihrer Wertbegriffe keine Antwort wußten, könnte man es auch unter den von Gustav Pauli schreiben.

Für Magda, die ihm das Überstehen finanziell ermöglicht hatte und nunmehr 62 Jahre alt war, bezeichnete sein Tod den Eintritt in einen nochmals neuen Lebensabschnitt. Sie sprach nicht mehr viel von ihm, sondern kehrte in Gedanken und Schriften weit in die Vergangenheit zurück. Es war nach Jugendzeit und Ehe ihr drittes Leben und dauerte noch mehr als drei Jahrzehnte.



*(5) Magda und Gustav Pauli am 3. Juni 1895 (Brautfest in Lesmona)*



*(6) Ehepaar Pauli mit Sohn Alfred (1898)*





*(7) Magda Pauli im April 1905*



*(8) ‚Tatje‘ Salzmänn, Gustav Pauli und Konrad von Kardorff  
vor dem Bild Alfred Heymels im Mai 1907 (v.l.n.r.)*





(9) Magdas Kinder im Frühjahr 1918



(10) Familie Pauli 1930

### Kapitel 3 *Percy und seine Familie*



(10a) Hagedornstraße 11, Familie Paulis  
Hamburger Haus von 1926 bis 1940

Die Gestalt Percy Rösners kommt einem unter diesem Namen in den Briefen so nahe, daß man zunächst enttäuscht ist, wenn man erfährt, daß er gar nicht Percy hieß und auch nie so genannt wurde. Sein richtiger Name war Johannes Gustav Hermann Rösing, mit dem Rufnamen Gustav wie Magdas Mann, nur daß man auch diesen Namen für ihn nicht gebrauchte. Gustav, ihr Mann, hieß im Familienkreis Gusti, Gustav Rösing hieß – etwas merkwürdig – Goschen. Kurz gesprochen ist das die niederdeutsche Form von Gottschalk, aber bei ihm soll der Name lang – *Gooschen* – gesprochen worden sein, und so handelt es sich wohl um eine Wortbildung aus Kindertagen, als er Gustav noch nicht sagen konnte. Aber wir wollen ihm hier den Namen Percy doch lassen. Magda selbst hat ihn schließlich für ihn ausgesucht, und sie hat in seinem Falle sicherlich weniger die Identifizierung verhindern wollen, als daß es ihr um sein Andenken ging: Percy von Parzival, Inbild des ritterlichen Helden, und in England auch der Name für einen perfekten Gentleman.

Percy also. Er war der Jüngste des Londoner Rösing-Zweiges, vier Söhnen und einer Tochter von Ferdinand Rösing und seiner Frau Cornelia, geborene Bossier, die 1865 geheiratet hatten. Ferdinand Rösing war in jungen Jahren aus Bremen nach England gekommen und hatte hier mit seinem Halbbruder Hermann eine Finanzierungsfirma für Kaffee-Importe, die *Rösing Brothers*, gegründet, die gut eingeschlagen war. Seine Frau hingegen stammte aus dem Rheinland, Hugenottenfamilie, und war die Tochter eines preußischen Appellationsgerichtsrates. So waren die zwischen 1865 und 1874 in London geborenen Kinder im Grunde Deutsche. Doch da ihre Eltern sie bewußt britisch erzogen und sie Deutsch nur noch gebrochen sprachen, ist Percy für Magda der ‚englische Vetter‘ bzw. Halbvetter, denn Vettern oder Cousins waren bereits ihre Väter.

Percy war aber nicht nur der Jüngste, er war auch jünger, als man es ihren Briefen entnimmt. Geboren am 29. Oktober 1874, war er nicht zwei Jahre älter als sie, wie sie schreibt, sondern nur ein Jahr, ein Jahr und sechs Tage genau. Doch beruht diese Fehlangebe sicherlich nur

auf einem Mißverständnis. Sie wird sich, als er sich ihr in Lesmona vorstellte, als ‚noch‘ achtzehnjährig verstanden haben, er sich als ‚schon‘ zwanzig, und so wurden zwei Jahre, was in Wahrheit nur eines war. Später, als sie es besser wußte, hat sie Bertha auf den geringeren Altersabstand dann wohl schon nicht mehr hinweisen wollen, es hätte ihre Liebe zu ihm nur noch fragwürdiger gemacht. Wenn Bertha ihrerseits am 22. Januar 1896 schreibt, Percy sei 23 (während er ja eben erst 21 und Magda 20 geworden war), so macht sie ihn freilich nochmals um ein Jahr älter, so daß der Abstand hier nun sogar drei Jahre beträgt. Wie man sich dies zu erklären hat, werden wir im zehnten Kapitel erörtern, wo es auch um andere Unstimmigkeiten in ihren wie Magdas Briefen geht und damit – leider – auch die Frage gestellt werden muß, ob wirklich alle Briefe echt sind. Ein Versehen jedenfalls scheidet aus, da Percy ein Vetter zweiten Grades auch von Bertha war und sie die Familienverhältnisse kannte.

Geboren und aufgewachsen ist Percy in Sydenham im Süden Londons, wo seine Eltern am Hang von Sydenham Hill ein großes Haus im Tudorstil besaßen, damals *Melrose*, später plastisch *The Towers* genannt. Es stand dort noch bis 1970 und hatte einen weiten Blick nach Westen über die Parkanlagen des Dulwich Colleges. Wenn er hier eine schöne Kindheit hatte, wie anzunehmen, endete sie jedoch früh. Seine Mutter starb im August 1886 an Gehirnhautentzündung, 42 Jahre alt, da war er noch nicht zwölf, und ein Jahr später starb auch sein Vater. Er war nach Bad Godesberg zu einer Kur gefahren, ein Nierenleiden, das er in der dortigen Wasserheilanstalt zu lindern suchte, und wie nicht selten bei solchen Trinkkuren kam es zu einem Herzversagen. So saßen die fünf Geschwister, 13 bis 22 Jahre alt, also plötzlich allein da, mit einem Barvermögen von 50 000 Pfund (nach dem bis zum Ersten Weltkrieg stabil bleibenden Wechselkurs eine Million Goldmark), einem ihnen in Erbpacht gehörenden Haus und einer gut eingeführten Handelsfirma, die in der City, Basinghall Street, von einer Büroetage aus weltweit Geschäfte abwickelte. Konnte das gut gehen? Für die Älteren, immerhin, war schon etwas in die Wege geleitet. Der Älteste war bereits in Übersee und blieb dort auch, und der Zweite ging bald darauf als Volontär nach Bremen. So blieben also nur die Tochter und die beiden Jüngeren, Percy und Arthur, in dem Haus zurück. Für eine gewisse familiäre Betreuung sorgte Magdas Onkel, Carl Eduard Melchers, der ebenfalls in London Kaufmann war, und um die Firma kümmerte sich ein Teilhaber.

1888 bezog Percy wie vor ihm schon der zwei Jahre ältere Arthur das Dulwich College, eine berühmte Schule, nach deren Besuch man beinahe selbstverständlich in Oxford oder Cambridge ein Studium aufnahm. Arthur tat das auch, nachdem er das College 1890 ordnungsgemäß abgeschlossen hatte, und ging zu einem Sprachenstudium nach Cambridge. Doch Percy entschied sich überraschend anders. Er ging ebenfalls 1890 ab, wenige Wochen, nachdem er sechzehn geworden war, und begann eine Lehre als Automechaniker. Alles sieht nach einem vorzeitigen, ungeplanten Abbruch aus, Durchsetzung nur einer Jungenlaune, doch der Anlaß war ernster. Kurz zuvor hatte seine Schwester geheiratet, und da der Mann, der achtzehn Jahre älter als er war, mit in das gemeinsame Haus zog, sah er sich praktisch unter dessen Aufsicht gestellt und ergriff die Flucht. Immerhin konnte ihn Magdas Onkel, in dessen Nähe er unterkam, nach einem Jahr aber dazu bewegen, die Mechanikerlehre gegen eine Ausbildung zum Kaufmann zu tauschen, so daß er dann doch in die Familientradition noch einschwenkte.

Denn im Grunde war dies für einen Jungen seiner Herkunft und Bestimmung der normale Weg: eine Art ‚Mittlerer Reife‘, dann eine Lehrzeit in einer ähnlichen Firma wie der väterlichen (um Gottes willen nicht in dieser selbst), danach Kommiss, also Gehilfe bzw. Angestellter, dann Volontär, möglichst im Ausland, am besten in Übersee, und dann der Eintritt in das väterliche oder in ein befreundetes Geschäft als Teilhaber, also mit einer dem Alter angemessenen finanziellen Verantwortung. Als Percy im Frühsommer 1894 in Bremen zu einem Erholungsbesuch eintrifft – Magda weiß von einer vorhergegangenen ‚schweren Influenza‘ –, ist er Angestellter, hat also die Lehrzeit hinter sich, und steht mit 20 Pfund gleich 400 Mark im Monat nicht schlecht da. Das waren nur 100 Mark weniger, als der neun Jahre ältere und studierte Gustav Pauli in Dresden als Bibliothekar bekam, und für ihn war dies wirklich erst ein Anfang. Mit der zu erwartenden Erbschaft konnte er sich selbständig machen oder irgendwo einkaufen, und die Firma des Vaters war auch noch da. Sorgen um seine Zukunft brauchte er sich also vorerst nicht zu machen, und wenn er sich für Mädchen interessierte, wie ersichtlich, so gewiß für das eine an ihnen nicht: für ihr Geld.

Verlieben sollte er sich dann allerdings doch besser nicht, nicht jedenfalls in ein Mädchen wie Magda, das man nur haben und behalten konnte, wenn man sie heiratete. Denn zum Heiraten ist er zu jung,



die fünf Jahre, von denen sie immer spricht, sind eher knapp gerechnet. Doch eben dies geschieht. Es sind zwar nur drei oder vier Wochen, die er mit ihr in der Villa Lesmona zusammen ist (auch hier müssen wir später ihren Briefen noch genauer nachgehen), aber sie genügen, ihn heillos in ihren Bann zu schlagen. Vormittags darf er mit ihr auf die Lesum hinausrudern oder sie reiten zusammen aus, nachmittags nimmt der Onkel sie zu seinen Besuchen mit, und abends können sie sich immer noch kurz in ‚Nizza‘ sehen, einem versteckten Gartenplatz unweit des Hauses, wo er sie nach einer neckenden Anfrage auch küssen darf. Dazu ist Frühsommer, blühendes, duftendes Geestland ringsum – es haben schon weniger günstige Umstände ausgereicht, eine unwiderrufliche Bindung zu stiften. Und Magda ist ja auch wirklich ein Schatz.

Und sie passen zusammen. „Er ist enorm freimütig und sicher“, schreibt sie, „sagt alles, was er denkt, und Onkel Herbert liebt ihn sehr.“ Freimütig und sicher ist auch sie, und so verhehlt sie auch nicht, wie sehr sie ihn in allem bewundert. „Er kann mich so wunderbar aufs Pferd heben, noch viel besser als Stensbeck bei Freese“, schreibt sie in Erinnerung an ihren Reitunterricht, „mit einem Schwung bin ich im Sattel drin.“ Er kann aber auch fabelhaft kutschieren, tanzt „wie ein Gott“, ist „enorm für Sport“ und geht zweimal täglich, auch bei schlechtem Wetter, in die Lesum schwimmen. Vor allem aber kann er singen, singt und spielt Klavier „mit einem so bezaubernden Go“, daß auch der Onkel ihn immer wieder zum Vortrag bittet. *There is a flower in my heart, Daisy, Daisy*, singt er und nennt sie dann auch bei diesem Namen. Der Onkel hält alles nur für Spiel und läßt ihn gewähren, aber zuletzt merkt auch er, was er mit seiner Arglosigkeit angerichtet hat. Da freilich ist es zu spät, und er kann Magda nur noch mahnen, vernünftig zu sein und sich diese Verbindung aus dem Kopf zu schlagen. Percy sei einfach zu jung für sie, und auch ihre Eltern würden nie zustimmen.

Als Percy, nach London zurückgekehrt, schon wenige Wochen später von ihrer Verlobung erfährt, ist er natürlich entsetzt, aber es hätte doch auch bereits der Schlußstrich unter seine Wünsche sein können. Jung wie er war, hatte er keinen Grund, sich an sie zu klammern, mochte ihm ihr Verlust auch unerträglich erscheinen. Denn wie hätte er, da er sie liebte, ihrem Glück in den Weg treten können? Doch so war es nicht. Die Verlobung, erfuhr er von ihrem gemeinsamen Freund Max, war ein Fehlgriff, der wahre Geliebte noch immer er – und nun

sollte er stillhalten und zusehen, wie sie sich unglücklich machte? Das ging nicht, es widersprach allem Menschengefühl, er mußte ihr einfach zu Hilfe kommen.

So taucht er unter dem Vorwand einer geschäftlichen Verpflichtung im Januar 1895 überraschend wieder in Bremen auf und kann ihr unauffällig einen Besuch abstatten. Sein eigenes Unglück, sagt er zu ihr, sei ihm gleichgültig, aber daß auch sie nun leide und unglücklich sei, das ertrage er nicht. „Warum löst du denn die Sache nicht?“ Doch sie kann nicht oder will nicht oder wagt es nicht und erscheint ihm in allem so hilflos, daß er nur noch überzeugt ist, an ihrer Stelle handeln zu müssen. Denn daß sie ihn nur liebt und den Verlobten nicht, gesteht sie ihm unumwunden. Doch was tun? Ein Zufall kommt ihm zuhelfe. „Du weißt doch, daß die Eltern einfach ihre Pläne ohne mich machen und daß ich wie ein Paket hierhin und dorthin geschickt werde“, schreibt sie an Bertha. Diesmal haben die Eltern beschlossen, sie im Frühjahr für zwei Monate nach London zu geben, in das Haus des Onkels, wo Percy wie ein Adoptivkind ein- und ausgeht. Sie sträubt sich zwar, doch da sie den Eltern den Grund nicht nennen kann, muß sie fahren. So kommt es ein dreiviertel Jahr nach den Lesmona-Wochen zu einer zweiten mehrwöchigen Begegnung zwischen ihnen, mit gemeinsamen Wochenenden im Hause des Onkels, abendlichen Einladungen und einem Aufenthalt auf dem Landsitz *Rusholme* in Kent, wo sie sich, wie der neunjährigen Mary auffällt, nach anfänglicher Verstimmung *sehr* gut vertragen. Und natürlich ist er nun erst recht entschlossen, alles zu unternehmen, sie aus ihrer Bindung an Gustav Pauli wieder zu befreien.

Doch wie, ohne nicht selbst sie zu heiraten? So läuft dieser Zwanzigjährige in London herum – er ist wirklich erst zwanzig, als sie bei ihrem Onkel zu Besuch ist – und plant das Unmögliche. Heiraten! Wie ging das überhaupt? Den Onkel kann er, so wohl dieser ihm will, damit natürlich nicht behelligen, die älteren Brüder, alle selbst noch unverheiratet, auch nicht, und die ihm entfremdete Schwester schon gar nicht. Nur seinem Klavierlehrer, Albert Benjamin Allen, kann er sich anvertrauen, und der will ihm in seinem Haus wenigstens ein Zimmer für seine Frau – Frau! – zur Verfügung stellen. Denn eine Rückkehr nach Bremen kommt für sie, sollte sie ihre Verlobung lösen, wegen der dort zu erwartenden Pressionen unter keinen Umständen mehr infrage. Sie kann sich nur vorstellen, dann in London zu bleiben und ihre Eltern vor vollendete Tatsachen zu stellen. Doch wie dem

zustimmen? Wie für sie sorgen? Wie ihren Eltern erklären, daß er es mit seinen zwanzig Jahren und seinen zwanzig Pfund im Monat so eilig hatte? Lauter Unmöglichkeiten, angesichts derer er dann doch wieder den Mut verlor und geneigt war, das nicht zu Ertragende einfach geschehen zu lassen.

Das letzte Mal, daß Magda ihn sieht und wir ihn sehen, ist ihr Abschied auf der Victoria-Station am 22. Mai 1895, als sie mit dem Zug zur Fähre und nach Bremen zurück muß. „It's all over now“, sagt er zu ihr, nachdem er sie vor allen Leuten auf dem Bahnsteig noch einmal geküßt hat. Dann kann sie nur noch vom Abteil aus wahrnehmen, wie der Onkel den Arm um seine Schulter legt und ihn wegführt, der Onkel, der immer mitweinen muß, wenn jemand anderes weint.

*Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,  
daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht.*

lautet ein schönes Verspaar in Goethes *Hermann und Dorothea*. Doch helfen kann der Onkel ihm nicht. Er kann ihn noch nicht einmal davor bewahren, sich zu schaden.

Denn wenn man von ihren Briefen her denkt, er habe sich nun mit allem abgefunden, Gentlemen halten so etwas aus, so ist das ein Irrtum. Er tat etwas Unbeherrschtes, etwas, das vielleicht wirklich seinen ganzen weiteren Lebensweg zu seinem Nachteil beeinflußt hat: er kündigte seine Londoner Stellung und zog ihr nach. Nicht geradezu nach Bremen, das ging nicht, aber nach Hamburg. Nur in ihrer Nähe, wird er sich gesagt haben, war die Sache noch aufzuhalten, nur wenn er in Deutschland war, ließen sich vielleicht auch ihre Eltern noch umstimmen. Der Auslöser für seine Entscheidung war vermutlich der Besuch von Max im Juli 1895 in London, bei dem dieser ihm wiederum von Magdas Kummer erzählte. Begünstigt wurde sein Entschluß aber auch dadurch, daß bereits sein Bruder Arthur nach Hamburg gegangen war, nämlich dort nach Abschluß seines Sprachenstudiums ein Kaufmannsvolontariat absolviert hatte, und jetzt nach London zurückkehren wollte. So konnte er dessen Zimmer übernehmen, Alsterglacis 10, drei Treppen hoch, mit Blick über den Dammtorwall auf die Binnenalster, und gleichzeitig auch dessen Stelle. Ab September 1895 finden wir ihn jedenfalls in Hamburg als Kaufmannsvolontär, was für ihn freilich einen Schritt zurück darstellte, da er in London bereits ganz gut verdient hatte und eine solche Ausbildungsstufe in Deutschland ihm nichts nützen konnte.

Doch was konnte er für Magda und sich überhaupt noch tun? Abgesehen davon, daß sie noch nicht einmal weiß, daß er London verlassen hat, sucht sie im Oktober in Dresden bereits die ‚Etagé‘ aus, die sie mit ihrem Mann bewohnen will. Auch Max, den sie Ende Oktober wiedersieht, weiß offenbar von Percys Schritt nichts, denn von seinem Besuch in London berichtet er so, als sei jener noch immer dort. Erst im Januar 1896 spielt er ihr etwas vor, als er unversehens mit einer Nachricht von Percy bei ihr erscheint, die er ihr angeblich aus London überbringt. Irgend etwas freilich fällt ihr auf: „Er machte ein solches Gesicht, daß ich sofort in Angst ausrief: ‚Ist Percy krank, ist Percy etwas passiert?‘“ Er kann sie beruhigen, aber das Ungewöhnliche der Situation hat sie richtig erkannt. Mit einem ‚solchen Gesicht‘ stürzt man nicht herein, wenn man eine Anreise von 24 Stunden hinter sich hat, und ebenso wird Max nicht, wie er behauptet, schon am nächsten Tag mit ihrer Antwort nach London zurückeilen. Sondern Percy ist auch für ihn überraschend in Bremen erschienen und hat ihn um diesen Botengang gebeten. Irgendwo in der Nähe wartend, will er, wenn sie einverstanden ist, sofort zu ihr zu kommen und bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten. Es ist sein letzter verzweifelter Versuch, sie doch von dieser Heirat noch abzuhalten, und er ist rücksichtsvoll genug oder wagt es vielleicht auch schon nicht mehr, ihr dabei noch unter die Augen zu treten.

Oder hat er sie sehr wohl um ein Treffen gebeten und hat sie es Bertha nur nicht mitteilen wollen? Oder hat sie ihre Briefe hier sogar nachträglich geändert, um uns nicht Percys Los als das noch bedrückendere erscheinen zu lassen? Der Schock jedenfalls, den sie erleidet, geht tief und läßt auf mehr als nur eine briefliche Anfrage schließen. Nach einem vergeblichen Versuch, mit Pastor Portig zu sprechen, muß sie sich übergeben, bekommt Fieber und kann Max, der am nächsten Nachmittag wegen der Antwort vorbeikommt, nur zu verstehen geben, daß sie mit ihren Kräften am Ende ist. „Ich will es Percy alles sagen“, schreibt sie als seine Erwiderung auf, das Wort ‚sagen‘ so selbstverständlich benutzend, wie wenn er Percy unmittelbar etwas ausrichten ginge. Daß er ihr in diesem Moment wirklich noch einmal ‚zum Sagen‘ nahe war – sie hat es also doch wohl gewußt.

Nach diesem Fehlschlag müssen die Wochen bis zu ihrer Hochzeit schlimm für ihn gewesen sein. Einmal meldet er sich noch bei ihr, schickt ihr – angeblich aus London, aber auch hier sind Zweifel erlaubt – einen Ring seiner Mutter, den diese ihrem Jüngsten vor ihrem

Tod vielleicht noch selbst in die Hand gelegt hat: ‚Für die Braut, Goschen, die du einmal haben wirst‘. Aber daß er damit noch etwas beeinflussen kann, hofft er wohl nicht mehr. Sie antwortet ihm mit einem langen Brief, Worte des Trostes, soweit es für das, was ihm zu ertragen aufgegeben ist, Trost noch gibt. Denn zu wissen, was geschehen wird, es sicherlich sogar auf den Tag genau zu wissen, und nichts dagegen tun zu können – das tut weh. Ein paar Wochen können da lang sein, so lang, daß einem die durch keine Finte mehr zu beseitigende Gewißheit am Ende sogar wie eine Erlösung vorkommen mag.

Eins hat Percy in Hamburg freilich gut gemacht: er hat sich Freunde gewonnen. Schon im Oktober 1895 beantragte er, von seinem Bruder Arthur empfohlen, Aufnahme in den Ruderclub *Germania*, der sich an der Außenalster, oben am Uhlenhorster Fährhaus, mit großem Einsatz dem Regattasport widmete. Das Rudern wurde damals nach englischem Vorbild überall in Deutschland zunehmend populär. Seit 1883 gab es einen zentralen deutschen Ruderverband, und Hamburg besaß mit der Außenalster die älteste deutsche Regattastrecke. Percy wurde in den Achter eingegliedert und trainierte so eisern, daß er am 18. Juli 1896, vier Monate nach Magdas Hochzeit, schon sein erstes Alsterrennen mitfahren konnte und gewann.

Und es gab weitere Erfolge. Im Sommer 1897 siegte er bei einer Regatta in Bremen und wiederum noch bei zwei Wettbewerben auf der Alster. Einer davon wurde um den begehrten Pokal des Hamburger Senats ausgetragen, der sogenannte Senatsachter, praktisch eine deutsche Meisterschaft, bei der sein Boot die 2100 Meter lange Strecke in der damals sensationellen Zeit von sechs Minuten und 35 Sekunden durchfuhr. Bei den Olympischen Spielen 1908 in Seoul, um einen Vergleich zu ziehen, gewann der Achter der Bundesrepublik Deutschland auf der 2000-Meter-Strecke die Goldmedaille in fünf Minuten und 46 Sekunden, was auf die längere Distanz umgerechnet auch immerhin sechs Minuten und einige Sekunden wären. Percy war also wirklich ‚enorm für Sport‘, und daß es gerade im Rudern war, wo er sich so engagierte und gleichsam von ihr losarbeitete, mag einen daran erinnern, daß mit dem Rudern auf der Lesum auch alles angefangen hat. Wichtiger als der sportliche Erfolg wird allerdings die Kameradschaft für ihn gewesen sein, ein Dazugehörigkeitsgefühl, wie es sich aus nichts mehr als aus solchen Gemeinschaftsanstrengungen ergibt. Vielleicht, daß er auf diese Weise über seinen Schmerz doch

schneller hinweggekommen ist, als es die Schwere seiner Verwundung erwarten ließ.

Nach zweieinhalb Jahren, im Frühjahr 1898, mußte dem Hamburger Aufenthalt aber ein Ende gemacht werden. Der Jahresbericht des *Germania Ruderclubs* vermerkt eine herzliche Verabschiedung, bei der Percy dem Verein ein teures Gästebuch aus ‚gepunztem‘, d.h. erhaben gearbeitetem Leder übergab. Es ist noch heute vorhanden und enthält von seiner Hand die ein bißchen ‚englisch‘ anmutende Inschrift: ‚Gewidmet zum Andenken an den lieben G.R.C. am 13. April 1898 von Gustav H. Rösing‘. Der Grund seines Wegganges war, daß es mit dem Beruf weitergehen mußte und sich seine Lage hier entscheidend geändert hatte: er hatte geerbt, er hatte Geld. Es handelte sich um die riesige Summe von 10 000 Pfund, wenn man davon ausgeht, daß das Barvermögen des Vaters genügend Zinsen abgeworfen hatte, um es trotz gewisser Ausbildungszahlungen auch nach zehn Jahren noch ungeschmälert unter die fünf Geschwister aufteilen zu können. Und davon ist mindestens auszugehen, da auch das Haus noch zu ihren Gunsten verkauft worden war. Nach dem damaligen Tauschwert waren das für jeden 200 000 Mark, d.h. nach heutigem Wert ein bis zwei Millionen. Das bedeutete, daß er im weiteren schon von den Zinsen auskömmlich leben konnte, aber es bedeutete auch, falls er dies nicht wollte, daß er sich nunmehr ernstlich um irgendeine Geschäftsgründung oder -beteiligung kümmern mußte. Denn Angestellter konnte er mit diesem Vermögen, wollte er nicht vor aller Welt als ein Narr dastehen, nicht bleiben. Aber was tun? Sei es, um die Entscheidung aufzuschieben, sei es, weil er sich eine Chance davon versprach: er ging nochmals als Volontär oder auch Angestellter ins Ausland, diesmal aber nach Übersee, und zwar zu einer Firma Hugo Marquard nach Mexico City.

Warum nicht nach London in die Firma des Vaters? Ferdinand Rösing hatte sich natürlich immer vorgestellt, daß seine Söhne oder wenigstens einer von ihnen seine Firma einmal übernehmen würden, und in seinem Testament, das er nur drei Wochen vor seinem Tod noch einmal ergänzte, auch entsprechend vorgesorgt. Er bat darin die Testamentsvollstrecker und besonders seinen Bruder Johannes Rösing, der ein hoher Beamter in Bismarcks Innenministerium in Berlin war, seine Besitzanteile an den *Rösing Brothers* so lange in der Firma stehen zu lassen, bis auch der jüngste der Söhne über seinen Eintritt dort selbständig entschieden hätte. Anscheinend lag seine Hoffnung



sogar besonders bei diesem oder den Jüngsten, also bei Percy und Arthur, da er andernfalls die beiden Älteren, Hermann und Ferdinand, die zu diesem Zeitpunkt immerhin 21 und 20 Jahre alt waren, zu Nachfolgern oder Teilhabern schon hätte bestimmen können. Doch anscheinend eigneten sie sich nicht (warum, wird im Zusammenhang mit dem Gesundheitszustand der Familie berührt), und so nimmt er einen späteren, ja den spätestmöglichen Eintritt überhaupt an.

Nicht bedacht hatte er allerdings, daß auch die Tochter ein Wort mitreden konnte, und dieser Fall trat ein. Der Mann, den sie im Herbst 1890 heiratete (und um dessentwillen Percy zuhause auszog), war einer der beiden Teilhaber ihres Vaters und bekam die Firma damit praktisch in seine Hände. Denn nicht genug damit, daß er, ein Adolph Segnitz aus Bremen (auch aus Bremen, muß man sagen, und oben-drein mit den Rösings verwandt) auf diese Weise ihren Firmenanteil zu seinem eigenen hinzugewann, er war auch aufgrund seines Alters – neun Jahre älter als der älteste der Brüder, achtzehn Jahre älter als Percy – diesen so voraus, daß sie sich schon sehr hätten einig sein müssen, um gegen ihn noch etwas auszurichten. Aus jener Familie Segnitz stammend, die 1859 das noch heute bestehende Weinhaus *Löwenhof* gegründet hatte, hatte er sich schon frühzeitig nach England gewandt und sich hier 1882 mit dem ihm ausgezahlten Erbteil bei den *Rösing Brothers* eingekauft. In den letzten Lebensjahren Ferdinand Rösings war er dann zunehmend bereits der Kopf des Unternehmens, da jener immer öfter in Bad Godesberg weilte, und der andere Teilhaber, Hermann Bossier, ein Bruder von Rösings Frau, in einer Filiale in Manchester saß und nicht allzu viel vom Geschäft verstand.

Wie schlecht es um das Verhältnis der Brüder zu diesem Schwager stand, erfährt man aus Magdas Briefen. Wiederholt führt Percy Klage darüber, daß er ihnen die Schwester schon ganz entfremdet habe und ihnen überdies die Auszahlung ihres Erbes verweigere, weshalb er eigentlich schon vor Gericht gehörte. Doch hier beschuldigen sie ihn wirklich zu unrecht. Denn wenn auch natürlich Segnitz gern über ihr Geld verfügte: über die Auszahlung entschieden – in England streng geregelt – allein die Testamentsvollstrecker, und ihnen war nun einmal aufgetragen, den Söhnen und zuletzt Percy die Option auf den Eintritt in die Firma so lange wie möglich offenzuhalten. Damit durfte auch keines der Geschwister vorher an das Geld heran, und bei ihm wollte man seiner Jugend wegen noch warten.

Im Herbst 1897, er wurde 23 Jahre alt, mußte dann aber ein Schlußstrich gezogen werden, und alle vier wurden ausbezahlt. Was hat Magda davon erfahren? Und was überhaupt hat sie von seinen weiteren Schicksalen gewußt? Von seinen Rudererfolgen dürfte ihr schon durch die Bremer Verwandtschaft das eine und andere mitgeteilt worden sein, aber richtig auf dem laufenden über ihn war sie erst, als er Hamburg verließ. Um eben diese Zeit nämlich kam sein Bruder Arthur nach Dresden und nahm nur wenige Straßen entfernt von ihrer Wohnung Quartier. Er war nach seinem Hamburger Volontariatsjahr in die Filiale des Bossier-Onkels nach Manchester gegangen und hatte gewissermaßen dort den Geldsegen des väterlichen Erbes abgewartet. Denn nunmehr ausbezahlt, wurde der 26jährige in Dresden – Privatier. So jedenfalls bezeichnet er sich im Adreßbuch, und von einer Berufstätigkeit ist im weiteren auch nichts zu erkennen.

Gleichwohl erfolgte die Übersiedlung in diese Stadt nicht absichtslos. ‚Arthur geht an seiner Musik kaputt‘, zitiert Magda am 25. Januar 1895 eine Äußerung Percys, d.h. es war das berühmte Dresdner Musikleben, das ihn hierher zog. Wie alle Rösings hochmusikalisch, plante oder begann er wahrscheinlich ein Studium in dieser Richtung, denn einige Jahre später nahm er in London sogar professionellen Gesangsunterricht. Von irgendwelchen öffentlichen Auftritten vermeldet das Register des Dulwich Colleges, aus dem diese Angabe stammt, allerdings nichts, so daß es wohl bei der privaten Vorliebe geblieben ist. Immerhin aber füllte ihn diese Vorliebe so aus, daß er weiter nichts brauchte und von allen vier Brüdern mit seinem Geld am besten zurechtkam. Durch ihn wurde Magda in Dresden also über Percy nun regelmäßig unterrichtet, und da natürlich auch er von ihr erfuhr, mag wenigstens ab und zu wieder ein Gruß zwischen ihnen hin und her gegangen sein. Im übrigen scheint Arthur ihr oft Gesellschaft geleistet zu haben, so nahe, wie er bei ihr wohnte, und so unbeschäftigt, wie er im Prinzip war. Ihr Verhältnis jedenfalls gestaltete sich so, daß sie auch später mit ihm in Verbindung blieb und immer wieder noch einmal über Percy etwas von ihm hörte.

Daß Percy im Jahre 1900 aus Mexiko nach London zurückkehrte, war hinsichtlich seines Berufsweges ein normaler Schritt, weniger normal, daß er nunmehr in die Firma seines Vaters bzw. Schwagers eintrat. Denn nachdem er ausbezahlt war, war das ein Unterkriechen oder Kleinbeigeben, bei dem eigentlich nichts herauskommen konnte. Natürlich konnte Segnitz ihm eine Beschäftigung kaum abschlagen.

Das hätte nicht nur vor der Verwandtschaft, sondern auch vor den Geschäftspartnern wenig gut ausgesehen. Aber es waren nun gänzlich seine Bedingungen, nach denen sich der Eintritt vollzog, und die waren für Percy schwerlich vorteilhaft. Immerhin hatte Segnitz selbst bereits zwei Söhne, an die er denken mußte, und nachdem er auch den Bossier-Teilhaber ausbezahlt hatte, brauchte er sonstige Rücksichten nicht zu nehmen. Mit anderen Worten: es wird sich um nochmals kaum mehr als ein Volontariat gehandelt haben, nur daß Percy sich bei den *Rösing Brothers*, wie die Firma weiterhin hieß, als eine Art Juniorchef fühlen konnte und somit nach außen hin eine ganz gute Stellung besaß. Der Schritt in eine ernsthafte Berufstätigkeit war damit freilich ein weiteres Mal aufgeschoben und die Gefahr groß, daß er die Realitäten seines Metiers endgültig aus den Augen verlor. Denn da er bei diesem Agreement weder besonders viel Verantwortung übertragen bekommen noch viel Arbeit gehabt haben wird, konnte er sich ganz seinen Neigungen überlassen, und die gingen nun einmal dahin, lieber Geld auszugeben, als welches zu verdienen.

Das bestimmte auch seinen Umgang mit Frauen. ‚Gottseidank‘, schreibt Magda in ihrem Brief an Thomas Mann, habe Percy nach ihr noch viele andere geliebt, erleichtert, daß nicht schon seine Lebensführung so aussah, als sei er über ihren Verlust nicht hinweggekommen. Wenn es allerdings wirklich ‚viele‘ waren, so wirkte die Erinnerung an sie doch wohl stärker nach, als sie wahrhaben wollte, weil ihn diese Verhältnisse dann schwerlich ausgefüllt haben können. Aber auch noch aus einem anderen Grund wird man einer solchen Beziehungswillkür, wenn es sie denn gab, nicht froh. Sein Leben in ein richtiges Gleis zu bringen, verlangte von ihm auch, solide zu heiraten, und das erreichte man nicht, wenn man Beziehungen anknüpfte, bei denen man die Mädchen von Mal zu Mal ‚lieben‘ konnte. Das soll nicht heißen, daß es sich um käufliche Mädchen gehandelt hat. In London gab es längst eine große Zahl berufstätiger junger Frauen – Verkäuferinnen, Putzmacherinnen, Kindermädchen, Krankenschwestern –, an deren Anstand nichts auszusetzen war, auch wenn es für einen Kavaliere wie Percy, der Geld hatte und auch noch uneingeschränkt heiratsbefugt erschien, nicht allzu schwer war, mit ihnen die bequemsten Beziehungen anzuknüpfen. Wahrscheinlich waren sie im Vergleich zu irgendwelchen ‚höheren Töchtern‘ auch sogar die patenteren und lebenswürdigeren Wesen, denn ein Mädchen wie Magda traf man auch wohl im liberalen und emanzipierten England in der Oberschicht

nicht alle Tage. Nur verwöhnte man sich auf diese Weise eben auch und konnte sich zu einer asketischen Werbung in den üblichen gesellschaftlichen Formen am Ende gar nicht mehr aufraffen.

So kam es, daß er bei einem solchen Mädchen auch blieb und sie heiratete, sein ‚Verhältnis‘, wie es Magda mit vernehmlichem Tadel noch gegenüber Thomas Mann formulierte. Geschlossen wurde die Ehe am 16. Juli 1903, ohne öffentliche Anzeige und ohne Beteiligung seiner Geschwister, da diese in dem Glauben waren, daß das Paar, das in einem bürgerlich-gepflegten Mietshaus in St. Marylebone wohnte, schon seit geraumer Zeit verheiratet war. Sehr lange kann das Verhältnis allerdings noch nicht gedauert haben. Denn jenes Mädchen war damals kaum mehr als achtzehn Jahre alt und sicherlich noch nicht längere Zeit ohne familiäre Aufsicht. Wer sie war und woher sie kam, liegt allerdings im Dunkeln. Sie nannte sich Agnes Browne und gab an, die Tochter eines Rentiers zu sein, der um diese Zeit bereits verstorben war. Doch an ihrem angeblichen Geburtsort Ulverston im Lake District lassen sich weder ihr Vatersname noch ihre Geburt nachweisen, so daß diese Angabe zweifelhaft ist. Der Zweck der Herkunftsverdunkelung allerdings ist klar: sie mußte sich älter machen, weil die Einwilligung ihrer Familie zu dieser Heirat nicht vorlag. Als Trauzeugen traten Freunde auf, die bezeugten, daß sie bereits 23 Jahre alt sei, was die elterliche Genehmigung überflüssig machte. Übrigens war sie wohl in dem nicht weit von Percys Wohnung gelegenen *Samaritan Hospital for Women and Children* Schwester gewesen; denn in seinem Testament wird Percy diesem Hospital einen nicht unbedeutenden Geldbetrag vermachen, falls nicht sie selbst ihn beerben sollte. Keinesfalls sollte man sie sich aber als verwahrlost vorstellen. Abgesehen davon, daß Percy sie dann nicht geheiratet hätte, rügt Magda in ihrem Brief an Thomas Mann auch, daß sie zur Geldverschwendung neigte, was ohne gewisse Maßstäbe bei den damaligen Verhältnissen kaum denkbar ist. Auch später hat sie sich noch als recht eigenwillig erwiesen.

Der Anlaß zu der frühen, möglicherweise auch überhasteten Hochzeit (so daß man die elterliche Genehmigung vielleicht nur nicht abwarten wollte) war ein äußerer: nämlich daß Percy London verlassen und sie mitnehmen wollte. Es hatte sich nun doch noch die Möglichkeit einer Geschäftsgründung für ihn ergeben, und natürlich konnte er dabei nicht mit einer Geliebten auftreten. Das Geschäft, um das es sich handelte, führte ihn erneut ins Ausland, an einen Ort allerdings,

den er kannte: es führte ihn ein weiteres Mal nach Hamburg. Am 22. August 1903 traf er mit seiner Frau hier ein, mietete eine Wohnung in Uhlenhorst, Overbeckstraße 16/18, und wurde Teilhaber in der Firma *Harald Petersen & Co., englische und deutsche Steinkohlen*. Wie es dazu kam, erklärt der Name seines Compagnons. Es war ein Fritz Grobien und mithin niemand anderes als der Vater seines Jugendfreundes Max, den wir aus Magdas Briefen als Max Georgi kennen und der seinerzeit zwischen ihr und ihm den Boten gemacht hatte. Also war Percy mit ihm in Verbindung geblieben und so an dessen Vater gelangt. Für Hamburg sprach aber auch noch etwas anderes: sein Ruderclub, der GRC, zu dem er die ganzen Jahre über den Kontakt nicht hatte abreißen lassen.

Oder war ihm der Ruderclub sogar die Hauptsache? Denn daß er ausgerechnet mit einem Massengut wie Kohle ins Geschäft kommen wollte, war doch ziemlich abenteuerlich. Gewiß, Kohlen wurden gebraucht. Aber schon ein Blick ins Hamburger Branchenverzeichnis hätte ihn belehren müssen, daß hier für einen Neuling nicht viel zu holen war. Es führte allein an Sparten des Kohlehandels mehr als ein halbes Dutzend auf, und in jede der Sparten gab es Hunderte von Geschäften. Ein Neuling aber auf diesem Gebiet war nicht nur er, sondern auch sein Partner Grobien, der gerade erst im Jahr zuvor, mit 60 Jahren, die fragliche Firma übernommen und sie auf das Kohlegeschäft spezialisiert hatte.

An einem entschlossenen Anlauf fehlte es allerdings nicht. Mit Percys Eintritt wurde das bescheidene Büro in der abseits gelegenen Schmiedestraße aufgegeben und ein größeres am Alsterdamm, dem heutigen Ballindamm, gemietet. An Lagerplätzen besaß die Firma einen in Hammerbrook, am Mittelkanal, wo man die im Hafen eintreffende Kohle anlanden konnte, und einen oben in Uhlenhorst am Osterbekkanal, wohin man sie über die Alster verbringen und dem Stadtverkauf zuführen konnte. Nur mußten natürlich auch Aufträge herkommen, möglichst von Fabriken, Behörden, Reedereien, und solche Kunden hatten auf die Firma Petersen nicht gewartet. Um sie zu gewinnen, hätte man billiger als die anderen sein müssen, aber um billiger sein zu können, hätte man solche Kunden haben müssen, und so scheint die Sache von Anfang an nicht geklappt zu haben. Schon nach zwei Jahren jedenfalls hielt Percy es für geraten, wieder auszustiegen, wobei er fraglos einen erheblichen Verlust inkauf nahm. Grobien verzichtete daraufhin auf die Geschäftsräume am Alsterdamm

und versuchte es in kleinerem Umfang von Uhlenhorst aus mit einem anderen Partner. Aber nach weiteren zwei Jahren gab auch er auf und überließ jenem die Sache allein. Dieser, ein Mann namens Kipp, hielt noch ein Jahr durch und ging dann 1908 nach einem milden Winter in Konkurs.

Sieht man davon ab, daß das Unternehmen sowieso wohl nicht lebensfähig war, hat man allerdings auch den Eindruck, daß Percy die Sache nicht recht ernst nahm. Jedenfalls wundert man sich, wenn man liest, daß er auch im Ruderclub wieder aktiv wurde und im Sommer 1904 bei einer Regatta sogar einen Sieg im Fischerstechen errang. Kaufmännische Dynamik? Fischerstechen, wenn auch schon den Alten Ägyptern bekannt, ist nichts als eine Rauferei per Boot, bei der man, aufrecht im Bug des Bootes stehend, einen ebenso daherkommenden Gegner mit einer Stange ins Wasser zu stoßen hat. Für einen dreißigjährigen Kaufmann, der nach damaligen Begriffen selbstverständlich ein Herr zu sein hatte, war das eine ziemlich fragwürdige Bewährungsprobe, nicht einmal im sportlichen England wäre sie ganz passend gewesen. Könnte es sein, daß er, wie bei Jüngsten oft, mit dem Erwachsenwerden nicht ganz zurechtkam? Es gibt da nämlich noch etwas, was zu diesem Eindruck paßt: daß er mit seiner Frau nicht umzugehen wußte und sie, die Zwanzigjährige, ihn eines Tages schlicht hinauswarf. Wie das Hamburger Meldebuch, von Datenschutzbedenken noch unberührt, vermerkt, wohnte er im Sommer 1905 fast drei Monate lang nicht bei ihr in der Overbeckstraße, sondern in verschiedenen Zimmern nahebei ‚in Pension‘. Da wird es wohl Meinungsverschiedenheiten darüber gegeben haben, daß er sich im Ruderclub oder sonstwo angenehm die Zeit vertrieb, während sie zu Hause sitzen mußte und nicht einmal jemanden zum Reden hatte, weil sie ja schwerlich genug Deutsch konnte. So ging es auf die Dauer nicht, und weil es auch mit der Firma nicht ging, machte er dem unerfreulichen Zustand im Oktober 1905 männlich ein Ende und fuhr mit ihr zurück nach London.

Hält man sich vor Augen, daß Percy damals volle zwei Jahre noch einmal so in Magdas Nähe war, so beschäftigt einen natürlich die Frage, ob sie sich dann nicht doch noch einmal gesehen haben. Thomas Mann gegenüber hat sie das verneint und erklärt, sie habe nur über Arthur noch von ihm gehört. Das allerdings kann nicht ganz stimmen, wenn man bedenkt, wie eng in diesem Falle die Verbindungen zwischen Bremen und Hamburg waren. Sollte ihr nicht Max, der



sich doch gewiß für die Partnerschaft seines Vaters mit seinem Freund interessiert hat und die ganze Zeit über mit ihr in Bremen in Kontakt stand, von Percys Eintritt bei *Petersen & Co.* erzählt haben? Und wird nicht auch ihr Onkel, der mit Fritz Grobien seit seiner Chinazeit befreundet war (daher überhaupt Maxens Rolle bei ihm in Bremen) an Percys Etablierungsversuch Anteil genommen haben? Es wäre schon unnormal genug, wenn man Percy und seine Frau in diesen zwei Jahren nicht einmal nach Bremen eingeladen hätte, von einem brieflichen Austausch ganz zu schweigen. Und wenn sie beide, er wie sie, einer Begegnung im Familienkreis doch lieber ausgewichen sein werden oder man sie ihnen erspart hat – über Max hätten sie natürlich auch jederzeit direkt miteinander in Verbindung treten können. Indessen: ihrem Brief an Thomas Mann zufolge geschah es nicht, und man sieht nicht, warum sie ihm nicht die Wahrheit geschrieben haben sollte. Daß sie nur die Nachrichten von Arthur erwähnt, kann auch einfach der Kürze halber geschehen sein. Auf *eine* Berührung der Sphären allerdings sei noch aufmerksam gemacht: daß Percys geschäftlicher Fehlschlag in Hamburg in dieselbe Zeit fällt, in der Magda in der Wahrsage-Szene eröffnet wird, daß sie unglücklich sei und innerlich an etwas leide. Gleichgültig hat sie gewiß sein Scheitern, das aus ihrer Sicht vielleicht auch ein Scheitern seiner Ehe war, nicht gelassen.

Über die nachfolgenden Londoner Jahre lassen sich nur ungefähre Auskünfte geben. Sicher ist, daß Percy und seine Frau damals mit Arthur zusammengezogen sind, der seit 1903 wieder in London wohnte. Sie mieteten gemeinsam eine Villa im mittelständischen Putney im Südwesten der Stadt, Castello Avenue 4. Arthur ging hier weiterhin seinen Musikinteressen nach, nahm Gesangsunterricht und spielte Klavier, und Percy wird ihm dabei gern zur Seite gestanden haben. Ganz so idyllisch, wie man sich dieses Leben zu dritt mit Agnes als Hausfrau denken könnte, ist es aber anscheinend nicht gewesen. Percy erlitt weitere geschäftliche Fehlschläge, verbunden mit erheblichen Vermögensverlusten, und zwar diesmal bei Börsenspekulationen oder anderen unseriösen Geschäften, da er als Kaufmann nirgendwo mehr registriert ist.

Zu entnehmen sind solche Verluste den Testamenten, die er und Arthur damals gemacht haben und die dann viel früher in Kraft treten sollten, als sie beide erwartet haben werden. Der Anlaß für die frühe Testamentserklärung – sie waren beide noch unter 35 – scheint gewe-

sen zu sein, daß der älteste ihrer Brüder damals gestorben ist, irgendwo in Übersee, und keine solche Verfügung hinterlassen hatte. Da er unverheiratet war, wurde sein Vermögen unter die vier hinterbliebenen Geschwister aufgeteilt, was bedeutete, daß auch die Schwester und mithin Segnitz etwas bekam. Das jedoch scheint besonders Arthur, der auf dieselbe Weise beerbt worden wäre, nicht gefallen zu haben. Gleich zu Anfang seines im Oktober 1906 niedergelegten Letzten Willens verfügt er, daß seine Schwester lediglich Wertsachen wie Uhren, Bilder, Schmuck, Porzellan, Bücher, Wäsche usw. erhalten und nach Belieben in der Familie aufteilen dürfte, jedoch auf gar keinen Fall Geld, weil sie davon selbst genug hätte („as she is sufficiently provided for“). Sein Geld sollte vielmehr – von einigen gesondert aufgeführten Zuwendungen abgesehen – allein den beiden noch lebenden Brüdern Percy und Ferdinand zukommen, wobei an Percy als Testamentsvollstrecker vorab eintausend Pfund extra gezahlt werden sollten. Da es in England Testierfreiheit gibt, d.h. man gesetzliche Pflichtteile bei Erbschaften nicht kennt, waren auf diese Weise Zahlungen an die Schwester tatsächlich ausgeschlossen. Was deren Vermögen angeht, sah Arthur die Sache übrigens richtig. Sie und ihr Mann besaßen weit mehr als die drei verbliebenen Brüder zusammen.

Das eigentlich Bemerkenswerte an Arthurs Verfügungen ist nun aber, daß er im September 1908 sein Testament noch einmal ergänzte und in einem Codicil umfangreiche Sicherungen dagegen traf, daß ‚einer‘ seiner Brüder bei Fälligkeit des Erbes in ein Konkursverfahren verwickelt sein sollte. Dann sollte dessen Erbteil so lange zurückbehalten werden, bis es zur Schuldentilgung nicht mehr in Anspruch genommen werden könnte, und sei es, daß auch nur seine eventuell vorhandenen Kinder in den Genuß des Erbes kämen. Aber auch Testamentsvollstrecker dürfte ein solcher Bruder – man kann bei seinen Formulierungen auch an Gefängnishaft denken – nicht werden. Das bedeutet nichts anderes, als daß Arthur befürchtete, der zum Vorzugserben eingesetzte Percy (denn nur um ihn geht es) könnte in solche Schwierigkeiten geraten, daß selbst eine größere Erbschaft im Strudel seiner Schulden verschwinden würde. Da das Testament von 1906 einen solchen Vorbehalt noch nicht enthält, muß diese Gefahr ziemlich massiv in der nachfolgenden Zeit vor Arthurs Augen aufgetaucht sein. Auch das schließt übrigens aus, daß lediglich leichtsinnige Geldausgaben von Percys Frau diesen um sein Vermögen gebracht haben könnten, wie es Magda in ihrem Brief an Thomas Mann unterstellt.

Zu derselben Zeit hat auch Percy sein Testament gemacht, im Dezember 1907, und wie nicht weiter überraschend, setzte er seine Frau – „my dear wife Agnes Lawrence Rösing“ – zur Alleinerbin ein. In Vermögensangelegenheiten sollte sie allerdings stets dem Rat der Testamentsvollstrecker folgen, als die er ihr zwei seiner Freunde bestimmte. Ein genaueres Licht auf die Verhältnisse wirft dann schon, daß er, falls er seine Frau überleben und keine Kinder haben sollte, nicht seinen Bruder Arthur zum Erben einsetzt, sondern den sieben Jahre älteren Ferdinand, zu dem der persönliche Kontakt viel geringer war. Der ist ihm dann wohl auch weniger mit guten Ratschlägen auf die Nerven gegangen. Besonders aufschlußreich ist aber, von welcher Summe er hier noch ausgeht: von nur mehr 3000 Pfund und mithin etwa nur noch einem Viertel dessen, was er, einschließlich des vom ältesten Bruder erhaltenen Erbteils, einmal besessen hatte. Arthur hingegen, zum Vergleich, hinterließ wenige Jahre danach 11.300 Pfund, und er war überhaupt nicht geschäftlich tätig gewesen. Falls übrigens Ferdinand mehr als 3000 Pfund von ihm erben würde, wünschte Percy den Mehrbetrag bis zu einer Höhe von 1000 Pfund dem 1889 eingerichteten Londoner *Samaritan Free Hospital for Women and Children* zu stiften – ein Hinweis, wie schon erklärt, vielleicht darauf, daß seine Frau dort einmal Schwester war.

Bis zum Bankrott, wie der Bruder befürchtet hatte, kam es allerdings doch nicht. Als Arthur im Februar 1911, 38 Jahre alt, starb, waren Percys finanzielle Verhältnisse immerhin so weit in Ordnung, daß ihm sein Erbteil ausgezahlt werden konnte. Arthur war einem Schlaganfall erlegen, in Weymouth an der Südküste Englands, wohin er sich, vermutlich des Klimas wegen, im Herbst 1910 zurückgezogen und sich im Haus eines Arztes einquartiert hatte. Percy ließ ihn nach London überführen und im Grab der Mutter auf dem Ladywell Cemetery beisetzen. Er war mit seiner Frau zu jener Zeit etwas näher zur Stadt gezogen, in ein Reihenhaus in Fulham, das aber groß genug war, auch Arthur, wenn er den Sommer über in London sein wollte, wieder aufzunehmen. Nunmehr ohne diese Aussicht, zogen sie ein weiteres Mal um, nur noch in eine Wohnung nahe der Putney Bridge. Offenbar war Percy immer noch ohne berufliche Aussicht, und es sollte gespart werden. Mit dem Geld, das er von Arthur erbte, etwa viereinhalbtausend Pfund, bekam er aber noch einmal eine Summe in die Hand, mit der sich etwas anfangen ließ, vorausgesetzt, daß er nicht doch schon heimlich Schulden hatte. Für sehr aussichtsreich scheint er seine

Lage in London aber nicht mehr gehalten zu haben. Als ihm im Frühjahr 1912 Verwandte das Angebot machten, eine Stelle in Los Angeles anzutreten, nahm er an, packte seine Sachen und übersiedelte mit seiner Frau nach Kalifornien.

Wenn dies noch einmal eine Hoffnung war, so hielt sie allerdings nicht lange. Los Angeles war damals eine rapide wachsende Stadt (von 100 000 Einwohnern im Jahre 1900 auf das Vierfache 1912), in der ein sensibler und kulturverwöhnter Engländer schwerlich heimisch werden konnte. Und auch die berufliche Chance zerschlug sich rasch. Die einzige auffindbare Berufsbezeichnung für ihn lautet ‚Capitalist‘, so daß er möglicherweise auch gar nicht mehr geschäftlich tätig geworden ist. Im übrigen scheint er bald krank geworden zu sein, und sowieso war er kaum mehr der Stabilste nach den verschiedenen geschäftlichen Fehlschlägen, die er erlitten hatte. Was sollte werden, wenn auch dieser Versuch mißlang? Erfolglos nach England zurückkehren? Oder eine jener gescheiterten Existenzen werden, die man in Los Angeles tausendfach vor Augen hatte? Oder sogar körperlich hilflos werden, wo er einmal ein solcher Sportsmann gewesen war? Bevor ihm dies geschah, wollte er lieber freiwillig abtreten, freiwillig, solange davon noch die Rede sein konnte. Und so hat sich Percy, der liebenswürdige Junge, dem die Welt einmal so offen stand, am 20. Februar 1913 in Los Angeles, Shatto Street 1336, mit einem Revolver-schuß in den Mund das Leben genommen.

Der Totenschein erklärt entschuldigend, daß es ‚während eines epileptischen Anfalles‘ geschehen sei, aber das ist medizinisch wenig wahrscheinlich und nimmt wohl nur Rücksicht auf das, was seine Frau zu Protokoll gegeben hatte. Einen Selbstmord mit Krankheit zu erklären erschien auch im puritanischen Amerika allen die beste Lösung. Auch die Anzeige in der Londoner *TIMES*, die vier Tage nach Percys Tod erschien, vermutlich von seinem Bruder Ferdinand aufgegeben, behalf sich und sprach gnädig von *Meningitis*. Damit blieb es zu ihrem Glück auch Magda erspart, die Wahrheit über sein Ende zu erfahren. Erst mit großer Verspätung hörte sie, daß er ‚1912‘ in Kalifornien verstorben sei. Etwas mehr gewußt haben allerdings wohl seine Freunde vom Ruderclub *Germania*. Der im Jahresbericht 1913 erschiene kurze Nachruf auf ihn, der ihn einen begeisterten Sportler und allgemein beliebten Kameraden nennt, spricht davon, daß er nach seinem Weggang von Hamburg ‚hart mit dem Leben zu kämpfen‘ gehabt habe. Geehrt wird er dabei übrigens – ein merkwürdiges Zu-

sammentreffen – gemeinsam mit dem ebenfalls 1913 verstorbenen Alfred Lichtwark, dessen Nachfolger an der Hamburger Kunsthalle dann ja Gustav Pauli wurde. Lichtwark hatte den Verein viele Jahre lang mit Beitragszahlungen unterstützt und soll sich auch gern – er war Junggeselle – unter den Ruderern aufgehalten haben.

Damit könnte Percys Geschichte zu Ende sein, verdankte sie nicht seiner Frau noch ein traurig-bizarres Zusatzkapitel. Jene wollte im ersten Moment wohl in Kalifornien bleiben; denn für den Totenschein gibt sie an – in solchen Dingen war sie ja unerschrocken –, bereits fünf Jahre daselbst gelebt zu haben, genau die richtige Zeit, um die Einbürgerung beantragen zu können. Doch dann entschied sie sich überraschend anders. Sie trat ohne Verzug die Rückreise nach England an, wo, wie ihr gekabelt worden sein wird, der Rest von Percys Vermögen auf sie wartete. Das waren immerhin noch 2059 Pfund 8 Schilling 7 Pence, wie die am 29. März 1913 vorgenommene Abrechnung besagt, so daß sie wenigstens zehn Jahre lang gut davon leben konnte. Sie fuhr mit der Bahn quer durch den Kontinent nach New York, was acht Tage dauerte, bestieg dort das nächste nach London abgehende Schiff, den Frachter *Minneapolis*, der auch 40 Passagiere – Erster Klasse – an Bord nehmen konnte, und war nach zehn Tagen Überfahrt am 19. März 1913 wieder an der Themse.

Was sie dabei allerdings versäumte war, ihren Gatten auch beerdigen zu lassen. Wie bei Tod durch Gewalteinwirkung vorgeschrieben, mußte seine Leiche zur Bestattung erst freigegeben werden und war für diesen einige Tage in Anspruch nehmenden Vorgang dem Los Angeles Crematory überstellt worden. Diese Freigabe jedoch wartete Agnes nicht ab, sondern verschwand einfach, so daß der tote Percy nun Monat um Monat in der Kühlkammer des Krematoriums liegen blieb, bis schließlich nicht einmal mehr sein Name einwandfrei festgestellt werden konnte oder man dazu keinen Grund mehr sah. Zehn Monate nach der Einlieferung, bei der Jahresinventur, wurde routinemäßig seine Einäscherung verfügt und die Asche als die eines ‚John Doe‘, wie die interne Bezeichnung für eine männliche unbekannt Leiche lautete, auf dem Krematoriumsfriedhof vergraben. Daß wirklich er dieser John Doe war, ist wegen der übrigen Angaben zu diesem Toten leider nicht zweifelhaft, zumal auch der Behördenvorgang bei diesem Krematorium endet und eine anderweitige Verfügung über die Leiche dort nicht registriert ist. Was Agnes zu ihrem Verhalten veranlaßt hat, kann man nur mutmaßen. Befürchtete sie, bei Aus-

richtung einer Beerdigung die Heimreise nicht bezahlen zu können? Oder bildete sie sich ein, den Beerdigungsunternehmer, der eingeschaltet war, mit allem richtig beauftragt zu haben? Oder war das Ganze überhaupt nur sein Fehler? Wie immer, es behält etwas Hartes, daß sie sich um diesen letzten Dienst an ihrem Mann nicht selbst noch gekümmert hat, so sehr man verstehen kann, daß sie ob seiner Tat das blanke Entsetzen erfaßt haben wird und sie sich auch von ihm im Stich gelassen fühlte.

Hübsch allerdings muß sie gewesen sein. Ein gutes Jahr nach ihrer Rückkehr – sie nahm Wohnung wieder in St. Marylebone – heiratete sie ein zweites Mal, und noch dazu einen Mann, der mehrere Jahre jünger als sie war, erst 23, und der sich mit dieser Wahl seiner Familie gegenüber in große Schwierigkeiten brachte. Es handelte sich um den Sohn eines brasilianischen Kaffeefarmers, der Herkunft nach Portugiese, der erst kurz zuvor als Student nach London gekommen war. Hier hatte er zufällig in derselben Straße wie Agnes Quartier genommen und muß dann beinahe vom ersten Tag an in ihren Bann geschlagen worden sein. Denn als Anfang August der Krieg ausbrach und seine Eltern ihm telegraphierten, er möge nach Hause kommen, kablete er zurück: nur mit einer Frau, einer Witwe, stellt Euch dazu, wie Ihr wollt. Sein Vater nahm daraufhin das nächste Postschiff nach Lissabon, fuhr von dort mit der Bahn nach London und begleitete das Brautpaar am 22. August zum Standesamt. Ihr Alter gab sie mit 26 Jahren an, was bedeutet, daß sie ihrem Ehemann über ihre Vergangenheit kaum reinen Wein eingeschenkt haben kann. Denn mit diesem Alter wäre sie bei ihrer ersten Heirat 1903 erst 15 Jahre alt gewesen, was man – bei damals vorgeblichen 23 – auch wieder nicht glauben kann. Vermutlich war sie also nunmehr an die dreißig, wobei er sie, da ihm auch 26 noch zu viel erschienen, der Familie gegenüber auf 25 verjüngte. Da ihre Ehe mit Percy kinderlos geblieben war, rechnete wohl auch niemand nach.

Nach der Trauung reisten die drei umgehend aus dem kriegs-verwirrten Europa ab nach Brasilien, wo Agnes noch ein ganz interessantes Leben hatte. Kinder bekam sie zwar auch aus dieser Ehe nicht, aber eine große Familie umgab sie dennoch, da sie über die Geschwister ihres Mannes zu mehr als einem Dutzend Neffen und Nichten kam und später auch wiederum deren Kinder noch heranwachsen sah. Ihr Mann wurde Attaché an der brasilianischen Botschaft in Paraguay, kam dann auch als Geschäftsmann in Südamerika



viel herum und zog mit ihr als Pensionär nach Rio de Janeiro, wo sie 1958, im Alter von etwa 73 Jahren, starb (ihr Mann zwei Jahre nach ihr). Ein erstaunliches Leben eigentlich, zu dem es diese englische Krankenschwester von etwas zweifelhafter Herkunft gebracht hat, auch wenn es vermutlich daran litt, daß sie nie wahrheitsgemäß davon erzählen können.

Einen Nachtrag verdient noch, was aus Percys Bruder Ferdinand sowie aus seiner Schwester, der verheirateten Segnitz, geworden ist. Ferdi, wie er genannt wurde, war schon vor der Lesmona-Zeit in Bremen gewesen und hatte hier eine kaufmännische Ausbildung gemacht. Von 1891 bis 1893 war er in Mittelamerika unterwegs, worüber er später einen langen, sehr informativen Reisebericht geschrieben hat, den die Nachkommen in England noch aufbewahren. Er besichtigte damals – noch in Ambition auf die väterliche Firma – Kaffeeplantagen von San Salvador bis Mexico, interessierte sich aber auch für Land und Leute, über die er fast schon im Stil eines Reiseschriftstellers zu berichten weiß. Während dieser Reise starb ihm in Bremen mit 23 Jahren Lischen Lürmann – „Ferdinand kommt über L. Lürmanns Tod nicht hinweg“, schreibt Magda im Januar 1895 –, eine Tochter aus dem Bankhaus *Lürmann & Sohn*, mit der er also wohl verlobt war. Warum in der Verfilmung von *Sommer in Lesmona* dann Magda mit diesem Namen belegt wird, bleibt unerfindlich, Verbindungen zu den Lürmanns jedenfalls ergeben sich nicht.

Hinweggekommen ist Ferdi über Lischens Tod dann aber doch und heiratete im Mai 1900 in London die Hutmacherstochter Florence Clegorn, die zwei Jahre älter als er war. Geschäftliche Pläne scheint er um diese Zeit freilich schon nicht mehr gehabt zu haben, hätte er sonst doch kaum darauf verzichtet, seine Heirat, wie in diesen Kreisen üblich, in der *TIMES* anzuzeigen. Er erwarb in Exmouth an der Südküste von England ein bürgerliches Reihenhaus und blieb dort ohne Amt und Geschäft bis zu seinem Tod 1930 wohnen. Als er starb, hatte er sein Vermögen ziemlich aufgebraucht, für seine Frau, die ihn um zehn Jahre überlebte, aber so weit vorgesorgt, daß sie das Haus behalten und an die Kinder ihrer Schwester – eigene hatte sie nicht – sogar noch etwas vererben konnte. Die Anzeige in der *TIMES*, die zu seinem Tod erschien, machte aber noch einmal deutlich, wer er immer nur gewesen war: nur der „last surviving son of the late Mr. F. Rosing, one of the founders of Rosing Brothers and Co., Merchant Bankers, London“.

Helene Rösing, die einzige Tochter des Firmengründers und 1869 geboren, war nach ihrer Heirat mit Adolph Segnitz noch bis 1894 in Sydenham wohnen geblieben und hatte dort zwei Söhne bekommen. Danach zog die Familie in eine exklusive Stadtwohnung um, Whitehall Court Nr. 4, einen zwischen Trafalgar Square und Themse gelegenen victorianischen Prachtbau, der eine wirklich erstklassige Adresse war. Anscheinend sah Segnitz der gänzlichen Übernahme der Rösing-Firma schon damals zuversichtlich entgegen. Und in der Tat entwickelten sich seine Geschäfte glänzend. Nicht nur verkräftete er die Auszahlung aller vier Schwäger, sondern bald darauf auch das Ausscheiden des Bruders von Ferdinand Rösings Frau. So gehörte ihm von 1899 an die Firma allein.

Womit er handelte und sein Geld verdiente, läßt sich nicht klar erkennen. Er wurde immer nur unter ‚General Merchants‘ geführt und machte wahrscheinlich Kommissionsgeschäfte aller Art. Einen Schwerpunkt bildete aber stets der Kaffee-Import, für welchen Segnitz auch eigene Kaffeeplantagen in Guatemala, Mexico und anderen Ländern Mittelamerikas erwarb. Für diesen Teil des Geschäfts hielt er sich auch ein Lager mit Kontor an einem Dock neben der London Bridge. Stets handelte er aber auch mit Wein, den er im Auftrag des Bremer *Löwenhofs*, der inzwischen seinem Bruder Fritz gehörte, in England vertrieb. Aber auch Tee und Tabak, Zucker und Rum wird er eingeführt haben, ebenso Gewürze, Öle und Wachs, während er im Gegenzug die in Übersee verlangten englischen Industriewaren, Nadeln, Werkzeuge, Fahrräder usw. exportierte. Doch kaufte und verkaufte er weitgehend nur auf Bestellung, so daß er nicht mit dem Risiko einer größeren Lagerhaltung belastet war und auch nicht viel Personal brauchte. Das Büro in der Basinghall Street reichte immer aus. Die Grundlage seines Geschäfts war seine Kenntnis der richtigen Einkaufsplätze und der rentabelsten Schiffsverbindungen, die Kunden kamen, je länger er seine Sache gut machte, von allein.

Die Gewinne, die er erzielte, waren enorm, doch viel von ihnen gehabt hat er nicht. Er starb mit 56 Jahren, im Juni 1912, in Bad Kissingen an Herzversagen, Folge einer Vergiftung, wie die Todesanzeige besagt, also wahrscheinlich aufgrund einer unbekömmlichen Mahlzeit. Sein testamentarisch hinterlassenes Vermögen machte annähernd 300 000 Pfund aus, sechs Millionen Goldmark also, und das war noch nicht alles, da seine Frau weitere 100 000 Pfund besaß. Doch was damit tun? Von den Söhnen gab es nur noch den älteren, Her-

mann (der jüngere war zuckerkrank gewesen und 1903 gestorben), doch der war erst neunzehn, und zwei später geborene Töchter im Alter von dreizehn und elf Jahren kamen für weiter nichts in Betracht. Helene Segnitz als Alleinerbin entschied, was ihr Vater seinerzeit bei ihren Brüdern nicht gewagt hatte, nämlich ihren Sohn sofort in die Firma aufzunehmen und ihn dort zum Teilhaber zu machen. Sie etablierte ihn mit 50 000 Pfund und nahm zusätzlich einen weiteren Teilhaber auf, der die Geschäfte führen konnte. An ihre beiden Brüder, zumal an Percy, der ja nach einer geeigneten Stellung auf der Suche war, hat sie offenbar nicht gedacht. Selbstverständlich wäre er bei einem entsprechenden Angebot aus Kalifornien zurückgekehrt, da es nun den Schwager als ‚Vorgesetzten‘ nicht mehr gab. Aber entweder traute sie es ihm nicht zu oder sie wollte nicht wiederum ihrem Sohn jemanden vor die Nase setzen oder das Verhältnis war überhaupt nicht so, daß ein solches Angebot noch infrage kam. Für sie, das sagt sie in ihrem Testament ausdrücklich, hatten nicht ihre Brüder, sondern es hatte ihr Mann das Erbe ihres Vaters fortgeführt, und dessen einziger legitimer Nachfolger war ihr Sohn.

Sichtbar wird aus ihrem Testament wie dem ihres Mannes aber auch – ein Eindruck, den man schon aus Magdas Briefen gewinnt –, daß es um das menschliche Klima in dieser Familie nicht zum besten stand. Beide treffen nicht eine einzige Verfügung zugunsten von Freunden, Verwandten, öffentlichen Einrichtungen usw., wie man das sonst kennt, sondern alles wird pauschal und ohne Namensnennung den eigenen Nachkommen vermacht. Doch auch die sollten keineswegs direkt erben, sondern nur mittelbar in Form einer Stiftung. Beunruhigt sicherlich von dem Beispiel, das er an den Rösing-Söhnen hatte studieren können, verfügte Segnitz, falls nicht seine Frau ihn beerben würde, daß sein Vermögen in einen Fonds umzuwandeln sei, aus dem dann die Testamentsvollstrecker den Erben je nach Bedarf und Umständen etwas auszahlen sollten. Dies jedoch nicht, wie üblich, nur bis zu einer bestimmten Altersgrenze mit anschließender Freigabe, sondern lebenslang, und dann ebenso wiederum bei den Enkeln, den Urenkeln und so fort, bis nichts mehr da wäre. Nur ausnahmsweise sollte ein männlicher Nachkomme des Sohnes (nicht der Töchter) das Vermögen einmal endgültig ausgezahlt bekommen, weshalb die Fondsverwalter auch rechtzeitig vor ihrem Ableben Nachfolger für sich bestellen sollten. Sogar daß seine Linie aussterben oder sich als erbunwürdig erweisen würde, berücksichtigte er und bestimmte für diesen Fall,

die Nutzungsrechte auf die Nachkommen der Bremer Segnitz-Linie zu übertragen. Nur allerdings, nach welchen Grundsätzen zu zahlen oder nicht zu zahlen sei, legte er nicht fest. Dies sollte ganz den von ihm benannten oder den ihnen nachfolgenden ‚Trustees‘ überlassen bleiben, zu denen er unbegrenztes Vertrauen hatte.

Da Helene Segnitz ihren Mann überlebte, trat zunächst allerdings sie das Erbe an und bestimmte umgehend zu ihrem Testamentsvollstrecker und erstrangigen Erben ihren Sohn. Sie stattete ihn mit großzügigen Vollmachten auch gegenüber seinen Schwestern aus, damit er vor allem die Firma erhalten und sie jederzeit mit dem erforderlichen Kapital versehen konnte. Um so schwerer muß es sie deshalb getroffen haben, daß er im September 1915 als Leutnant in einem englischen Elite-Regiment fiel. Als Engländer geboren, hatte er Engländer auch in diesem Krieg sein wollen, ungeachtet der Tatsache, daß ihm auf deutscher Seite sein direkter Vetter aus Bremen, den er gut kannte, und andere Verwandte gegenüberstanden. Diesen Tod so bald nach dem ihres Mannes verwand Helene Segnitz nicht. Sie starb ein Jahr danach, ohne noch für die minderjährigen Töchter eine neue testamentarische Verfügung getroffen zu haben. So wurde ein ‚Public Trust Fund‘ damit betraut, ihr riesiges Vermögen – außer dem Geld, der Firma und Grundstücken auch Kutschen, Pferde, Stallungen, Automobile (alles in der Mehrzahl!) bis hin zu den eigens genannten Weinvorräten – für jene und ihre Nachkommen in Obhut zu nehmen.

Wie die Töchter mit diesem Erbe zurechtgekommen sind, sei hier wenigstens mit einem Blick noch gestreift. Beide änderten schon während des Ersten Weltkrieges, um das Stigma ihrer deutschen Abstammung loszuwerden, ihren Namen in ‚Seldon‘ und hatten fürderhin mit ihrer Herkunft nichts mehr im Sinn. Mit Geld und Besitz opulent ausgestattet – ein Teil des elterlichen Vermögens wurde ihnen mit Volljährigkeit ausgezahlt –, studierte die Ältere eine Zeitlang Gesang (wegen ihres Riesenwuchses von über einem Meter neunzig hatte sie bei Auftritten allerdings immer Probleme), während die Jüngere sich an das Londoner Theatermilieu anschloß. Relativ spät – 1926 – heirateten beide. Die Ältere verband sich mit einem aus Südafrika stammenden Schiffsarzt, der, wie noch im fernen Bremen mißbilligend registriert wurde, ein ‚half cast‘, ein Mischling war, während die Jüngere einen Londoner Arztsohn und charmanten Luftikus zum Mann nahm, der sich mit allerlei Privatunternehmungen durchgeschlagen und u.a. Busse vermietet hatte. Beide Männer arbeiteten allerdings

sofort nicht mehr, nachdem sie geheiratet hatten, sondern beschäftigten sich nur noch mit der Verwaltung des Eigentums ihrer Frauen. In beiden Ehen gab es auch Kinder, doch war das Familienglück nur von begrenzter Dauer. Die mit dem ‚half cast‘ verheiratete Schwester trennte sich nach einigen Jahren von ihrem Mann und blieb mit ihren drei minderjährigen Kindern allein, während die andere 1948 starb und ihren Mann mit vier noch minderjährigen Kindern zurückließ.

Insgesamt fünf dieser Kinder haben dann auch wiederum Familien gegründet, nun aber schon in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen, da sie von dem Vermögen ihrer Großeltern nicht mehr viel sahen. Adolph Segnitz hatte im Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit des Britischen Weltreiches verfügt, daß nur Staatspapiere, öffentliche Anleihen, Schuldverschreibungen auf Kolonialunternehmungen usw. zur Geldsicherung verwendet werden dürften, und dabei zu Anlagen von dreißig und mehr Jahren Laufzeit geraten. Mit dem Verfall des Pfundes, der schon während des Ersten Weltkrieges einsetzte und nach dem Zweiten rapide zunahm, schmolz deshalb sein Vermögen mehr und mehr dahin, bis viele der Schuldtitel das Papier nicht mehr wert waren, auf das sie gedruckt waren. In den 60er Jahren wurde der Rest dann unter die Enkel aufgeteilt und der Fonds aufgelöst. Weitgehend verloren ging aber auch die Hinterlassenschaft der beiden Töchter. In der Nachkriegszeit waren bis zu 90 Prozent Erbschaftssteuern zu zahlen, so daß alle ihre Besitzungen verkauft werden mußten. So holte sich die britische Gesellschaft nach und nach zurück, was Adolph Segnitz ihr einst so listig und geschickt abverdient hatte, und selbst die Betroffenen mögen sich mitunter gesagt haben, daß dies so ungerecht am Ende nicht war.

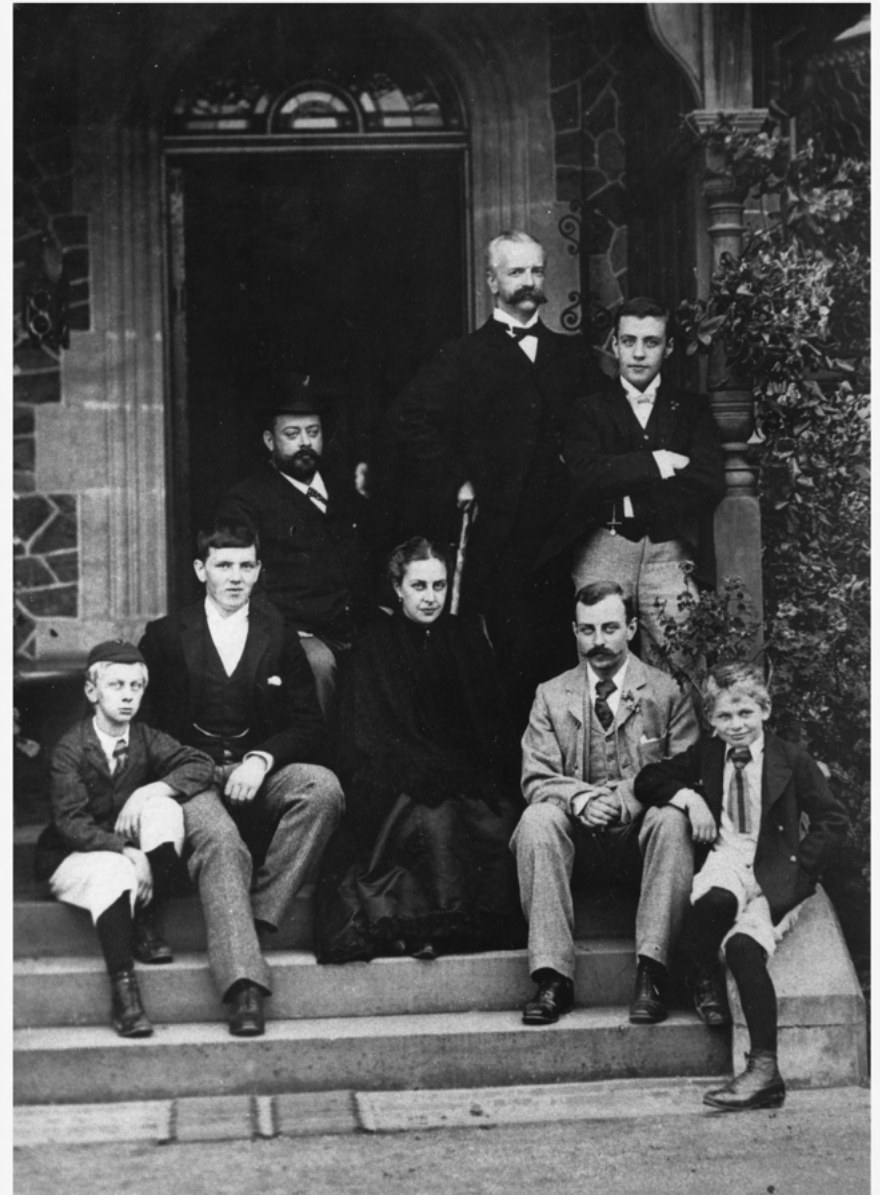
Aber auch noch eine andere Erwartung des alten Segnitz erfüllte sich nicht: daß seine Nachkommen im wesentlichen Briten sein würden. Wie in praktisch allen nach England eingewanderten deutschen Familien gelang auch hier den Folgegenerationen die Integration in die englische Gesellschaft nur zum Teil. Ein anderer wanderte aus oder heiratete ins Ausland, so daß seine Urenkel heute außer in England auch in Norwegen, Australien und den USA leben. Die traditionelle Geschlossenheit der englischen Gesellschaft mag dafür ebenso eine Rolle gespielt haben wie Veränderungen in der Wirtschaftslage, aber hauptsächlich waren es natürlich die beiden Kriege, die den Deutschstämmigen das Heimischwerden in England erschwerten.

Und die Firma, die *Rösing Bros. & Co.*? Der von Helene Segnitz aufgenommene Teilhaber konnte das Unternehmen nach ihrem Tod über einen weiteren Partner geschäftsfähig erhalten, und seine Söhne führten es dann bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus fort. Erst 1957 wurde es, zuletzt als ‚Limited‘, also GmbH. geführt und nochmals in andere Hände gelegt, im Handelsregister gelöscht. So hat die Firma Rosing – die Pünktchen über dem o waren mit der Zeit weggefallen – fast ein volles Jahrhundert lang in London existiert und ihr Name dort noch etwas gegolten, als die Erinnerung an die Gründer längst erloschen war. Das hätte diese sicherlich gefreut. Daß keiner ihrer Söhne an diesem Erfolg beteiligt war und keiner von ihnen den Namen Rosing auch nur weitergab, ist allerdings doch eine traurige Bilanz. Indessen kommen solche Fälle öfter vor, als man denkt, und könnten bei manchem Firmenjubiläum erzählt werden. Nur wird dort über sie üblicherweise nicht mehr gesagt, als daß der oder die Söhne ‚andere Wege‘ gegangen seien, und man hält es für den Lauf der Welt. Was Percy angeht, wo wir den anderen Weg kennen, muß einem allerdings doch leid tun, daß er aus seinen Anlagen nichts Besseres machen konnte. Aber dann hätte vielleicht wirklich schon in Lesmona alles anders für ihn verlaufen müssen, und dann hätten wir weder von ihm noch von Magda je gehört.





(11) Ferdinand Rösing, Percys Vater (1887)



(12) Percy bei den Pflegeeltern in Rusholme (1891)  
hinten von links: Georg Rudolf Mosle, Carl Eduard Melchers, Percy;  
vorn von links: Henry Ahrens, Hermann Georg Melchers, Hermina  
Melchers (geb. Mosle), Christian Mosle, Alexander Ahrens



*(13) ‚Rusholme‘, der Landsitz von Carl Eduard Melchers in Kent,  
wie ihn Magda im Frühjahr 1895 kennenlernte*



*(14) ‚Rusholme‘ in dem 1920 abgeschlossenen Umbau*



(14a) London, 4 Whitehall Court – Wohnung (5. Stock) von Percys Schwester (verheiratete Segnitz) und Familie

#### Kapitel 4

### Gattenwahl zwischen Neigung und Konvention

Hätte die Geschichte zwischen Magda und Percy auch anders ausgehen können, und wenn, wer oder was hat das verhindert? Im ersten Moment neigt man natürlich dazu, hier an ihre Eltern und zumal ihren Vater zu denken, von dessen Strenge sie auch selbst in ihren Briefen immer wieder spricht. Doch irgend etwas, so muß man sich bei einigem Nachdenken sagen, stimmt an dieser Schuldzuweisung nicht. Weder haben ihr die Eltern die Verbindung mit Percy untersagt, noch ihr die mit Gustav Pauli anbefohlen, ja sie haben von einer solchen Alternative noch nicht einmal etwas gewußt. Wo sie ihr aber wirklich in diesem Sinne zugesetzt, sie zu einer Verlobung fast zu zwingen versucht haben, bei der Geschichte mit dem Grafen, ist sie mit diesem Einfluß sehr gut fertig geworden. Von einer übergroßen Abhängigkeit von ihnen, gar Nötigung durch sie kann also keine Rede sein, und Magda war der Eindruck, den ihre Briefe in dieser Beziehung erweckten, im Nachhinein auch unangenehm. Als Thomas Mann sich über die ‚blinde Grausamkeit‘ dieser Eltern erregte und die Ansicht vertrat, daß sie nur aus Geldgründen – wegen der noch nicht gesicherten Erbschaft – von Percy nichts hätten wissen wollen, hat sie sie ausdrücklich gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen und erklärt, daß sie selbst sich gegen jenen und für ihren Mann entschieden habe, sie selbst, „weil Percy ein Junge war“.

Nun muß man ihr freilich auch dies wiederum nicht glauben, weil niemand wohl sich freiwillig antun wird, was sie sich mit ihrer Entscheidung antat. Aber es gibt ja nicht nur den Druck von Befehlen und Verboten, es gibt auch den von Erwartungen und Ansprüchen, und daß sie in dieser Hinsicht nicht frei war, zeigen schon ihre Bedenken wegen Percys Alter. Hier aber binden uns nicht die Eltern allein, sondern auch die Gleichaltrigen, die Schicht, zu der wir gehören, ‚die Gesellschaft‘, und so nennen wir einen solchen Einfluß nicht Schuld, sondern sprechen von sozialen Normen, vom Zwang der Verhältnisse. Und eben ein solcher Konflikt ist Magdas Konflikt auch gewesen. Grundsätzlich formuliert, war es die Alternative von Neigungs- und Konventionsehe, vor der sie stand, also ob sie eher nach Liebe oder eher nach Prestige heiraten sollte, auch wenn sie selbst sich dies in den Briefen nicht eingesteht. Vielmehr hat sie das Liebesgebot so verinner-



licht, daß sie sich zu ihren sozialen Ansprüchen gar nicht mehr zu bekennen wagt. Tatsächlich hängt sie damit aber nur um so mehr von ihnen ab, d.h. an ihrer Not und Bedrängnis ändert der ‚bloß‘ soziale Hintergrund ihres Konfliktes nichts, sondern es hätte im Gegenteil jeder nur familiäre Konflikt ihr weniger zu schaffen gemacht. Daß ‚die Gesellschaft‘ auch eine eingebildete Macht sein kann und als reale oft mehr erträgt, als man ihr zutraut, das weiß man in ihrem Alter leider meistens noch nicht.

Daß man der Schuldzuweisung an ihre Eltern so vergleichsweise bereitwillig folgt, ist allerdings dennoch kein Zufall. ‚Früher‘, so meinen wir zu wissen, haben ja wohl grundsätzlich die Eltern über die Ehen ihrer Kinder entschieden, jedenfalls in den besseren Kreisen und was die Töchter anbetrifft, und so vermuten wir einen solchen Zusammenhang auch hier. Vielleicht haben wir dafür das Schicksal einer Effi Briest vor Augen, die als Sechzehnjährige, nur eben vom Schaukeln hereingerufen, dem 38jährigen Innstetten anverlobt wird und sich auch noch artig dafür bedankt. Doch ist dieser Fall – bei allem Respekt vor dem Realisten Fontane sei es gesagt – für die damalige Zeit keineswegs mehr typisch, weder was Effis Jugend, noch was den Altersunterschied angeht und schon gar nicht hinsichtlich ihrer selbstverständlichen Gefügigkeit. Tatsächlich waren die Mädchen für die Wahl ihres Ehemannes damals längst selbst verantwortlich, und wenn die Eltern sie darin beeinflussen wollten, mußten sie schon subtilere Mittel anwenden, als ihnen ihren Wunschkandidaten nur einfach zu präsentieren. Wo hier die wahren Konflikte lagen, wird über dieses Klischee nur oft übersehen, und weil sich heute auch noch alle möglichen außereuropäischen Kulturzustände mit unserem Bild von ‚früher‘ vermischen, soll hier Magdas Konflikt auch erst einmal zurückgestellt und etwas Allgemeines zu diesem Thema gesagt werden. Es wird uns dann auch ihren Fall besser verstehen lassen.

Wenn Ehestiftungen wie die von Effi Briest für das späte 19. Jahrhundert nicht mehr typisch waren, vielmehr – wenn schon – in das 18. Jahrhundert gehören, heißt das jedoch nicht, daß sie damals nicht mehr vorkamen. Es gab sie schon noch, nämlich im Hochadel, und damit eben dort, wo sie auch ihren historischen Ursprung hatten. Entstanden ist das Elterndiktat in der Heiratsfrage ja aus dem Wunsch des Adels nach Machtvererbung, d.h. daraus, daß die adeligen Privilegien den Nachkommen nur dann vererbt werden konnten (oder ihre Erblichkeit anderen gegenüber nur dann zu rechtfertigen war), wenn

jeweils beide Ehegatten diese Privilegien besaßen. Ebenbürtigkeit hieß das, und in einem naheliegenden zweiten Schritt überließen die Eltern dann auch ihren Besitz nur denjenigen ihrer Kinder, die durch eine ebenbürtige Heirat für die Weitergabe der Privilegien sorgten. Insofern verlor im 19. Jahrhundert diese Bedingung aber eigentlich schon ihren Sinn. Denn außer in den Regierenden Häusern gab es Geburtsvorrechte für den Adel hier praktisch nicht mehr, und selbst das Recht der Regentschaft war, da verfassungsmäßig abgesichert, an die Ebenbürtigkeit der Herkunft nicht mehr gebunden. Gleichwohl wurde an dieser Bedingung festgehalten, ja sie wurde wegen der demokratischen Bedrohtheit dieser letzten adeligen Bastion nun womöglich rigider gehandhabt als je zuvor. Als Druckmittel dienten dabei weiterhin die Erbschaftsfolgen, denn von der Pflichtteilsregelung des bürgerlichen Gesetzbuches war der Hochadel ausdrücklich ausgenommen. Mithin blieb der Einfluß der Eltern auf die Heiraten der Kinder hier sehr real, d.h. nicht standesgemäße Ehen konnten leicht durch wirtschaftliche Erpressung verhindert werden.

Wie das vor sich ging, sei kurz am Beispiel des Hauses Habsburg skizziert, das in dieser Hinsicht freilich das am meisten berüchtigte war. Einheiratende Ehegatten mußten hier bis in die vierte Generation zurück Vorfahren aus souveränen Adelsgeschlechtern nachweisen – dreißig insgesamt –, wenn die Ehe anerkannt und die Erb- und Hausrechte nicht verlorengehen sollten. Das bedeutete, daß wegen der engen Verflechtung des europäischen Hochadels praktisch nur noch Ehen unter Verwandten infrage kamen, und die wurden von den Familien frühzeitig abgesprochen. Die Folgen sind bekannt. Nicht nur kam es regelmäßig zu peinlichen Erbschäden (‚die Hälfte aller Kinder Idioten oder Epileptiker‘, spottete Franz Ferdinand, das spätere Attentatsopfer von Sarajewo, der eine solche Ehe nicht eingehen wollte), sondern es entwickelte sich auch ein reger Konkubinatsbetrieb, für dessen illegitime Früchte geradezu etatmäßig gesorgt wurde. Aber auch Verzweiflungstaten blieben nicht aus. Erinnerung sei nur an den Kronprinzen Rudolf, der im Alter von 21 Jahren mit einer noch minderjährigen zweitgradigen Kusine seines Vaters verlobt worden war (mit der Hochzeit mußte gewartet werden, weil sie ihre Periode noch nicht hatte) und mit ihr so unglücklich wurde, daß er sich 1889 gemeinsam mit einer Geliebten erschoss. Zuvor hatte er sich – vergeblich natürlich – beim Papst noch um eine Annulierung seiner Ehe bemüht. Sein Nachfolger Franz Ferdinand, der sich im Jahre 1900 die Ehe mit

einer ‚nur‘ dem österreichischen Uradel entstammenden Frau ertrotzte, mußte wegen dieser Mesalliance für seine Kinder auch der Krone entsagen und überdies hinnehmen, daß seine Frau bei Hofe weit nach ihm rangierte, d.h. nur zum ‚Gefolge‘ zählte. Ehen mit Bürgerlichen hingegen führten, wie jeder weiß, noch bis weit in unser Jahrhundert hinein in allen europäischen Fürstenhäusern unweigerlich zum Verlust der dynastischen Rechte.

Es wäre nun allerdings verfehlt, diese Heiratsverhältnisse für irgendeinen historischen Zeitpunkt mit den Heiratsverhältnissen insgesamt gleichzusetzen. Da andere Ebenbürtigkeitsvorschriften – vom Fall der Unfreiheit abgesehen – nicht existierten und die Ehe nach altdeutscher wie christlicher Auffassung auf dem freien Entschluß der Heiratenden selbst beruhen sollte, hat es in unserem Kulturkreis die Ehestiftung durch die Eltern als Regelaussage nie gegeben. Auch die Verheiratung von Kindern als krasser Fall der Bevormundung, wie er trotz gesetzlicher Verbote in Asien und Afrika bis heute massenhaft vorkommt, war deshalb in Europa nie üblich. Die Werbung richtete sich hier vielmehr, wie auch die Heiratsverhältnisse in unseren Sagen und Märchen zeigen, grundsätzlich an die aus eigenem Recht heiratsfähige junge Frau. Das hat nichts mit einem moralischen Verdienst zu tun. Es erklärt sich einfach daraus, daß sich in unseren Breiten wohlhabende Schichten, die an solchen Zwangsheiraten ein Interesse haben konnten, erst herausbildeten, als die Idee der Selbstbestimmung in dieser Frage schon hinreichend gefestigt war. Wer also volljährig war – das konnte historisch und regional unterschiedlich mit 21, aber auch erst mit 28 Jahren der Fall sein –, konnte im Prinzip heiraten, wen er wollte, und soweit die Eltern eine frühere Verheiratung wünschten – ehemündig war der Mann etwa ab 20, das Mädchen ab 16 Jahren –, war ohne das Einverständnis der Betroffenen nichts zu machen.

Das heißt nun allerdings nicht, daß stets nach Neigung geheiratet werden konnte. Je früher je mehr war die Ehe an wirtschaftliche Voraussetzungen gebunden und deshalb ohne Unterstützung und mithin Zustimmung der Eltern selten möglich. Zumal die Töchter, auf Versorgung angewiesen, konnten sich eine allzu genaue Selbsterforschung in dieser Frage also kaum leisten, d.h. sie wurden oft auch als Minderjährige in die erste sich anbietende Ehe abgeschoben. Aber auch für die Söhne war, solange die Generationen eng zusammenlebten und die Nachfolge im Amt oder Beruf des Vaters auf dem Spiel

stand, die Einwilligung der Familie von großer Bedeutung. Schichten- und Gruppenzugehörigkeiten grenzten die Wahl deshalb ebenso ein wie die konfessionelle Schranke, die allerdings schon im 18. Jahrhundert nicht mehr unüberwindlich war. Gleichwohl sind Neigungsehen in früherer Zeit nicht schlechthin die Ausnahme gewesen, wie man oft lesen kann. Wenigstens in der Stadt war der Kreis der infrage kommenden Partner immer groß genug, daß eine Neigungswahl nicht nur möglich, sondern im Prinzip das Nächstliegende war, und natürlich hat man diese Wahl auch gegen Einwände der Eltern, wenn es sie denn gab, mit einem gewissen Nachdruck verteidigt.

Wie weit man schon im 18. Jahrhundert zu gehen bereit war, wenn es zu einer solchen Konstellation kam, zeigt plastisch eine Szene in Schillers *Kabale und Liebe*. Bevor sich hier der Zentralkonflikt um den adeligen Ferdinand und das Bürgermädchen Luise entwickelt, bewirbt sich um diese bereits der Sekretär Wurm und bittet dabei auch ihren Vater um Unterstützung. Doch damit kommt er bei diesem übel an. Wenn er sich das Mädchen nicht von allein gewinnen könne, so die Belehrung, solle er sich zum Teufel scheren, er, der Vater, werde nicht der Spitzbube sein, sie ihm an den Hals zu werfen. Die Tochter müsse mit ihm leben, nicht er, und überhaupt würde ein rechter Kerl sich schämen, sich dieses ‚altmodischen Kanals‘ zu bedienen. Wer etwas taue, werbe allein und hinter dem Rücken des Vaters, und im Konfliktfall müsse das Mädlein ihre Eltern lieber zum Teufel wünschen, als von ihm zu lassen, nur das sei Liebe, und nur so einen Schwiegersohn wünsche er sich. Allzu emphatisch? Allzu sehr ‚Sturm und Drang‘? Daß solche Worte in einem realistisch angelegten Stück auch nur gesprochen werden konnten, beweist für das Vorhandensein einer solchen Idee genug, und man erkennt auch nicht, daß sie für abwegig gehalten worden wären.

Als um so bedrückender wurde deshalb empfunden, daß das zu Wohlstand und Ansehen gelangende Bürgertum sich von solchen Grundsätzen gerade entfernte und die Heiraten der Kinder genau wie der Adel mehr und mehr unter seine Kontrolle zu bringen versuchte. Geld sollte zu Geld, Geschäft zu Geschäft kommen oder besser noch Geld und Geschäft auch zu Rang und Namen, so daß, während andere Schranken fielen, die des Besitzes nur um so trennender wurde. Die entsprechenden Schriften des 19. Jahrhunderts sind voll von Klagen über Geldheiraten oder wenigstens darüber, daß man keine Scheu trug, sich offen zu ihnen zu bekennen. Männer offerierten in Heirats-

gesuchen ihre Ränge und Titel, aber auch ihren Kapitalbedarf, Eltern empfahlen ihre Töchter durch Vermögen und Aussteuer, und das Schachern um die Mitgift kam wirklich oder sogar besonders in den besten Familien vor. Mußte man unwillkommene, d.h. weniger vermögende Schwiegerkinder gleichwohl inkauf nehmen, so versuchte man sie nach dem Beispiel des Adels wenigstens von künftigen Erbschaften auszuschließen, wie wir an einem Fall aus der Familie von Magdas Freundin Bertha im siebten Kapitel noch sehen werden.

Ganz so weit wie der Adel ging man in der Bevormundung aber doch schließlich nicht. Zum einen wurden die Ehen nicht über die Köpfe der Kinder bzw. Töchter hinweg vereinbart, wie es dort vorkam, sondern die Werbung mußte bei ihnen selbst beginnen, und zum anderen war es auch unanständig, wenn man sie vor dem achtzehnten Lebensjahr verheiratete bzw. in die Ehe entließ. Wie dieses Mitspracherecht gehandhabt wurde, steht freilich auf einem anderen Blatt. Man erinnere sich nur, wie Tony Buddenbrook zu ihrer Ehe mit Grünlich bewogen wird, eine um 1850 spielende Geschichte, für die Thomas Mann ja einen Fall aus seiner eigenen Familie vor Augen hatte. Nicht nur, daß Grünlich der achtzehnjährigen Tony mit Billigung ihrer Eltern monatelang unerträgliche Szenen machen darf, es wird sogar noch der Pfarrer eingeschaltet und wettet sonntags von der Kanzel herab gegen die eigenwilligen Töchter, die sich den Eltern in diesem Punkt nicht gehorsam genug erwiesen. Gleichwohl verliert auch Tony nicht aus den Augen, daß zuletzt allein ihr Wort zählen wird, und ihre Eltern haben zumindest ein Gewissen dafür, daß sich ihr Verhalten mit dem bürgerlichen Anstand nicht ganz vereinbaren läßt.

Daß das Ideal der Neigungswahl in den bürgerlichen, aber auch in den adeligen Oberschichten nie ganz verlorenging, hatte – abgesehen von seiner Umsetzung in der Heiratspraxis des Volkes – vor allem mit seiner Bewahrung in Kunst und Literatur zu tun. Wo immer man sich hier umsah, konnte man sich ermutigt fühlen, auch in seinem eigenen Leben seiner Liebe zu folgen. Vor allem von der Romantik ging ein solcher Einfluß aus, pries sie doch nicht nur wie frühere Zeiten den Liebesgedanken als solchen, sondern bezog ausdrücklich auch die Ehe in diesen mit ein. „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate“, polemisierte Friedrich Schlegel, „nur entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe“, und Schleiermacher forderte in seinen ‚Zehn Geboten für edle Frauen‘: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß“

und „Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst“. In die Breite gewirkt haben diese Gedanken dann vor allem in der romantischen Dichtung, die Liebeswahl und Liebesehe immer wieder zu ihrem Thema gemacht hat. Aber auch in den von den Romantikern gesammelten Volksliedern und Märchen bildet die glückliche Heirat – „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“ – ja oft den harmonischen Schluß. So hielt die Literatur im öffentlichen Bewußtsein wach, was von Macht- und Geldinteressen immer wieder verdrängt zu werden drohte, und bestärkte zumal die Jugend stets von neuem in der Richtigkeit ihres Gefühls.

Hinzu kam im späteren 19. Jahrhundert aber auch noch ein naturwissenschaftliches Argument. Es ergab sich aus der Darwinschen Abstammungs- und Vererbungslehre, die man, wenn auch logisch nicht ganz einwandfrei, auf die menschlichen Verhältnisse übertrug. Analog zum Gedanken der geschlechtlichen Zuchtwahl, also daß es im Tierreich eine Art Neigungsentscheidung zugunsten der jeweils stärkeren, schöneren, gesünderen Gattungsexemplare gibt oder geben kann und auf diese Weise die Gattung ihren Fortbestand sichert, folgerte man, daß auch das menschliche Liebesgefühl dem diene und mithin jede andersartige Wahl die Erbanlagen schwäche. Wer diesen Gedanken aufgebracht hat, läßt sich nicht mehr feststellen, er war im Anschluß an die Popularisierung Darwins einfach da. Einer seiner namhaftesten Vertreter war Ibsen, bzw. er wurde es mit seinem 1881 erschienenen Drama *Gespenster*, das damals überall in Europa für Furore sorgte. Die Geldheirat einer Frau – die Möglichkeit einer Liebeswahl hatte sie ausgeschlagen – führt hier nicht nur wie auch in anderen Dramen Ibsens in eine moralisch haltlose Ehe, sondern es entspringt diesem widernatürlichen Zeugungsbund auch ein zynisch entarteter, erbkranker und schließlich in Paralyse endender Sohn. Natürlich hat man diesem Exempel und überhaupt dieser Idee auch widersprochen, da man die ‚erbliche Belastung‘ damals schon korrekt eher als eine Folge von zu enger Verwandtschaft denn als eine des Heiratens nach Geld und Ansehen bestimmen konnte. Im ganzen blieb die Vorstellung, daß lieblos oder mit Widerwillen eingegangene Ehen sich an den Kindern rächen könnten, jedoch nachhaltig wirksam, und jüngere sozio-biologische Forschungen, auf die wir noch zurückkommen werden, haben sie inzwischen sogar bestätigt.

Sei es, daß es diese Faktoren waren, sei es, daß die nachwachsenden Generationen nur einfach wirtschaftlich unabhängiger wurden – Tat-



sache ist, daß im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch in den höheren Schichten der Einfluß der Eltern auf die Heiraten der Kinder allmählich zurückging. Ein wenig beachtetes Indiz dafür, auf das deshalb hier noch ein Blick geworfen werden soll, ist die in der zweiten Jahrhunderthälfte rasch ansteigende Zahl von Heirats- und Eheberatungsbüchern, die sich nach Stil und Aufmachung in erster Linie an die ‚höheren Töchter‘ wandten. Ihre Titel sprechen für sich: *Die Kunst, einen Gatten zu wählen – Der Weg zu einem glücklichen Ehe- und Familienleben – Die Kunst, Männer zu fesseln und in kurzer Zeit glückliche Braut zu werden – Die junge Dame im Verhältnis zum Manne – Rathgeber für junge Damen in Liebes- und Heiratsangelegenheiten – Strategie der Liebe – Sollen wir heirathen?* und ähnlich mehr lauten sie und wurden begleitet von einem massenhaften Angebot an Mode-, Putz- und Benehmensbüchern, in denen die äußeren Voraussetzungen für das erfolgreiche Umwerben des anderen Geschlechtes behandelt sind. Dabei ist der Tenor dieser Bücher natürlich immer der (andernfalls wären sie ja auch entbehrlich), daß man sich bei der Findung und Wahl des Ehegatten nicht auf den Zufall oder allein sein Gefühl verlassen dürfe, sondern nüchtern die künftigen gemeinsamen Lebensgrundlagen bedenken müsse. Mit anderen Worten: es ergeht die Mahnung, von der neuerworbenen Freiheit den richtigen Gebrauch zu machen. Dasselbe kommt mit umgekehrtem Vorzeichen in einer Vielzahl von Ratgebern für Haushalts- und Familienfragen zum Ausdruck. Regelmäßig empfehlen sie sich mit der Begründung, daß nach der erwartungsfrohen Brautzeit und den glücklichen Flitterwochen der Ehealltag beginne und dann ein böses Erwachen drohe, wenn man geglaubt habe, mit Liebe allen Problemen gewachsen zu sein. Hier wird die Neigungswahl also bereits als Regelfall unterstellt, und man will es dem jungen Paar, das auch vielleicht zu seinen Eltern auf Distanz gegangen ist, wenigstens an gutem Rat auf seinem riskanten Weg nicht fehlen lassen.

Dies ist also der Hintergrund auch für Magdas Heiratsentscheidung und damit, was ihren eigenen Standort angeht, auch sogleich klar: sie will aus Liebe heiraten und aus keinem anderen Grund. Bereits bei ihrem ersten Bewerber, dem aus der Eisenbahn, fragt sie weder nach seiner Zukunft, noch nach seinem Geld, noch nach sonstigen konventionellen Vorteilen, sondern einzig und allein danach, ob sie ihn liebt, und als sie sich eingestehen muß, daß dies nicht der Fall ist, nimmt sie auch das Dazwischentreten ihres Vaters nicht weiter tragisch. Ent-

sprechend bleibt ihre Hauptsorge auch lange Zeit, d.h. bis zu ihrer Bekanntschaft mit Percy, ob sie überhaupt richtig lieben kann und nicht vielleicht zum Heiraten gar nicht taugt. Später wird selbst noch bei Gustav Pauli eine Rolle spielen, daß sie ihn lieben zu können meint, wenn nur er selber mehr Liebe für sie aufbrächte, oder sie wird sich einreden, daß ihre Bindung an ihn *auch* Liebe sei usw. Von der fröhlich-konventionellen Unbedenklichkeit einer Effi Briest, der ‚jeder der Richtige‘ ist, wenn er nur von Adel ist, eine gute Stellung hat und gut aussieht, ist sie also weit entfernt, und dies auch dann, wenn man berücksichtigt, daß es sich hier um Äußerungen gegenüber einer Freundin handelt, die sie vielleicht nicht in alle ihre Überlegungen und Wünsche eingeweiht hat.

Wie sie zu ihrer Einstellung gekommen ist, läßt sich, da sie sie nicht für begründungsbedürftig hält, leider nicht genau sagen, doch lassen sich einige Faktoren immerhin erkennen. Der erste dürfte ihre religiöse Erziehung gewesen sein, also das christliche Liebesgebot, insofern sie sich wiederholt auf Gott in dieser Frage bezieht und vor ihrer letzten Entscheidung noch den Pfarrer zu sprechen wünscht, der dann nicht da ist. Des weiteren könnte eine Rolle gespielt haben, daß sie stets von Personal – Frauen aus dem Volk – erzogen worden ist und folglich mit deren Heiratsvorstellungen von kleinauf enger in Berührung kam als mit irgendwelchen Standesüberlegungen ihrer Eltern. So berichtet sie z.B., daß ihr erstes Kindermädchen ihr oft gesagt habe, daß sie es wegen ihrer Sommersprossen einmal schwer haben werde, einen Mann zu finden, was ja beiläufig nichts anderes besagt, als daß es ihre eigene Sache sein wird, sich einen solchen zu suchen. In Lebenserinnerungen von Frauen aus dem Hochadel hingegen liest man – zum Vergleich – nicht selten, daß ihnen von ihren Erzieherinnen regelmäßig gesagt wurde, sie würden sich um ihre Heirat einmal keine Sorgen zu machen brauchen, die Eltern würden den richtigen Mann schon beschaffen. Auch die getreue Linsche wird ihr ja raten, statt sich auf den ungeliebten Pauli einzulassen, lieber die fünf Jahre auf den ‚Engländer‘ zu warten. Allerdings sollte man sie hier auch nicht im Gegensatz zu ihren Eltern sehen. Auch diese beabsichtigten zweifellos nicht, sie an einen ungeliebten Mann zu vergeben, und haben entsprechende Einwände von ihr auch grundsätzlich akzeptiert.

Der wichtigste Faktor dieser Art ist aber zweifellos der Einfluß der Gleichaltrigen gewesen, d.h. die Einstellung ihrer ganzen Generation.

Keiner der um sie werbenden jungen Männer bemüht sich noch zuerst bei ihren Eltern um sie, sondern alle wollen oder müssen zunächst mit ihr selbst ins reine kommen. Selbst der Graf, der noch am ehesten den alten Formen verpflichtet sein könnte, hat sich mit ihr längst verständigt, als sich ihre Eltern noch der Hoffnung hingeben, als erste von seinem Antrag zu erfahren. Vergleichsweise konventionell verhält sich lediglich noch ein Witwer, der ihr nach einem belanglosen Tischgespräch bei Berthas Hochzeit den Heiratsantrag einfach per Billett ins Haus schickt. Doch ihre Reaktion – „Wie findet Ihr das?“ fragt sie Bertha und ihren Mann nur ironisch – läßt erkennen, daß unter Ihresgleichen so etwas überhaupt nicht mehr in Betracht kommt. Suspekt ist ihr und zugleich ihren Eltern aber auch ein gewisser Bach, der nach einem Sommerfest („von Flirt war keine Rede“) nur über ihren Bruder anfragen läßt, ob er ‚Hoffnung bei ihr hätte‘. Ohne ein persönliches Liebesgeständnis scheint ein Heiratsantrag also auch im Großbürgertum zu dieser Zeit nicht mehr akzeptabel zu sein, wie aufrichtig oder unaufrichtig es dabei im Einzelfall auch zugegangen sein mag.

Was haben dann aber die Eltern, um zunächst noch bei ihnen zu bleiben, mit diesem Schritt überhaupt noch zu tun? Es ist im wesentlichen nur noch das Vorfeld der Werbung, auf das sich ihr Einfluß erstreckt: die Steuerung des Umgangs mit dem anderen Geschlecht. Wie bei Magda immer wieder zu sehen, dürfen Mädchen aus ‚gutem Hause‘ grundsätzlich nur unter Aufsicht in der Öffentlichkeit verkehren, können also nur in einem gut beobachteten Umfeld persönliche Bekanntschaften schließen. Allerdings funktionierte auch dieses Instrument nicht unbegrenzt. Zum einen war die Oberschicht nicht mehr so unter sich bzw. ist es im Bürgertum nie gewesen, daß bei Bällen, Hausfesten, Theaterbesuchen usw. nicht auch der Kontakt zu weniger willkommenen jungen Leuten inkauf genommen werden mußte, zum anderen wirkte diese Überwachung mehr und mehr so unzeitgemäß, daß die Mädchen jederzeit auf öffentliches Verständnis rechnen konnten, wenn sie sich ihr entzogen. Schon der Schaffner, der Magdas *Frauen-Abteil* dienstfertig in ein *Nichtraucher* umwandelt, damit der Verehrer zu ihr umsteigen kann, tut das mit sichtlicher Genugtuung, und ähnlich entgegenkommend oder verschwiegen sind immer wieder auch Dienstboten, Freundinnen und selbst nächste Verwandte. Dabei waren die Besorgnisse der Eltern in diesem Punkt gar nicht einmal unberechtigt. Den Töchtern aus diesen wohlhabenden Häusern lauerten natürlich stets auch Männer auf, die es nur auf ihr

Geld abgesehen hatten, und so hoffte man sie wenigstens vor den plumperen solcher Annäherungsversuche zu bewahren. Auch übrigens jene Eisenbahn-Attacke, bei der der sechsundzwanzigjährige Hans der erst siebzehnjährigen Magda ja um jeden Preis eine feste Verlobungszusage abzurufen sucht, ist in dieser Hinsicht nicht unverdächtig. Bei seriösen Absichten bzw. Aussichten hätte er als Kamerad ihres ältesten Bruders immer auch Wege finden können, auf normalere Art um sie zu werben.

War das persönliche Jawort erst einmal gegeben – schon daß die jungen Leute dafür beharrlich den Ausdruck ‚Verlobung‘ gebrauchen, ist bezeichnend –, hatten die Eltern nur noch geringe Chancen, eine Heirat noch abzuwenden. Zwar mußte sich das offizielle Anhalten bei ihnen noch anschließen, aber einfach nein zu sagen war immer mit der Gefahr verbunden, daß das Durchhalten für das Paar zu einer Ehrensache wurde, an deren Ende man nicht nur nichts erreicht, sondern sich seinem Kind auch noch für immer entfremdet hatte. Nicht einmal gesellschaftlich tat man sich damit einen Gefallen. Liebespaaren nach dem Beispiel von Romeo und Julia war die öffentliche Sympathie stets sicher und dementsprechend den düpierten Eltern auch die Schadenfreude. Allenfalls konnten sie versuchen, durch ein Hinauszögern der Zustimmung die Entschlossenheit des Paares noch auf die Probe zu stellen, was als Druckmittel zumal gegen den Mann wirksam war (und auch angewendet wurde, wenn die Braut aus zu einfachen Verhältnissen kam), da dieser die Unterhaltungspflicht in der Ehe hatte. Bei einiger Verzichtsbereitschaft versagte freilich auch das, so daß es wirklich weitgehend bei den Verlobten selbst lag, was aus ihrem Bund wurde. Bezeichnenderweise treten die Eltern Berthas lieber fluchtartig eine Berlinreise mit ihrer Tochter an, als zu riskieren, daß ein in Bremen angesagter Verehrer (der dann noch nicht einmal kommt) möglicherweise mit ihr eine solche Absprache trifft. Deutlicher kann sich die Ohnmacht der Eltern gegenüber diesem Willensakt nicht offenbaren.

Wegen der grundsätzlichen Möglichkeit, die Eltern hier auszuschalten, war die Lage der so überwachten Mädchen nun allerdings prekärer, als wenn sie entweder völlig abgeschirmt oder weitgehend frei in ihrem Umgang gewesen wären. Denn da sie nach ihrem Selbstverständnis eine Neigungswahl zu treffen hatten, bei allen ihnen von den Eltern zugeführten Bewerbungen aber der Verdacht bestand, nach ihrer Neigung sei nicht gefragt worden, fühlten sie sich zu heimlichen

Kontaktaufnahmen fast schon verpflichtet. Damit aber bestand die Gefahr, daß die Verlobungsentscheidung eine reine Trotzhandlung wurde bzw. man sich als Leidenschaft zurechtlegte, was im Grunde nur das prickelnde Gefühl des Ungehorsams war. Allein schon die Umstände, unter denen diese Mädchen einschließlich Magdas bereit sind, sich für ihr Leben zu binden – auf einer Bahnfahrt, einem Tanzfest, einem Spaziergang usw., d.h. oftmals beim ersten Gespräch unter vier Augen überhaupt –, machen diese Gefahr sichtbar. Daß die Eltern ihre Aufsicht deshalb nur für um so notwendiger hielten (denn in der Tat: kaum kehrten sie diesen Achtzehnjährigen den Rücken, verlobten sie sich), ist also nur zu verständlich, andererseits aber auch keine Frage, daß sie selbst dieses Verhalten verschuldeten.

Was nun Magda angeht, so findet sie sich mit dem ersten Einschreiten ihres Vaters gegen ein Verlobungsvorhaben, der Abschmetterung des Bewerbers aus der Eisenbahn, noch vergleichsweise gutwillig ab. Auch ihr scheint dieser Mann nach einiger Besinnung nicht mehr der richtige zu sein. Nur vier Wochen später geschieht jedoch etwas, was ihr Vertrauen in die Weisheit der Eltern in diesem Punkt für immer erschüttert. Wieder nähert sich ihr ein Bewerber, ein Graf Egon von P. in Bad Kreuth, doch er nun wird von den Eltern geradezu schamlos begünstigt. Eben noch hat ihr Vater einen Heiratsantrag an sie ihres Alters wegen – sie ist ja erst siebzehn – lautstark für eine *Gemeinheit* erklärt, da wird nichts unversucht gelassen, sie einem solchen Antrag gefügig zu machen. Schon wenige Tage nach dem Kennenlernen wird sie auf Spaziergängen demonstrativ mit dem Grafen allein gelassen, wird Zeuge, wie ihre Mutter der Mutter des Grafen die Geschichte mit dem Bahnbewerber erzählt, sie also bereits familiär ins Vertrauen zieht, und sieht sich auch noch seinem eigens verständigten Vater gegenübergestellt, der vor dem Antrag des Sohnes gleichfalls sein Placet zu dieser Verbindung geben soll. Später, beim Anstandsbesuch in seinem Münchner Elternhaus, gehen die Eltern gemeinschaftlich sogar so weit, sie mit dem Grafen allein auf dessen Zimmer zu entlassen, was nach damaligen Begriffen ein glatter Kuppeleiversuch war. Doch Magda will nicht, sie liebt ihn nicht, und so ist es mit ihrer ohnehin nicht großen Bereitschaft, sich von den Eltern hier beeinflussen zu lassen, nach dieser Erfahrung für immer vorbei.

Daß sich das ganze in ihren Briefen so grimmig nicht liest, darf einen über die Entschlossenheit ihrer Abkehr nicht täuschen. Schon mit der Frage, ob der Graf zu ihr passe, wendet sie sich nicht mehr an

ihre Eltern, sondern an eine Sennerin, bei der sie gelegentlich vorbeigeht, und nimmt deren Rat, sich einen „a bisserl Schtabilern“ auszuschauen, auch gern an. Als sich ihre Eltern dann einbilden, der Graf werde bei einer angekündigten Visite um ihre Hand anhalten, ist sie schon illoyal genug, ihnen dies nicht einmal mehr auszureden. Ungerührt überläßt sie sie ihrem Irrtum und weidet sich dann daran, wie ihre Gesichter lang und länger werden, als jener nur seinen Stock und Schirm nach München mitgenommen haben will. Wenige Wochen später aber wird sie Bertha gegenüber das Fazit ziehen, daß man seinen Eltern „in Liebessachen gar nicht genug verheimlichen“ könne, sie richteten „wirklich nur Unheil“ an. Und eben so wird sie sich zukünftig auch verhalten, d.h. diesen auch dann von ihren Sorgen auf diesem Gebiet nichts mehr erzählen, wo sie sich nur noch damit schadet.

Mag sein, ihr Vertrauen hätte weniger gelitten, wenn der Graf wenigstens halbwegs dem entsprochen hätte, was man in ihren Kreisen einen ‚tüchtigen jungen Mann‘ nannte. Doch dem entsprach er mitnichten. Edgar von Seyssel d’Aix, wie er richtig hieß, war nicht nur ein Sonderling, wie sie immer wieder bemerkt, so daß sie fast schon befürchten mußte, sich mit ihm zu blamieren, er hatte auch stellungs-mäßig wenig vorzuweisen. Einem savoyischen Adelsgeschlecht entstammend, das seit dem 18. Jahrhundert am bayerischen Hof traditionell Offiziersdienste versah, war er mit 22 Jahren Unterleutnant im Königlich-Bayerischen Leibregiment geworden und ist dies auch noch, als sie ihn 25jährig kennenlernt. Stracks befördert sie ihn Bertha gegenüber auch zum *Oberleutnant* (undenkbar, daß sie seinen Rang nicht richtig erkannt oder er sie darüber getäuscht haben könnte), weil sie so unter Wert dann doch nicht gehandelt werden wollte. Wie er ihr gesteht, ist er mit dem Offiziersberuf aber auch unzufrieden, und nur dies auch erklärt, warum er keine Bedenken hat, sie als Bürgerliche zu seiner Frau zu machen. Auf eine höhere Regimentskarriere könnte er nach einer solchen Heirat nämlich nicht mehr rechnen, so wichtig, wie die Familienbeziehungen auch der Ehefrauen für solche Karrieren damals waren. Wirtschaftlich ist er darauf aber auch nicht angewiesen. Von seiner Mutter, einer geborenen Hofenfels aus Zweibrücken, erbt er – einziger Nachkomme – ein Landgut in der Pfalz, und anderer Besitz ist auch noch vorhanden. Auf solchen, ins oberbayrische Murnau, hat er sich bald nach Magdas Absage auch zurückgezogen und nur als Reserveoffizier seine Laufbahn noch fortgesetzt. Die Standes-



ehe, die er 1896 einging (mit einer Gräfin von Wartensleben, preußische Offiziersfamilie) scheiterte dann auch an solcher Anspruchslosigkeit und wurde 1908 geschieden. Erst mit seiner zweiten Frau, der Tochter eines jüdischen Arztes aus Pommern mit dem sprechenden Namen Freundlich, wurde er glücklich.

Wenn Magdas Eltern sich für diese Verbindung so ins Zeug legen, ist das mithin wirklich ein Trauerspiel; denn natürlich wäre dieser Taugenichts bei anderer Herkunft niemals für sie in Betracht gekommen. Nicht einmal ein größeres Vermögen hätte sie da beeindruckt. Es ist einzig sein Rang, sein Titel, auf den sie starren, vor ihm schmelzen alle ihre bürgerlichen Tüchtigkeitsansprüche dahin. Ihnen selbst als Hansestädttern war es ja leider versagt, einen Adelstitel anzunehmen oder zu führen, aber eine Gräfin Seyssel zur Tochter zu haben, deren Gatte eine Stellung ‚bei Hofe‘ hatte, das war glänzend, es war traumhaft, es schien ihnen ein nicht mit Geld zu bezahlender gesellschaftlicher Aufstieg zu sein. So schwach war das Selbstwertgefühl im Großbürgertum gegenüber dem Adel damals noch, so gering der Stolz auf die eigene Leistung. Dabei konnte man es jenem in der Lebensführung längst gleich tun und stand auch an öffentlichem Einfluß nicht mehr hinter ihm zurück.

Bald nachdem sich Magda – mit einer vagen Vertröstung auf's nächste Jahr – von dem Grafen getrennt hat (sie wäre sonst auch nur auf dem Landgut in Murnau versauert), tritt ein weiterer Bewerber in ihr Blickfeld: der ‚einen halben Kopf zu kleine‘ Marineoffizier Martin. Mit richtigem Namen hieß er Bernhard Rösing und war in der gleichen Weise wie Percy mit ihr verwandt, Percys und Bernhards Väter waren Brüder. Dieses wiederholte Infragekommen von Vettern (zuvor bemüht sich auch schon ein Vetter aus der Linie ihrer Mutter um sie, der beiläufig erwähnte Eugène aus Vevey) war ebenfalls eine Folge der elterlichen Umgangssteuerung, wenn auch eine nicht unbedingt bezweckte. Der weitere Familienkreis bildete nur einfach den einzigen gesellschaftlichen Raum, in dem sich die jungen Leute relativ zwanglos kennenlernen konnten, und so entwickelten sich in diesem Umkreis eben oft auch die Ehen. Bei einem Vetternverhältnis zweiten Grades hatte man gegen eine Heirat im Prinzip auch nichts einzuwenden, nur Vetternehen im ersten Grad galten zunehmend als bedenklich. Da sie sich im Ernstfall freilich ebensowenig verhindern ließen wie auch sonst Heiraten kreuz und quer in denselben Familien, waren die Folgen im Großbürgertum kaum andere als im Hochadel. Auch

hier häuften sich die Erbschäden, und chronische Krankheiten, frühe Sterblichkeit und sogar Schwachsinn waren in kaum einer Familie unbekannt.

Was Magdas Verbindung mit Bernhard Rösing angeht, so scheinen ihre Eltern dann allerdings doch erleichtert zu sein, daß es bei der Begegnung im Herbst 1893 zu einer Verlobung nicht kommt. Da jener für seine Ausbildung noch jahrelang auf See bleiben muß (tatsächlich hat er erst 1902 geheiratet, es in der Kaiserlichen Marine aber auch bis zum Konteradmiral gebracht), will man ihr diese Ehe gern ersparen. Fast enttäuscht ist aber offenbar sie selbst. Obwohl sie diesen Vetter, wie sie Bertha mitteilt, ‚nicht die Spur‘ liebt, meint sie sich an seiner Seite so geborgen gefühlt zu haben, daß sie ‚aus Schwäche‘ wohl hätte ja sagen können. Wird ihr schon hier der Zeitpunkt der Heirat wichtiger als eine Heirat aus Liebe? Oder hätte sie nur seinen Antrag gern gehört und sich dann doch eines besseren besonnen? Mit ihren Eltern jedenfalls erörtert sie die Vor- und Nachteile dieser Verbindung mit keinem Wort, ja es hat fast schon etwas Demütigendes, wie ihr Vater, der sie wiederholt mit dem Vetter ausgehen läßt, erst auf seine ausdrückliche Anfrage hin etwas über den Ausgang dieser Begegnung von ihr erfährt.

Insofern sind die Chancen, daß sie ihren *second cousin* Percy heiraten kann, den sie im Frühsommer 1894 im Haus ihres Onkels kennenlernt und bei dem sie erstmals erfährt, daß sie liebt, also keineswegs schlecht. Er ist gesund, begabt, ein angehender Kaufmann, und über ein beträchtliches Vermögen wird er eines Tages auch noch verfügen. Was steht da einer Verbindung noch im Wege? Es gibt nur eins, was sie an dieser Möglichkeit zweifeln läßt, dies allerdings von Anfang an, und das sind jene ‚nur‘ zwei Jahre (die in Wahrheit ja sogar nur eins waren), die er lediglich älter ist als sie. Das heißt nicht, um hier kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, daß der Mann in der Ehe damals prinzipiell um etliches älter sein mußte als die Frau oder es im allgemeinen gewesen wäre. Im statistischen Mittel betrug der eheliche Altersabstand in Deutschland damals schon genau wie heute nur knapp drei Jahre, und selbst in der Oberschicht, wo er vermutlich größer war, kamen immer auch geringere Abstände vor. Schon Magdas Eltern waren nur zweieinhalb Jahre auseinander, und bei ihrem Bruder Gustav und seiner Frau war es sogar nur ein Jahr. Nur lag in allen solchen Fällen das Heiratsalter der Männer wenigstens bei fünf-

undzwanzig Jahren, und so ist eben dies der Punkt, der Percy für solche Pläne oder Wünsche noch nicht in Betracht kommen läßt.

Obwohl Magda dies von Anfang weiß, erschrickt sie allerdings doch tief, als er sie beim Abschied in Lesmona fragt, ob sie die fünf Jahre, die er für eine Existenzgründung noch brauche, mit der Heirat auf ihn warten könne. Hatte sie insgeheim mit einer kürzeren Frist gerechnet? Oder hatte sie, wie sie selbst sagt, so weit voraus überhaupt nicht gedacht? In dieser Deutlichkeit jedenfalls ist es für sie eine ‚furchtbare Frage‘, furchtbar, weil es damit allein von ihr abhängt, was aus ihrer Verbindung nun wird, und furchtbar auch, weil sie – trotz allem, was Gefühl und Gewissen ihr sagen – nicht auf diese Bedingung eingehen kann und will. Nur bei den Begründungen läßt sie diese Sicherheit im Stich, es sind nichts als aufgesagte Lebensweisheiten. Man werde sich nach den fünf Jahren vielleicht nicht mehr lieben, sagt sie, und sich wie ihr Bruder Gustav und seine Verlobte dann nur noch heiraten, weil man es sich versprochen habe. Doch müßte man dies und könnte nicht auch von seinem Vorsatz wieder zurücktreten? Denn daß sie sich die ganze Zeit über nicht sehen würden, wie sie unterstellt, steht bei ihren Reisemöglichkeiten ja keineswegs zu befürchten und tritt dann ja auch nicht ein. Aber auch den möglichen Rücktritt beschwört sie als Gefahr herauf, wobei sie Bertha gegenüber vor allem ihre eigene Festigkeit bezweifelt und meint, ihn dann ‚ruiniert‘ zu haben. Ihn wiederum aber tröstet sie damit, daß er sie bald vergessen haben werde, was ihr freilich erst recht nicht gleichgültig sein könnte. Kurzum, sie gebraucht Ausflüchte, wo eigentlich nur das eine zu sagen wäre: sie will nicht so lange unverheiratet bleiben.

Um sie hier zu verstehen, muß man zunächst einmal sehen, daß sie schlicht keine Aufgabe für diese Zeit hat. Mädchen aus weniger begüterten Verhältnissen hätten eine solche Zeit vielleicht benutzt oder benötigt, sich Geld für ihren künftigen Hausstand zu verdienen, oder sie wären im Haus ihrer Eltern noch gebraucht worden, oder sie hätten wenigstens in Handarbeiten für ihre Aussteuer noch eine halbwegs sinnvolle Beschäftigung finden können. Dies alles jedoch kommt für sie nicht infrage, es ist einfach nicht erforderlich. In ihren Kreisen nahm man bis zur Heirat, wie auch sie tut, allenfalls noch Klavier- und Malstunden, und wer ehrgeizig war, konnte auch eine Fremdsprache lernen, doch mehr war es nicht und eine wirkliche Aufgabe nicht vorgesehen. Das aber hieß auch – und das war schlimmer –, daß sie

völlig auf die Eltern angewiesen blieb und sich in allem nach ihnen zu richten hatte. Selbst die Reisen, die ihr das verspricht, können sie da nicht locken. ‚Immer herumreisen‘, schreibt sie zu dieser Aussicht nur lakonisch, weil ihr als ‚versprochener‘ junge Dame auch hier nicht viel zu erleben geblieben wäre. Das Schlimmste jedoch war, daß sie fürchten mußte, schon bald isoliert zu sein. Denn natürlich war abzusehen, daß alle ihre Freundinnen in Kürze verheiratet sein und Kinder haben würden, während sie sich Jahr um Jahr würde fragen lassen müssen, wann es denn nun bei ihr so weit wäre. Nicht zufällig resümiert sie kurz vor ihrem Ja zu Gustav Pauli: „Nun seid Ihr glücklich alle verlobt, nur ich muß um Percy so viel leiden“. Daß ihr vor den fünf Jahren graut, ist also nur zu verständlich, es rückte ihren Eintritt in ein eigenständiges Erwachsenenleben einfach in eine unfaßbare Ferne.

Vergleichsweise leicht wiegen dagegen, so sehr sie dies immer in den Vordergrund stellt, die Einwände ihrer Eltern. Sicherlich wollten auch diese ihre Tochter zu gegebener Zeit angemessen verheiratet sehen, doch besonders eilig hatten sie es damit nicht. Ihr Drängen bei dem Grafen hatte nur mit dessen Person, nicht mit dem Zeitpunkt zu tun, später verhalten sie sich eher abwartend. Noch wenige Tage vor der Absprache mit Gustav Pauli sagt ihre Mutter zu ihr (die selbst erst mit 23 Jahren geheiratet hatte), daß sie für ihre Entscheidung noch ‚lange Zeit‘ habe. Wenn sie also erst einmal ungebunden geblieben wäre – was hätten die Eltern ihr vorwerfen können? Irgendwann hätte sie mit der Sprache natürlich herausrücken müssen, aber auch da brauchte ihr um ihre Wahl nicht bange zu sein. „Dieser Percy sieht ja fabelhaft aus“, stellt ihr Vater bei dessen Besuch im Januar 1895 fest und will damit gewiß mehr sagen, als daß er nur einen äußerlich guten Eindruck von ihm hat. Auch der Onkel hält große Stücke auf ihn, und bei der Londoner Verwandtschaft ist er sogar wie Kind im Hause – da wäre die Reaktion der Eltern ja erst einmal abzuwarten gewesen. Doch diese Möglichkeit zieht sie gar nicht in Betracht. Sie will unabhängig werden, dies zuallererst, und dazu kann Percy ihr nicht verhelfen. Auch später, als sie in London noch einmal vor derselben Frage steht, kann sie sich die Entscheidung nur so vorstellen, daß sie unmittelbar bei ihm bleibt und vollendete Tatsachen schafft. Die Verlobung mit Pauli zu lösen und wieder bei den Eltern in den Wartestand zu treten, das, schreibt sie, sei ihr „unmöglich geworden“.

Oder hatte sie doch noch einen anderen Grund? Schwer zu sagen – aber schon in den Lesmona-Tagen kann man sich mitunter des Ein-

drucks nicht erwehren, als sei ihre Liebe ganz an diesen Ferienaufenthalt gebunden und werde einer Hinübernahme in den Alltag nicht standhalten. Wenn sie mit Percy zum Einkaufen hinein nach Bremen fährt und dann nach dem flüchtig-verlegenen Besuch einiger Geschäfte froh ist, ‚schon mit dem 12-Uhr-30-Zug‘ wieder zurücksein zu können, oder wenn sie auf der Rennbahn oder im Hotel Hillmann nur hauptsächlich an ‚morgen‘ denkt, wo sie mit ihm wieder draußen an der Lesum sein kann, meint man zu spüren, daß ihr schon hier um ihre Liebe bange wird. Mit ihrem Vetter Bernhard hat sie sich beim Spazierengehen in Bremen sehr wohlgefühlt, *geborgen*, wie sie schreibt – warum nicht auch an der Seite Percys? Könnte es sein, daß er ihr in dieser Umgebung nicht gewichtig, nicht ‚bedeutend‘ genug erschien, ihren vergleichenden Blicken hier nicht genügte? Denn was ihr an ihm gefiel, waren ja, wenn man so sagen darf, Freizeitqualitäten, also daß er singen, Klavier spielen, tanzen konnte und überhaupt sie in allem so reizend zu unterhalten verstand. Doch was ihn darüber hinaus, als Lebensaufgabe, interessierte, sah sie und sieht auch der Leser ihrer Briefe nicht. In der zu nichts verpflichtenden Lesmona-Welt ist dies natürlich ihr ganzes Glück, aber wenn sie an später dachte, mochte ihr seine weltvergessene Verliebtheit doch vielleicht schon Sorgen machen. Daß er so jung war, berechtigte selbstverständlich zu jeder Hoffnung, aber ihn sich als einen ‚gestandenen Mann‘ vorzustellen, das fiel ihr vermutlich schon schwer.

Daß sie sich schon so bald nach der Trennung von ihm mit Gustav Pauli verbindet, kommt dann allerdings doch wie ein Schock. Weder fühlt sie sich von diesem geliebt, noch liebt sie ihn ihrerseits, von Freundschaft und Vertrauen kann auch nicht die Rede sein, und selbst auf die Zustimmung ihrer Eltern kann sie bei dieser Wahl nicht rechnen. Warum also dieser Entschluß? Das Ganze hat etwas Rabiates, etwas von einer Selbstinzuchtnahme, und ein Gewaltakt gegen ihr Selbst ist es zweifellos auch gewesen. Was sie erreichen wollte, war zunächst nur, sich die Hoffnung auf Percy unwiderruflich aus dem Kopf zu schlagen. Denn solange sie ungebunden war und erst recht, je länger sie es war, desto größer wäre die Versuchung gewesen, sich doch auf das Warten auf ihn noch einzulassen, und das sollte einfach nicht sein. In welchem viel größeren Dilemma sie diese Zusage brachte, sah sie nicht, auch zumal deshalb nicht, weil sie ihr kaum schon so endgültig erschien. Auf den Widerstand ihrer Eltern war fest zu rechnen – wer konnte wissen, was sich daraus ergeben würde? Daher auch

ihre merkwürdige Gelassenheit, als ihre Mutter bei der Mitteilung ihres Schrittes zu weinen beginnt und der Vater seine Einwilligung dazu in weite Ferne rückt. Sollten die Eltern dieses Verlöbnis ruhig zu Fall bringen, das zweite dann schon nach dem Bewerber aus der Eisenbahn – sie hatte ihre Pflicht getan und war für die Folgen nicht verantwortlich. Und wer weiß, was dann noch möglich werden würde, nicht einmal die Verbindung mit Percy mußte unter solchen Umständen unerreichbar sein.

Natürlich war ihr Gustav Pauli deshalb aber nicht gleichgültig. Wenn sie immer wieder von der unerklärlichen Macht spricht, die er über sie habe, so heißt das ja nichts anderes, als daß er gewisse uneingestandene Wünsche in ihr ansprach. Das mögen zum einen persönliche Wünsche gewesen sein wie der nach dem Geführtwerden durch eine ihr überlegene Autorität. Es waren aber mehr und vor allem soziale Wünsche. Zweifellos ragte er über ihre Umgebung intellektuell weit hinaus, und da auch sie einen gewissen jugendlich-frechen Abstand zu dieser hat, lockte es sie, an seiner Seite auch tatsächlich über sie hinauszugelangen. Auch mag sie sich von seinem Beruf ein abwechslungsreicheres Leben versprochen haben, als es ihr die gewohnte kaufmännische Umgebung bieten konnte, so wenig ihr sein Metier, die Kunstwissenschaft, in der Sache bedeutete. Bezeichnend hierfür ihre Äußerungen über die Langweiligkeit von Gemäldegalerien oder ihre Bemerkung, daß sie sich nicht an der Malweise eines Bildes delectieren könne, wie er verlange, wenn darauf einer Frau die Brüste herausgerissen würden. Doch wußte Pauli ihr immer den Eindruck zu erwecken, daß er sie aufwertete, und hielt sie auf geschickte Weise klein. Noch bei ihrem Brautfest kränkt er sie mit der Bemerkung, daß er überlegt habe, ob er nicht ‚lieber mit Cata‘ auf Hochzeitsreise gehen sollte, was ja nichts anderes heißt, als daß er für sein Teil auch andere Frauen hätte haben können. (Die gemeinte Catalina Melchers, in ihrer Familie als eine Schönheit geltend, war allerdings zehn Jahre älter als Magda und damals längst verheiratet.) Wegen dieses demonstrativ-selbstbewußten Auftretens wird ihr aber auch kaum je der Verdacht gekommen sein, er könnte sich nur ihres Geldes wegen an sie gehalten haben.

Anders allerdings sehen das ihre Eltern. Zwar ist ihr erster Einwand gegen diesen Bewerber seine Krankheit, aber sie wissen natürlich auch sonst über ihn Bescheid. Pauli verdiene ja „nicht mehr als ein Oberleutnant“, resümiert Magdas älterer Bruder flapsig den zweiten wun-



den Punkt. Dabei setzt ihn dies natürlich auch persönlich herab, da auf diese Weise auch seine Intellektualität weiter nicht zu Buche schlägt. Fontane führt in einem Brief an seinen Altersfreund Friedländer einmal aus, daß es in Deutschland leider üblich sei, daß jeder auf jeden herabsehe. Bankiers sähen auf Offiziere und Professoren herab, Offiziere und Professoren auf Bankiers, Professoren hielten aber auch von Offizieren nichts und diese wiederum nichts von Professoren und so gehe es immer reihum. Mußte das so sein? Der Hintergrund dieser gegenseitigen Abwertungen ist, daß sich der gesellschaftliche Rang damals noch weniger nach der Leistung oder dem Besitz bestimmte, als stark auch von obrigkeitlichen Gunstbeweisen wie Orden, Rängen, Titeln usw. abhängig war, für die man sich beständig selbst zu empfehlen suchte. In Bremen war es zwar verpönt, solche obrigkeitlichen Gunstbeweise anzunehmen oder sich mit ihnen zu schmücken – selbst der preußische *Kommerzienrats*-Titel wurde von Bremer Kaufleuten abgelehnt –, aber an der allgemeinen Prestigerangelei – sprich Selbstaufwertung – beteiligte man sich auch hier. So verstand es sich für einen Kaufmann von selbst, einen Intellektuellen neben sich nicht gelten zu lassen.

Eine gewisse Aufwertung erfuhr Paulis Ansehen allerdings dadurch, daß er in Bremen nicht irgendwer war, sondern als Sohn des Bürgermeisters wenigstens aus der Oberschicht stammte. Sein brotloser Kunsthistorikerberuf diskreditierte ihn damit nicht mehr ganz so sehr, mußte man sich doch sagen, daß ihm bei solcher Herkunft auch andere Wege offengestanden hätten. Den eigentlichen Ausschlag allerdings gab, wie aus einem Brief Berthas, ihrem letzten, hervorgeht, daß Magdas Vater in Dresden Erkundigungen über ihn eingezogen und erfahren hatte, daß der König von Sachsen ‚bestimmte Zukunftspläne‘ für ihn habe. Damit versprach, wenn schon nicht sein Einkommen, so doch wenigstens sein Ansehen auf eine akzeptable Höhe zu kommen, und so hätte weiterer Widerstand doch kleinlich ausgesehen. Als er sich deshalb nach seinem ersten Dresdner Winter gesund meldet und seinen Antrag erneuert – ihm waren ein *oder* zwei Jahre zur Bedingung gemacht worden –, lenkt der Vater ein und bietet Magda an, ihre Verlobung nunmehr bekanntzugeben.

Von diesem Moment an ist sie allerdings im Wort und damit alles weitere fast schon entschieden. Denn jetzt ohne triftigen Grund noch abzusagen, hätte sie unweigerlich dem Vorwurf ausgesetzt, unzuverlässig, launisch, zur Selbstbestimmung unfähig zu sein, und diesem

Klischeebild weiblicher Schwachheit wollte sie auf gar keinen Fall entsprechen. Zu einer wahren Tortur wird diese Selbstbindung für sie allerdings dadurch, daß sie gerade zu dieser Zeit Percy in London wiedersieht und sich ihr damit ihre Entscheidung nun über Wochen und Monate hin immer wieder von neuem infrage stellt. Denn vor dem Hintergrund dieser weiteren Begegnung wird ihr unwiderruflich klar, daß sie mit Gustav Pauli wirklich kein Liebesverhältnis verbindet und von ihren Hoffnungen auf eine Neigungsehe nichts übrigbleiben wird. „Er ist eben nicht die Spur in mich verliebt und auch nicht ritterlich“, stellt sie scharfsichtig fest und wagt Bertha gegenüber noch nicht einmal mehr auszusprechen, was alles sie an seinem Verhalten ‚täglich kränkt und erbittert‘. Gleichwohl kann sie sich dann doch zu einem Bruch nicht entschließen. Einerseits lockt sie weiterhin die gesellschaftliche Stellung, die ihr diese Heirat verspricht bzw. fürchtet sie nun auch den aus einem Rücktritt sich ergebenden Eklat, andererseits sieht sie ihn immer nur kurz und schöpft immer wieder Hoffnung, sich doch mit ihm noch arrangieren zu können. „Rudis Fernsein sprach viel lauter zu mir, als seine Anwesenheit es getan hätte“, schreibt sie bezeichnend noch wenige Wochen vor der Hochzeit. Je länger sie aber wartet, desto näher rückt der Hochzeitstermin und desto schwieriger wird ein solcher Entschluß.

Gleichwohl ist ihr eins ganz klar: daß sie, wenn sie es wirklich wollte, jederzeit noch umkehren und sich auch für Percy entscheiden könnte. Nur müßte sie dann bei ihren Eltern zu Kreuze kriechen, so zumindest die Sache aus ihrer Sicht, und das bringt sie einfach nicht über sich. Selbst als ihre Mutter, die Pauli bei dem Dresdner Aufenthalt erstmals näher kennenlernt, ihr einen solchen Rückzug fast anzuraten scheint (so wenig jedenfalls macht sie ein Hehl aus ihrer Enttäuschung), kann sie sich zu einem Einlenken nicht entschließen. Sie beruhigt sie geradezu und zieht sich Bertha gegenüber merkwürdig verhalten auf den Satz zurück, ihre Gefühle seien ‚schwankend‘. Ebenso wenig nimmt sie später ein Angebot Berthas und ihres Mannes wahr, ihr bei der Trennung behilflich zu sein. Dabei spielen Bedenken wegen des ‚Skandals‘ oder des Widerstands ihrer Eltern hier übrigens überhaupt keine Rolle, und das, obwohl es bis zur Hochzeit nur noch acht Wochen sind.

Keinen Einfluß hatte, was die Erstausgabe von *Sommer in Lesmona* noch halb und halb unterstellt, daß Percy damals noch nicht im Besitz seines Vermögens war. Am Schluß findet sich hier nämlich noch der

Hinweis, daß ihm anderthalb Jahre nach ihrer Hochzeit sein Erbe ausgezahlt worden sei, so als ob dies der Punkt gewesen wäre oder hätte sein können, der alles geändert hätte. Indessen war sein Anspruch auf dieses Vermögen auch vorher nicht zweifelhaft, so daß sogar dieser Auszahlungszeitpunkt schon hätte ins Auge gefaßt werden können. Die Erbschaft allein hätte jedoch wenig geändert, nicht nur, weil er weiterhin ohne eine feste Berufsperspektive war, sondern auch, weil seiner Jugend wegen eine Heirat noch kaum ratsam gewesen wäre. So hat Magda auf diesen – nicht einmal besonders ehrenwerten – Erklärungsversuch in den späteren Ausgaben auch verzichtet. Wahr ist aber sicherlich, daß Percys verzweifelte Versuche, sie von ihrer Heirat noch abzubringen, sie zeitweilig in solche Skrupel stürzten, daß sie nur im Selbstmord noch eine Lösung sah. Daß ihr ihre Natur zuletzt nur die Wahl ließ, sich in den Lauf der Dinge zu fügen – wer möchte sie dafür tadeln?

Und wenn sie die Umkehr gewagt hätte? Ihre Eltern jedenfalls, daran besteht kein Zweifel, hätten sich auch mit Percy abgefunden, ja wer weiß, ob ihnen dieser als Schwiegersohn nicht sogar lieber gewesen wäre. Mit Gustav Pauli hatten sie weiterhin nichts im Sinn, und für Percy hätte sich irgend etwas schon gefunden. Selbst bei *Melchers & Co.* in Bremen hätte er als Juniorpartner willkommen sein können; denn die beiden Brüder Magdas, die einzigen potentiellen Firmenerben, waren unsichere Kantonisten und schieden dann auch jeder auf seine Weise bald als Nachfolger aus. Nur allerdings, ob Percy selbst sich für eine solche Aufgabe geeignet hätte, muß offen bleiben. Doch so unbedingt, wie er Magda liebte, hätte er bei Aussicht auf sie auch sicherlich in seinem Beruf das Äußerste getan und dann möglicherweise doch bald Boden unter den Füßen gehabt. So hätte also alles auch gut gehen können, und jedenfalls sein Leben wäre dann sicherlich anders verlaufen. Denn das sei hier doch einmal gesagt, da heute immer so einhellig unterstellt wird, daß die Frau in solchen Konflikten die Hauptleidtragende sei: daß hier er es war, der am meisten unter dem Scheitern dieses Verhältnisses zu leiden hatte, insofern es ihm wirklich für sein Leben geschadet hat.

Was Magda angeht, so hat sie dies freilich immer gewußt, und so war, was ihr blieb und nie verstummte, das Gefühl einer Schuld. Durch ihn hatte sie erfahren, was Liebe hieß, und hatte sich an dieser Liebe gewärmt auch noch, als ihr klar war, daß sie ihn verlassen und er vielleicht nie mehr von ihr loskommen würde. „Manchmal denke

ich, daß ich stärker bin als er“, schreibt sie schon kurz nach seiner Abreise aus Lesmona, und noch bis in die Veröffentlichung der Briefe hinein, die, wie wir noch darlegen werden, nicht in allen Passagen authentisch sind, erkennt man ihr Bedürfnis, sich für ihr Verhalten zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Sie habe darauf vertraut, daß er sie bald vergessen haben werde, schreibt sie, aber seit sie wisse, daß er sie nie vergessen werde, mache sie das ‚verrückt‘. Oder sie hält sich vor, kein Recht zu haben, Gott um die Liebe Gustav Paulis zu bitten, da ihr die Liebe Percys ja gewährt worden sei und sie diese ausgeschlagen habe. Das bitterste Bekenntnis dieser Art ist jedoch, wenn sie schreibt, wie schön es gewesen wäre, von Percy ein Kind zu haben, während ihr dieser Gedanke bei Pauli nur ‚große Angst‘ mache. Sollte sie dies wirklich schon damals niedergeschrieben haben, würde es zeigen, wie genau sie empfand, was sie auch hier an Falschheit inkaufnahm bzw. an Glück sich versagte. Sollte sie es aber erst nachträglich eingefügt haben, als die Ehe mit Gustav Pauli schon vorbei und ihre Kinder nicht mehr am Leben waren, so liest es sich als Bilanz dieser Ehe geradezu furchtbar.

Insofern ist das eigentlich Tragische dann aber doch weniger, daß sie die Ehe mit Percy nicht gewagt, als daß sie sich die mit Gustav Pauli aufgezwungen hat. Das Verhältnis zu Percy hätte auch aus anderen Gründen zuende gehen können, ja wer weiß, ob ihre Liebe zu ihm nicht nur deshalb diese Unbedingtheit annahm, weil sie sie für unerfüllbar hielt und deshalb gewisse Vorbehalte, die sie doch wohl gegen ihn hatte, gar nicht mehr wahrnahm. Die Enttäuschung über Gustav Pauli jedoch war real, hier erfuhr sie immer wieder von neuem, was sie vermißte. Eben hierin ist sie aber doch ein Opfer der Verhältnisse. Denn abgesehen davon, daß sie ihre Wahl, wollte sie nicht als sitzengeblieben gelten, äußerst kurzfristig treffen mußte, mußte sie sie auch noch beinahe blind treffen, weil ein gegenseitiges Sichkennenlernen vor dem Heiratsentschluß in ihrer Schicht nicht vorgesehen war. Die Verlobungszeit, die einmal dafür gestanden hatte, rückte wegen des mehr und mehr intimen Charakters des Verhältnisses schon in den Rang einer Liebesbeziehung auf, so daß sie ohne Ansehensverlust nicht mehr gelöst werden konnte, während ohne diesen förmlichen Schritt, wie ‚im Volk‘ längst üblich, Beziehungen nicht zugelassen waren. So mußten diese Mädchen, angetrieben und beargwöhnt von der ganzen Familie, in irgendwelchen heimlich-hastigen Kontakten den ‚Mann ihres Lebens‘ aufzutun versuchen, und sie

mußten diesen Mann dann nicht nur lieben können (eine lieblose Ehe war ihre eigene Schuld, sie hatten ja die Wahl gehabt), sondern mit dieser Wahl auch noch einer Vielzahl sozialer Ansprüche genügen. Daß es dabei zu panikartigen Fehlentscheidungen kam, ist also eigentlich kein Wunder, ein Wunder eher, daß diese Wahl nicht selten sogar gelang.

Dennoch, wie falsch diese Verhältnisse waren, zeigt deutlich die weitere Entwicklung. Ein paar Jahrzehnte früher hätte Magda – traurig genug – an ein persönliches Liebesverhältnis als Einstieg in ihre Ehe noch kaum denken können, darum aber ihre Verlobung bedächtiger schließen oder sie im Zweifelsfall wieder lösen können, als es unter der Idee der Neigungswahl möglich war. Ein oder zwei Jahrzehnte später jedoch hätte sie sich weder so abrupt von Percy los-sagen, noch sich so ungeprüft an Gustav Pauli binden müssen, man hätte ihr für ihre Entscheidung einfach mehr Raum gelassen. Schon in der Generation von Magdas Kindern wird es eine ganz andere Umgangs-freiheit zwischen den Geschlechtern geben, und die sich nach und nach verbessernde Mädchenbildung wird dann auch für den Zeitpunkt der Heiratsentscheidung einen größeren Spielraum schaf-fen. Indessen sollte man sich hier aber auch keiner Täuschung hingeben. Selbst wenn es heute oder demnächst keinerlei soziale Zwänge für eine Heirat mehr geben wird, dem Heiraten nach Neigung also wirklich nichts mehr im Wege steht: Entscheidungssorgen auf diesem Gebiet wird es auch dann noch geben, weil sich auch dann nicht alle Sehnsüchte werden erfüllen und nicht alle Abhängigkeiten werden abschütteln lassen. Wäre es anders, Magdas Konflikt ginge uns schon heute nichts mehr an und niemand würde an ihrem Unglück noch Anteil nehmen.

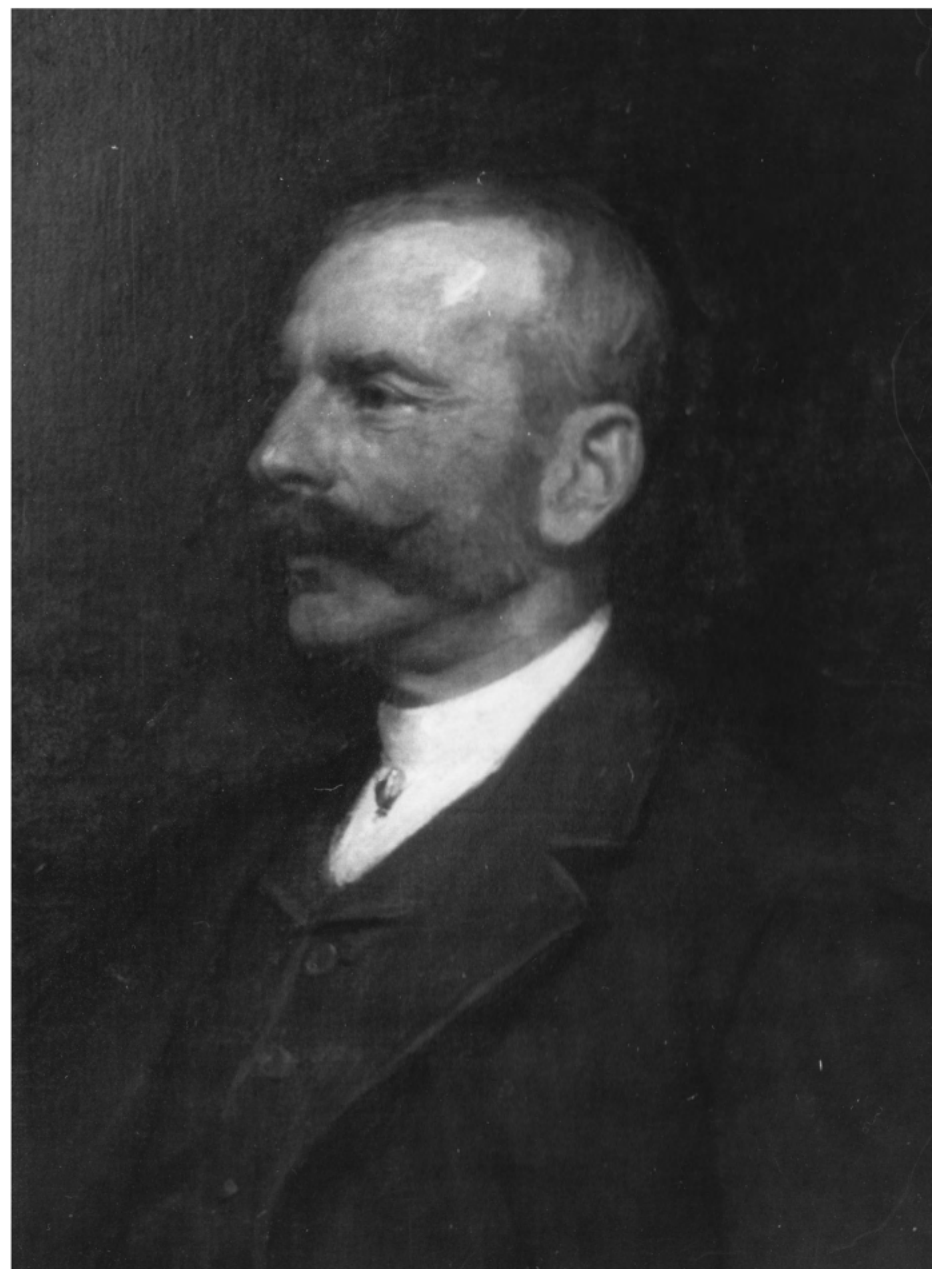


(15) Contrescarpe 113/114 – Magdas Elternhaus.  
Ihr Zimmer oben links; rechts anschließend Nr. 112, das Haus der  
Großeltern.

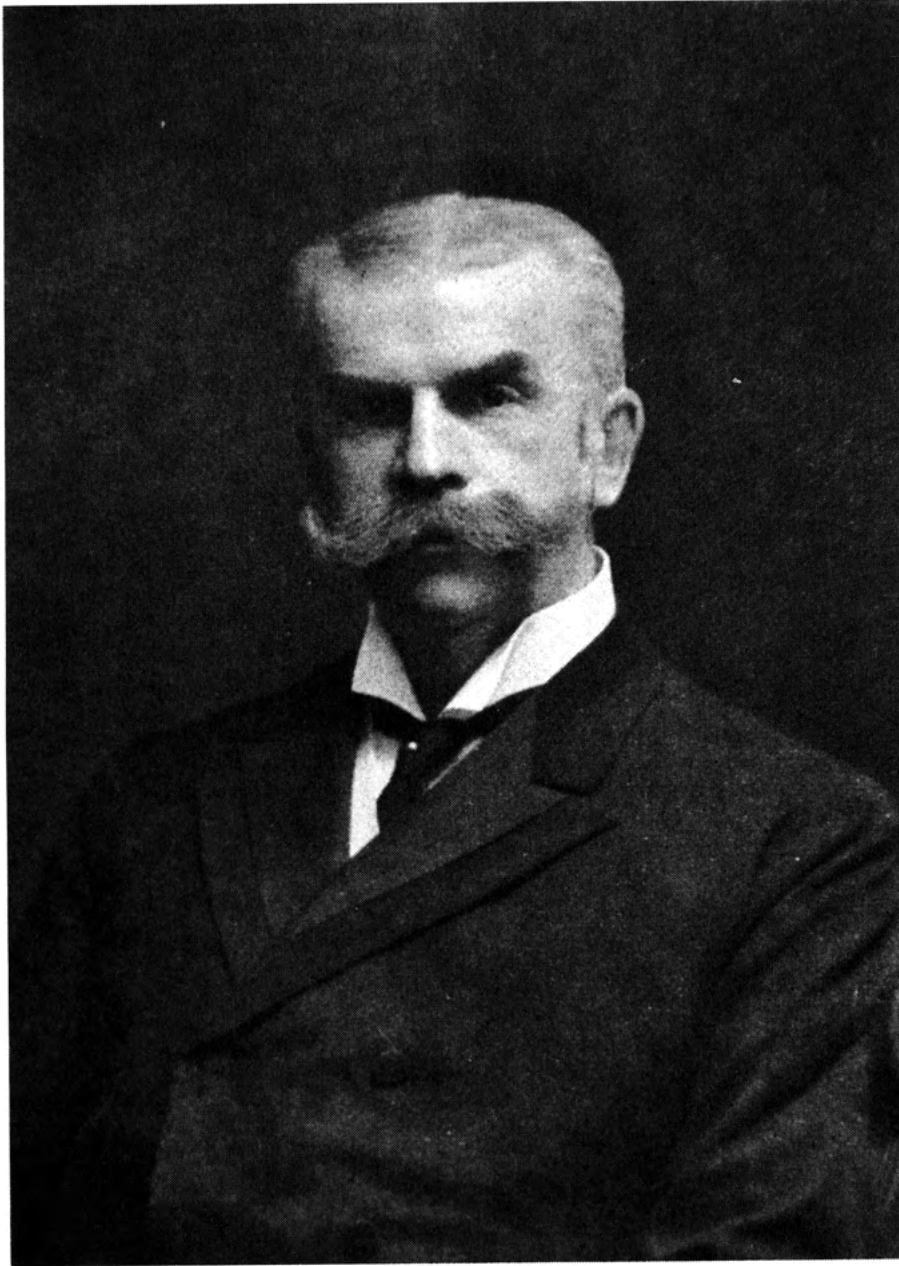




*(16) Luise Melchers, geb. Struve („Lottchen“), Magdas Mutter (um 1890)*



*(17) Carl Theodor Melchers, Magdas Vater*



(18) Hermann Melchers, Magdas Onkel

## Kapitel 5 Die Schicksale von Magdas Kindern

Wenn man Magda Paulis Buch über ihre Ehezeit in Bremen, die *Goldene Wolke*, liest, so bemerkt man eins überhaupt nicht: daß sie damals zwei kleine Kinder hatte. Der Sohn Alfred war vier Jahre alt, als sie das Haus Parkallee 45 bezogen, die Tochter Liselotte wurde zwei Jahre später dort geboren, doch in ihren Erinnerungen an diesen Lebensabschnitt fällt über diese Kinder kaum ein Wort. Sicherlich, für sie hatte sie ein ‚Fräulein‘, und so kamen sie in ihrem gesellschaftlichen Leben nicht vor. Aber da sie doch zweifellos auch selbst täglich mit ihnen zu tun gehabt hat – warum deutet sich das kaum einmal auch nur an? Und warum hat sie für die ‚bezaubernden‘ Kinder ihrer Freundinnen schon mitunter einen Blick?

Es gibt ein literarisches Beispiel, an das ihr Fall und damit auch ihre Muttersituation erinnert, und das ist die Geschichte von Ines Rodde, verheiratete Institoris, die Thomas Mann im 32. Kapitel seines *Doktor Faustus* erzählt. Auch diese Ines hat sich zu ihrer Heirat nur widerstrebend entschlossen und bekommt von ihrem Mann Kinder, drei Töchter, gewinnt zu ihnen aber wegen der Abneigung gegen jenen nie ein rechtes Verhältnis. Zwar läßt sie es ihnen an nichts fehlen, ist im Gegenteil sogar aufs Äußerste um sie besorgt, aber jeder erkennt doch, daß dies nur die *Überverbesserung* der Tatsache darstellt, daß sie sie eigentlich nicht liebt, vielmehr ihre Existenz als einen beständigen Vorwurf gegen sich empfindet. Denn da sie sie nur ‚gleichsam abgewandten Gesichtes‘ empfangen hat, wie es heißt, und auch später – wegen eines Geliebten – den Gatten nur widerwillig erträgt, fühlt sie sich durch sie beständig an ihre demütigende Selbstpreisgabe erinnert. Zu allem Übel ähneln diese Kinder auch noch hauptsächlich ihrem Mann, was jedoch vom Erzähler gleichfalls ironisch darauf zurückgeführt wird, daß sie an ihrer Erzeugung innerlich so wenig beteiligt war.

Ob es bei Magda auch so war und sie deshalb von ihren Kindern später nicht mehr sprach, kann heute niemand mehr wissen. Doch unverständlich wäre es schließlich nicht. Was Thomas Mann wahrnimmt – übrigens wirklich wahrnimmt, denn es handelt sich um das Eheschicksal seiner zwei Jahre jüngeren Schwester Julia Löhr –, hat

## Kapitel 5

### *Die Schicksale von Magdas Kindern*

Wenn man Magda Paulis Buch über ihre Ehezeit in Bremen, die *Goldene Wolke*, liest, so bemerkt man eins überhaupt nicht: daß sie damals zwei kleine Kinder hatte. Der Sohn Alfred war vier Jahre alt, als sie das Haus Parkallee 45 bezogen, die Tochter Liselotte wurde zwei Jahre später dort geboren, doch in ihren Erinnerungen an diesen Lebensabschnitt fällt über diese Kinder kaum ein Wort. Sicherlich, für sie hatte sie ein ‚Fräulein‘, und so kamen sie in ihrem gesellschaftlichen Leben nicht vor. Aber da sie doch zweifellos auch selbst täglich mit ihnen zu tun gehabt hat – warum deutet sich das kaum einmal auch nur an? Und warum hat sie für die ‚bezaubernden‘ Kinder ihrer Freundinnen schon mitunter einen Blick?

Es gibt ein literarisches Beispiel, an das ihr Fall und damit auch ihre Muttersituation erinnert, und das ist die Geschichte von Ines Rodde, verheiratete Institoris, die Thomas Mann im 32. Kapitel seines *Doktor Faustus* erzählt. Auch diese Ines hat sich zu ihrer Heirat nur widerstrebend entschlossen und bekommt von ihrem Mann Kinder, drei Töchter, gewinnt zu ihnen aber wegen der Abneigung gegen jenen nie ein rechtes Verhältnis. Zwar läßt sie es ihnen an nichts fehlen, ist im Gegenteil sogar aufs Äußerste um sie besorgt, aber jeder erkennt doch, daß dies nur die *Überverbesserung* der Tatsache darstellt, daß sie sie eigentlich nicht liebt, vielmehr ihre Existenz als einen beständigen Vorwurf gegen sich empfindet. Denn da sie sie nur ‚gleichsam abgewandten Gesichtes‘ empfangen hat, wie es heißt, und auch später – wegen eines Geliebten – den Gatten nur widerwillig erträgt, fühlt sie sich durch sie beständig an ihre demütigende Selbstpreisgabe erinnert. Zu allem Übel ähneln diese Kinder auch noch hauptsächlich ihrem Mann, was jedoch vom Erzähler gleichfalls ironisch darauf zurückgeführt wird, daß sie an ihrer Erzeugung innerlich so wenig beteiligt war.

Ob es bei Magda auch so war und sie deshalb von ihren Kindern später nicht mehr sprach, kann heute niemand mehr wissen. Doch unverständlich wäre es schließlich nicht. Was Thomas Mann wahrnimmt – übrigens wirklich wahrnimmt, denn es handelt sich um das Eheschicksal seiner zwei Jahre jüngeren Schwester Julia Löhr –, hat



inzwischen sogar eine wissenschaftliche Erklärung gefunden. Nach neueren Erkenntnissen nämlich gibt es zwischen der Neigungswahl einerseits und der Zuwendung zu den Nachkommen andererseits sehr wohl einen Zusammenhang. Wie auch die Alltagserfahrung weiß, beruhen Sympathie und Liebe in einem hohen Maße auf Ähnlichkeit, weshalb sich Neigungspaare auch weit mehr als Zufallspaare in einer Vielzahl von Zügen gleichen. Das erwies sich immer schon für Körpergröße, Haarfarbe, Gesichtsform bis hin zu Intelligenz und Temperament, ist inzwischen aber auch für eine Vielzahl weiterer Faktoren bestätigt. Auch Augenfarbe, Teint und Körpergeruch ähneln sich bei Neigungspaaren mehr als bei Zufallspaaren, und zuletzt sogar noch solche Unscheinbarkeiten wie das Volumen der Lunge (Atemrhythmus!) oder die Länge der Ohrläppchen. Dieses auch im Tierreich zu beobachtende ‚assortative‘ Wahlverhalten sorgt nun aber dafür, daß auch die Nachkommen eines solchen Paares ihren Eltern im allgemeinen ähnlicher sind, als wenn es sich um eine beliebige Paarung gehandelt hätte, und eben das ist zugleich der Zweck bzw. das Erfolgsgeheimnis dieses Prinzips. Denn in der Folge werden nun auch diese Nachkommen von ihren Eltern wiederum mehr geliebt, als wenn sie ihnen weniger ähnlich wären, und so steigen ihre Chancen für eine sorgfältige Aufzucht und ein gutes Gedeihen.

Nun braucht natürlich kein Wort darüber verloren zu werden, daß der Mensch sich diesem Mechanismus auch entziehen und eine Mutter ein Kind auch lieben kann, das sie von einem ungeliebten Mann empfangen hat und das überwiegend diesem ähnelt. Doch wie Thomas Manns Beobachtung von der ‚Überverbesserung‘ der dann vielleicht tatsächlich vorhandenen Empfindungen zeigt, kann auch darin eine Störung liegen, und so bleibt wohl wahr, daß es lieblos oder in Abneigung gezeugte Kinder schwerer haben als solche, die gegenseitiger Zuneigung ihr Entstehen verdanken. Für den Einzelfall läßt sich zwar unmittelbar daraus nichts folgern, so daß wir mit unseren Schlüssen hier auch vorsichtig sein müssen. Doch gibt es immerhin Magdas Bemerkung von der ‚großen Angst‘, die ihr der Gedanke an Kinder von Gustav Pauli mache, so daß etwas von der Unnatürlichkeit und dem potentiell Verhängnisvollen einer solchen Mutterschaft ihr doch wohl vor Augen stand.

Dasjenige Kind aus ihrer Ehe, das es am schwersten hatte und als erstes aus dem Leben schied, war die Tochter Liselotte, das zweit- oder eigentlich drittgeborene, da ein 1898 geborenes Mädchen nicht

überlebt hatte. Im April 1902, also der beginnenden Bremer ‚Wolkenzeit‘ zur Welt gekommen, soll es ein besonders hübsches Mädchen gewesen sein, auch Gustav Pauli erwähnt das, und nach Erinnerungen von Verwandten war sie auch handfest und hatte Temperament. Sie fuhr Fahrrad, spielte Tennis und soll sich von niemandem so leicht haben einschüchtern lassen. Die Schuljahre in Hamburg verbrachte sie im Lyzeum Predöhl, einer kleinen Privatanstalt am Hofweg, die von zwei Schwestern des damaligen Hamburger Bürgermeisters Max Predöhl geleitet wurde. Abgeschlossen wurden diese Lyzeen nach zehnjährigem Unterricht mit einer Art Mittlerer Reife, dem damals für Mädchen üblichen höchsten Schulabschluß, da es Gymnasien, die bis zum Abitur führten, für sie noch kaum gab.

Danach begann Liselotte privaten Sprachunterricht zu nehmen, Französisch hauptsächlich, um später einmal als Übersetzerin tätig zu werden. Doch dazu kam es nicht. Sie war zwanzig, als sie an einem schönen Maitag, vom Tennis kommend, in der Hamburger Hoheluftchaussee von der ‚Elektrischen‘ absprang und schwer verunglückte. Das war keine ungewöhnliche Art, zu Schaden zu kommen, aber eine grausame allemal. Damals hatten die Straßenbahnen noch diese offenen Plattformen, die zum Auf- und Abspringen beständig böse verlockten. Natürlich war es verboten. Aber junge Männer machten es immer wieder sehr elegant vor, und die Schaffner riefen auch schon einmal launig in die Runde, ob noch jemand ‚zugesprungen‘ sei. Doch irgend etwas muß sie falsch gemacht haben. Hatte sie die linke Hand nicht am linken Griff? Oder war ihr die Tennistasche im Wege? Oder trug sie einen zu engen Rock? Jedenfalls fiel sie, kam vor den Anhänger und wußte zu spät, was Leute mit Erfahrung ihr hätten sagen können: daß man als Ungeübter in solchen Fällen tunlichst die hinterste Plattform benutzte, da man dann zwar noch fallen, aber wenigstens nicht unter die Räder kommen konnte.

Natürlich wurde nichts unterlassen, sie wieder ganz zu machen. Aber nach fünf Operationen war die bittere Befürchtung Gewißheit, daß das linke Bein nicht zu retten war und ihr bis über das Knie amputiert werden mußte. Da war sie also ein Krüppel, und als ob das noch nicht genügt hätte, bekam sie von der langen Liegezeit auch noch eine Lungentuberkulose und konnte erst recht nicht mehr an eine Rückkehr zu ihrem früheren Leben denken. Sie wurde in ein Sanatorium in der Schweiz gebracht, was damals allerdings schon mit mehr Aussicht auf Erfolg geschah als seinerzeit bei ihrem Vater, und war in

der Tat nach zwei Jahren in dieser Hinsicht wieder hergestellt. Aber ihre Jugend war doch zerstört und auf ein normales Frauenleben nicht mehr zu hoffen. Dann allerdings schien es sich doch noch zu ermöglichen. Ein Kunststudent aus Harvard, den Pauli bei seinem dortigen Aufenthalt im Herbst 1928 nach Hamburg eingeladen hatte, fand bei Besuchen in seinem Hause Gefallen an ihr, und es wurden Pläne gemacht, zu heiraten und nach Amerika zu gehen. Zuvor wollte sie in Paris aber noch ihre Sprachstudien abschließen. Als der junge Mann nun aber wieder in Amerika war, kamen ihm aus nicht schwer zu erratenden Gründen Bedenken, und er schrieb ihr ab. Da begab sie sich in eine Pension an den Stadtrand, verschluckte eine große Zahl von Tabletten und wurde in ihrem Bett erst aufgefunden, als sie tot war.

Verstorben „nach kurzem schwerem Leiden“, lautete die Anzeige, die die Eltern in den Bremer Nachrichten aufgaben (Bremen war in Familiendingen noch immer wichtiger als Hamburg), und auch in seinen Lebenserinnerungen wagt Gustav Pauli die ganze Wahrheit nicht auszusprechen. Die einzige Tochter, schreibt er, ein schönes Kind und reich begabt, sei nach einem schweren Unfall langsam verkümmert und dann ihm und den Seinen mit 29 Jahren plötzlich entrissen worden. Doch war sie ganz gewiß dasjenige seiner Kinder, an dem er am meisten gehangen hat, und auch Magda ist ihr Schicksal sehr nahegegangen. Auf dem Riensberger Friedhof in Bremen, wo Liselotte im Familiengrab an der Seite von Gustav Paulis Eltern beigesetzt wurde, stehen unter ihrem Namen die Dante-Verse:

*So hob ich mich verjüngt  
Dem Baume gleich, der sich aus neuen Kernen  
Mit frischem Laub dem Licht entgegenringt,  
Rein und befreit zum Fluge nach den Sternen.*

Das zweite Kind, das die Eltern hier noch gemeinsam beerdigen mußten, war Alfred, der Älteste, noch im Jahr ihrer Hochzeit in Dresden zur Welt gekommen. Auf ihn scheint sich Magda am stärksten bezogen zu haben. Denkt man an ihren trostlosen Ehebeginn, erscheint das nicht unverständlich, könnte wie die Mutterliebe von Ines Institoris aber auch das Ergebnis einer angestregten Überzuwendung gewesen sein. Seine spätere Entwicklung jedenfalls, daß er nicht heiratete, sondern gleichgeschlechtliche Neigungen erkennen ließ, könnte auf eine solche Überzuwendung schließen lassen, wenn denn

an dieser Erklärung Freuds zur Entstehung der Homosexualität etwas dran ist. Seine Schulzeit absolvierte Alfred Pauli an der traditionsreichen Bremer ‚Hauptschule‘, dem Verbund von Oberrealschule und Gymnasium am Ostertor, wo er im Frühjahr 1915 – die Eltern wohnten schon in Hamburg – auch Abitur machte. Danach meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und zog mit den Schleswiger Husaren erst nach Rußland, später nach Frankreich, wo er gegen Kriegsende verwundet wurde. Im November 1918 kehrte er heim, krank, abgezehrt und in einer zusammengestoppelten Uniform, wie Gustav Pauli erzählt, da ihm noch auf der Heimfahrt im Lazarettwagen alles gestohlen worden war.

Sein ursprünglicher Plan, Berufssoldat zu werden oder zu bleiben, war nach der Demobilisierung natürlich nichts mehr wert, und so studierte er wie sein Vater Kunstgeschichte. 1924 promovierte er in Hamburg mit einer Arbeit über den Nürnberger Maler und Holzschnitzer Erhard Schön, trat danach in eine Kunsthandlung in Amsterdam ein und begann auch, sich dichterisch-literarisch zu betätigen. Doch der rechte Elan zu allem fehlte. Depressionen, die auch mit seiner geschlechtlichen Veranlagung zu tun hatten, stellten sich ein, und so kehrte er 1932 ohne bestimmte Perspektive nach Hamburg zurück. Ob die Nazis ihm etwas bedeutet haben, bleibt unklar. Für kurze Zeit war er in der Reiter-SS, wandte sich dann aber wieder dem politisch eher mißliebigen Kunsthandel zu und eröffnete 1935, annähernd vierzig Jahre alt, in der Nähe des Dammtorbahnhofes sein eigenes kleines Geschäft.

Das hätte ihn bei seinem Familienrückhalt über die Jahre wohl hintragen können, wäre er nicht 1938 in ein Ermittlungsverfahren hineingeraten, das gegen einen Hamburger Fabrikantensohn wegen des Verdachtes homosexueller Bündelei angestrengt worden war. Er selbst hatte mit diesem Kreis wohl nichts zu tun, man fand nur seine Adresse, doch die daraus sich ergebende offene Anschuldigung verwand er nicht. Magda, die dies in ihrem Brief an Thomas Mann berührt, erklärt zwar, der Verdacht der Homosexualität sei bei dem dreistündigen Verhör ausgeräumt worden, aber natürlich wollte sie etwas anderes auch nicht wahrhaben. Er sei entehrt, schrieb er selbst an einen Freund, und so etwas sühne nur der Tod. Tatsächlich wäre er, einmal aufgefallen, seines Lebens auch nicht mehr froh geworden; denn wenn man ihn laufen ließ, so kaum anders als mit der Versicherung, daß er beim nächsten Mal fällig sein würde, möchte er dann zu

sagen haben, was er wollte. Das bedeutete, fortan mit der Drohung zu leben, in einem Konzentrationslager zu landen, und da wollte er lieber gar nicht leben. Er fuhr nach Bremen, vielleicht, um sich von jemand zu verabschieden, vielleicht auch nur, um seinen Eltern den größten Schock zu ersparen, begab sich hier in eine Kunsthandlung, wo man ihn kannte und er auf jemand warten zu wollen vorgab, und hängte sich dort in der Stille der Mittagsstunde auf.

„Herr, Dein Wille geschehe“, steht unter seinem Namen auf dem Bremer Grabstein, und wenn dies auch sicherlich nicht das Wort war, unter das der Pastor seine Grabrede gestellt hatte, so zeigt es den Wandel im christlichen Denken noch immer deutlich genug an. Hundert Jahre früher hätte man jemand wie ihn wegen Auflehnung gegen den Willen des Herrn noch außen an der Kirchhofsmauer verscharrt, und ein solches Wort wäre reine Blasphemie gewesen. Was Magda angeht, so gab sie noch im Jahr seines Todes einen Privatdruck mit Gedichten von ihm heraus, zusammengebunden mit dem Zyklus *Ein Ausgeleit* ihres Freundes Rudolf Alexander Schröder. Es sind impressionistisch-melancholische Verse im Stil des jungen Hofmannsthal oder auch Schröders, wenn auch nicht ganz so vollkommen, und sie künden von einem Ratlos-Einsamen. Biographisch interessant ist einzig das Gedicht *An Marel*, an die zwei Jahre jüngere Marel Voigt gerichtet, die die Tochter von Magdas Bremer Freundin Lina war. Marel hatte 1920 trotz massiven Widerstands ihrer Eltern den bereits geschiedenen, 21 Jahre älteren Rudolf Borchardt geheiratet, und Alfred Pauli bedauert sie in seinem Gedicht ob ihrer verlorenen Jugend. Vielleicht, da er mit ihr zusammen aufgewachsen war, hatte er sie früher auch einmal geliebt.

Nach dem Krieg gab Magda auch noch einen Essay ihres Sohnes heraus, einen Vergleich von vier europäischen Märchen mit dem Charakter ihrer jeweiligen Völker. In ihm werden einerseits Italienern, Engländern und Franzosen gewisse nationale Vorzüge großzügig zugestanden, andererseits und hauptsächlich aber die Deutschen gelobt, weil sie an Größe und Vollkommenheit alle anderen überträfen. Doch stört dies weniger, als daß der Text auch von antisemitischen Untertönen nicht frei ist, so daß Alfred Pauli ihn so nach dem Krieg selbst schwerlich mehr veröffentlicht hätte. Wollte Magda mit dieser Publikation, die – kurz vor oder nach der Währungsreform – auch teuer gewesen sein dürfte, etwas an ihm gutmachen? In anderer Weise zu denken gibt eine Bemerkung, die sie in der *Goldenen Wolke* über ihn

macht. Im Zusammenhang mit dem Tod ihres Freundes Alfred Heymel heißt es dort, jener habe bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges sofort die Söhne aller seiner Freunde in sein Regiment geholt, unter anderem auch ihren Alfred, und alle diese ‚Jungen‘ seien nicht mehr am Leben. Weiß man es nicht, liest man, daß sie gefallen sind, und für die beiden anderen Genannten, Harry Wätjen und Christoph Rössingh (für diesen allerdings erst zum Zweiten Weltkrieg), trifft dies auch zu. Hätte sie also auch ihren Sohn lieber so damals enden gesehen, als daß sie alles, was nachher kam, noch um ihn und mit ihm erleben mußte? Ungetrübt jedenfalls scheint ihr Verhältnis zu ihm nicht gewesen zu sein, und er war ja auch das Kind, das ihr einerseits in ihrer größten Verlassenheit wohl einen gewissen Ersatz für ihre Liebe zu Percy bot, sie andererseits aber auch die größte Überwindung gegen jenen gekostet hatte.

Zu ihrem Jüngsten, Carl Theodor, dürfte – so betrachtet – ihr Verhältnis das unproblematischste gewesen sein, und in der Tat war dies auch das heiterste ihrer Kinder, ein ‚strahlend-glücklicher, gesunder Junge‘, wie sie selbst in ihrem Brief an Thomas Mann schreibt. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in ihrem Elternhaus an der Contrescarpe geboren (das Haus in der Parkallee war schon aufgegeben), besuchte er in Hamburg die Lichtwark-Schule, das renommierte Reformgymnasium am Stadtpark, auf dem vier Klassen unter ihm Helmut Schmidt, später Bundeskanzler, sein Pensum absolvierte. Nach dem Abitur begann er eine Kaufmannslehre in einer Reederei und trat gleichzeitig in die Kriegsmarine ein, um sich hier zum Reserveoffizier ausbilden zu lassen. Mehr als das Militärische interessierte ihn dabei allerdings die Seefahrt, war er doch früh schon ein begeisterter Segler geworden. In den Jahren danach lösten sich kaufmännische und Marineausbildung gegenseitig ab, doch 1938 wurde er schon zu Sonderübungen für Verminung und Minenräumung befohlen, womit klar war, was seine Aufgabe sein würde in Hitlers vorausgeplantem Krieg. Am 3. September 1939 eingezogen, kam er zunächst zur 12., später zur 24. Minensuchflottille und galt seinen Vorgesetzten als ein „gewandter, beweglicher, geistig sehr reger Offizier, der seine Aufgaben als Kommandierender gut durchführt, fast überdurchschnittlich“, wie es etwas ungereimt in einer dienstlichen Bewertung heißt. In der üblichen Folge wurde er Leutnant und Oberleutnant, erhielt beide Eisene Kreuze und avancierte schließlich zum Adjutanten des Fregattenkapitäns Fritz Breithaupt. 1943 gehörte er einer Division an, die die Zu-



fahrten zu den U-Boot-Stützpunkten an der Biskaya sichern mußte (die Briten warfen ihre Seeminen hier nachts mit dem Flugzeug ab), und erhielt für diesen Einsatz das ‚Deutsche Kreuz in Gold‘. Dieser 1941 gestiftete Orden, im Unterschied zum Ritterkreuz keine soldatische Einzeltat mehr voraussetzend, stand allerdings nicht in höchstem Ansehen. Wegen der massenhaften Vergabe und seiner protzigen Form wurde er allgemein als ‚Parteirückstrahler‘ verspottet.

Das vorläufige Ende seines Kriegseinsatzes kam mit der Zerbombung seines Verbandes vor St. Malo im August 1944 und dem Rückzug der Reste auf die Kanalinseln. Die Alliierten hatten diese von den Deutschen stark befestigten Inseln bei ihrer Landung in der Normandie umgangen und kümmerten sich seither nicht mehr um sie. ‚Unser billigstes Kriegsgefangenenlager‘, pflegte Churchill zu spotten, da die dortigen Truppen weder Treibstoff noch Munition mehr besaßen und ausschließlich damit beschäftigt waren, ihre Versorgung sicherzustellen. Entsprechend kurios lesen sich die Berichte, die das Marineoberkommando West, zuletzt nach Bad Schwalbach retiriert, von dorther empfangt. Statt der Aufspürung und Erbeutung von Schiffen meldete man jetzt die Aufspürung und Erbeutung von Vieh, und auch die Erörterung der Saatgutlage nimmt – rechtzeitig vor Beginn des Frühjahres – in den Marineberichten breiten Raum ein. Sofern die „Zuführung von Samen für verstärkten Gemüseanbau“ in die Wege geleitet werden könne, so die Prognose von Weihnachten 1944, sei die Durchhaltbarkeit der Inseln bis in das Jahr 1946 gesichert. Intensiv widmete man sich aber auch dem Nachrichtenaustausch mit der Heimat. Von mehr als 300 000 Privatfunksprüchen innerhalb weniger Monate ist die Rede, einerseits von der Marinefunkstelle im Reich empfangen und auf Postkarten an die Angehörigen weitergeleitet, andererseits auf solchen von diesen zurückgesandt und wieder auf die Kanalinseln abgesetzt. Doch auch das wußten die seemännischen Hintersassen pffiffig als einen wichtigen Beitrag zur Stärkung ihrer Durchhaltbarkeit herauszustellen.

Der Krieg war für diese Soldaten also praktisch zu Ende, und auch Carl Theodor Pauli, gesund geblieben, konnte hoffen, sich demnächst wieder der Vermakelung von Schiffsraum zuwenden zu können. Er hatte im September 1942, 28 Jahre alt, bei einem kurzen Urlaub noch geheiratet, eine Anwaltstochter aus Ahrensburg, vier Jahre älter als er, die er schon vor dem Krieg in seiner Firma kennengelernt hatte. Ob diese Wahl nach Magdas Geschmack war, entzieht sich dem Einblick,

doch war ihr diese Schwiegertochter nach dem Krieg noch eine wichtige Stütze. Jedenfalls bestand sie für das Paar auf einer richtig gefeierten Hochzeit mit Kirchgang, Festtafel und abendlichem Tanz und arrangierte alles im vorschriftsmäßig abgedunkelten Uhlenhorster Fährhaus. Vor urlanger Zeit hatte sich dort einmal Percy einquartiert, als er mit seiner Agnes im Streit lag, aber das wußte sie ja nicht, und sowieso wäre ihr bei dem Gedanken an ihn nur der Wunsch durch den Kopf gegangen, für diesmal von allen Engländern verschont zu bleiben. Die taten ihr für den Abend auch den Gefallen, nachdem nachmittags die kirchliche Trauung wegen Fliegeralarms noch hatte verkürzt abgewickelt werden müssen. Und doch: Welch ein Unterschied zu ihrer eigenen Heirat damals! Wäre sie von dieser nur auf Widerruf lebenden Generation überhaupt noch verstanden worden, wenn sie etwas von jenen Prestige-, Alters- und Familienbesorgnissen hätte geltend machen wollen, die sie selbst einmal beschäftigt hatten? Aber eine Familie gab es ja außer ihr auch nicht mehr, und noch immer wußte sie nur zu gut, was sie ihre Rücksicht auf diese einmal gekostet hatte.

Die Frage, ob eine so geschlossene Ehe ein Mehr an Glück garantierte, blieb unbeantwortet, denn Carl Theodor Pauli ist nicht heimgekehrt. Er starb, auch das war möglich, aufgrund einer Vergünstigung. Ein Flugzeug, das in der Christnacht 1944 Versorgungsgüter nach Jersey gebracht hatte, sollte auf dem Rückflug zum Marineflughafen Zellhausen bei Aschaffenburg ausnahmsweise einige Personen mitnehmen, darunter als Begleiter seines Chefs Breithaupt auch ihn. Die weiteren Vorzugspassagiere waren drei Fallschirmjäger und ein Kadett, die erst wenige Tage zuvor mit einem gestohlenen Boot aus englischer Kriegsgefangenschaft entkommen und die Kanalinseln hatten erreichen können, im Heldenstil zur eigenen Truppe zurück. Doch das Flugzeug gelangte nicht ans Ziel. Ein alliierter Nachtjäger, so der Marinebescheid, konnte es trotz der Finsternis – man flog nur bei Neumond – entdecken und schoß es über Belgien ab. Der Pilot und der Funker konnten noch abspringen und überleben, die acht Passagiere fanden den Tod.

Magda, die damals auf Danneborth, dem Mecklenburger Gut der Familie von Bertha lebte, erfuhr durch ihre Schwiegertochter von dem Absturz und konnte sich lange nicht damit abfinden. Noch 1952 schrieb sie an Thomas Mann, es sei ungewiß, was aus dem Flugzeug geworden sei, die Briten hätten keinen Abschluß gemeldet, und da der mit-

fliegende Breithaupt zweimal den Befehl verweigert habe, bestehe auch hier vielleicht ein Zusammenhang. Erika Mann, in ihren Anmerkungen zu Thomas Manns Briefen, wiederholt diese Vermutung und gibt dabei bewußt der Deutung Raum, daß das Flugzeug vorsätzlich von der deutschen Abwehr abgeschossen worden sei. Doch das ist abwegig. Wegen eines widerspenstigen Offiziers hatte man es nicht nötig, ein Flugzeug zu opfern, und für Strafabsichten gegen Breithaupt gibt es auch keinerlei Anhaltspunkt.

Die Ungewißheit über den Absturz hatte einfach darin ihren Grund, daß in jener Nacht der Gegenangriff gegen Hitlers Ardennenoffensive begann und zumal bei Bastogne, wo die Amerikaner eingeschlossen waren und das Flugzeug verlorenging, ab drei Uhr morgens schwerste Gefechte tobten. Wahrscheinlich hat man hier auf alles gefeuert, was sich bewegte, und da die Nachrichtenverbindungen katastrophal waren, könnte die aus westlicher Richtung anfliegende HE 111 auch von einem deutschen Flakgeschütz getroffen worden sein. Das aufzuklären blieb keine Zeit, weil schon wenige Tage später die Amerikaner in diesem Gebiet Fuß faßten, und denen fielen ein paar Trümmer mehr oder weniger nicht auf. Erst Mitte der fünfziger Jahre gelang es der Kriegsgräberfürsorge, Magda und ihrer Schwiegertochter den belgischen Soldatenfriedhof nachzuweisen, auf dem die bei dem Flugzeugwrack gefundenen Toten anonym bestattet worden waren. Statistisch gesehen handelte es sich um acht der rund 80 000 Opfer – 50 000 Deutsche, 30 000 Alliierte –, die Hitlers vierwöchige Ardennenoffensive gekostet hatte.

In seinen Lebenserinnerungen zieht Gustav Pauli einmal melancholisch Bilanz, was aus der breit angelegten Familie seiner älteren Vorfahren bis in seine Generation hinein geworden ist, und legt dar, daß nur über ihn der Name Pauli sich forterben könne. Von den fünf Söhnen seines Großvaters sei nur sein Vater mit überlebenden Söhnen gesegnet gewesen, und von diesen drei Söhnen nur wiederum er. So liege die Zukunft der Familie jetzt allein bei seinen Söhnen, nur sie könnten bewirken, daß der Stamm der Paulis nicht erlösche. Zwei Jahre später war der ältere tot, und acht Jahre später, das erlebte Pauli nicht mehr, auch der jüngere, und Nachkommen hatten beide nicht hinterlassen. Natürlich, es mußte so nicht kommen. Aber wenn man bedenkt, wieviel Kalkül und verfehlte Liebe bei diesem Fortpflanzungsplan im Spiel war, so wird man den Schlußstrich, den das Schicksal hier zog, für ganz so willkürlich nicht halten. „Die Liebe ist

stark wie der Tod“, steht auf dem Bremer Grabstein hinter dem Namen des letzten Sohnes, an den hier ebenfalls erinnert wird, und man weiß natürlich, wie es gemeint ist. Aber man kann aus diesem Wort auch herauslesen, daß der Tod dann auch so stark wie die Liebe ist und um so stärker vielleicht dort, wo sie fehlt, und so scheint es, als lese man hier die zu Magda und Gustav Paulis Familienschicksal heimliche letzte Unterschrift.

*Kapitel 6*  
*Die Villa Lesmona*

Es gibt sie noch, die Villa Lesmona, und wer von Bremen aus auf der A 27 nach Norden bis Burglesum fährt, dort den Lesumer Schnellweg nach St. Magnus nimmt und sich dann nach Süden wendet, der kann sie am Westrand von Knoops Park, hinter der kurzen Stichstraße *Am Kapellenberg*, gar nicht verfehlen. Und ist dazu noch Sommer, eine Mittagsstunde im Juni vielleicht, so daß die Sonne heiß auf Wiesen und Bäume scheint, so meint man sie ganz unversehrt wiederzufinden. Käme aus diesem Gebäude eine junge Frau in Weiß und mit Sonnenschirm heraus oder ein junger Mann mit Stöckchen und Strohhut, führe auf dem Kiesweg eine Kutsche vor oder hantierte auf der Veranda ein Dienstmädchen mit Schürze und Häubchen – es würde alles stimmen, alles passen, wie der Duft und die Luft scheint die Atmosphäre von Magdas Briefen hier bewahrt. Hinter den Bäumen sieht man unten ein Stück hinaus die Lesum liegen, sieht weit nach Süden das flache Land dahinter, keinen Verkehr, keine modernen Einrichtungen, alles so sonntäglich-beschaulich, wie sie es in ihren Briefen geschildert hat.

Und mit einem Gefühl des Erschreckens fast, wie etwas Unerlaubtes, entdeckt man sogar ‚Nizza‘, die Stelle am Hang rechts unterhalb des Hauses, wohin sie sich mit Percy so gern zurückgezogen hat. Die Rückseite ist halbrund mit Steinen ausgekleidet, eine Bank steht davor, und in der Mitte erhebt sich ein Baum, ihr Baum, die Platane. Wirklich noch derselbe Baum? Natürlich, was Wunder, Bäume werden älter als Menschen. Aber so vor ihm zu stehen und zu wissen, daß es hier war, wo sie sich angelehnt hat, wenn er sie küßte, oder wo sie um ihn geweint hat später, als oben im Haus ihr Brautfest stattfand, das ist fast, als würde man etwas beobachten, wozu man zum Zeugen nicht bestimmt war. Doch Bäume sind verschwiegen, und was damals oder später oder sogar noch gestern an dieser heimlichen Stelle gesprochen oder geflüstert worden ist, geben sie nicht preis.

Indessen beruht der Eindruck der Unversehrtheit doch auf einer Täuschung. Ein ganzes Jahrhundert geht an keinem Ort spurlos vorbei, und so sieht man auch hier nur bedingt den Zustand, der sich damals ihren Augen geboten hat. Die Villa, so kann man sich belehren,



war abgebrannt und ist eine Rekonstruktion, gleicht darum aber dem Urbild eher wieder mehr als die Umbauform, in der sich zuletzt das Original dargeboten hat. Auch Park und Garten wachsen heute weit dichter als damals, wo man noch frei über den Fluß bis nach Bremen sehen konnte. Und dieser selbst, die Lesum, mit Ebbe und Flut mal in die eine, mal die andere Richtung fließend, war auch noch nicht so kanalmäßig gerade wie heute, sondern hatte unregelmäßige Ufer mit flachen, schilfigen Buchten. Die Aura des Platzes ist aber doch dieselbe geblieben, und wenn man weiß, wie manche andere Stelle hier ihr Aussehen ganz verändert hat, so empfindet man dieses Überdauern als einen besonderen Glücksfall.

Blickt man weiter in die Vergangenheit zurück, ist allerdings auch dieser Platz Veränderungen ausgesetzt gewesen, und sogar größeren als die meisten anderen hier ringsum. Denn das Gelände um die Villa hatte eine unvermutet bewegte, zeitweilig sogar laute Geschichte. Ironischerweise bildet sie sich gerade in dem Moment ab, das man für das am wenigsten historische an ihr halten würde: in ihrem Namen. Dieser so romantisch klingende Name, zu einer Liebesgeschichte der Jahrhundertwende schon fast trivialromanhaft passend (auch wenn man ihn überall eher als bei Bremen vermuten würde), gehört nämlich wirklich hierher und stammt schon aus dem Mittelalter. *Lismona* war einmal der Name des Flusses, der hier fließt, der aber eigentlich nur das letzte Stück der Wümme ist, das diese von der Aufnahme der Hamme bis zur Einmündung in die Weser bildet. Die Silbe *lis* oder *les* enthält ein älteres *lesca*, das *Sumpf-* oder *Schilfgras* bedeutet, während *mona* von lateinisch *manare* = *fließen* kommt, so daß dies also ein *Schilf-Fluß* gewesen ist. Später hat man dann auch das angrenzende Land so genannt, den Geestrücken, an dem das Gewässer entlangläuft, und so hießen schon im Mittelalter die über dieses Gebiet herrschenden Billunger Grafen die ‚Grafen zur Leßmon‘.

Der Platz um die Villa hat nun insofern mit dieser Geschichte besonders zu tun, als an dieser Stelle einmal die Burg jener Grafen gestanden hat, die Burg Lesmona. Bestimmtes über sie allerdings weiß man nicht, sie wurde gegen Ende des elften Jahrhunderts in den Kämpfen mit dem Bremer Erzbischof zerstört. Für den Standort auf dem Villengelände sprechen aber neben urkundlichen Hinweisen sowohl dessen einst strategisch günstige Lage als auch die steilen Abbrüche an seiner Westseite, die ersichtlich von menschlichen Eingriffen herrühren. Später haben an dieser Stelle auch noch die Bremer

Erzbischöfe residiert, die in St. Magnus ihren Sommersitz hatten. Noch um 1700 gab es hier die Reste einer größeren Ruine, und Gustav Pauli berichtet in seinen Erinnerungen, daß die Kellerräume der Villa aus dickem, sehr altem Mauerwerk bestanden, das an einer Stelle sogar noch den Ansatz eines Ganges erkennen ließ.

Dies alles war freilich längst Vergangenheit, als im Jahre 1815 hier ein Bremer Kaufmann eine klassizistische Villa errichten ließ, die er nach dem damals gebräuchlichen Namen des Platzes *Heinrichsburg* nannte. Es war die Zeit, da wohlhabende Bürger im Umland der Städte mit der Errichtung von Sommerhäusern begannen, so wie es ihnen der Adel mit seinen Lust-, Wasser- und Jagdschlössern jahrhundertlang vorgemacht hatte. Die *Heinrichsburg* war für damalige Verhältnisse ein komfortables Haus, wenn auch mit ihren acht Zimmern bei weitem nicht so pompös, wie es nach und nach die Landsitze anderer Kaufleute hier draußen waren. Von der Mitte des Jahrhunderts an entstanden in St. Magnus wahre Paläste, am größten der von Ludwig Knoop, der sein Geld mit Textilfabriken in Rußland verdiente. In der Folge dieser Besiedlung entwickelte sich die einst bäuerlich genutzte Gegend zu der heutigen Parklandschaft, da die wohlhabenden Neusiedler bei jeder Gelegenheit Land hinzukaufen und überall Bäume anpflanzten. Die Anwesen erstreckten sich dabei mehr und mehr ins Hinterland, denn die Grundstücke vorn an der Lesum waren bald alle vergeben.

Im Jahre 1882 ging die *Heinrichsburg*, nachdem sie sich mehr als ein halbes Jahrhundert lang in der Familie des Bauherrn befunden hatte, samt Einrichtung an Hermann Melchers, Magdas Onkel, über. Jedenfalls war er formell der Käufer; denn nach außen hin schien das Haus seinen Eltern, Magdas Großeltern, zu gehören. Die Melchers' waren mit einem der Erben des letztverstorbenen Eigentümers verwandt und hatten sich deshalb den Zugriff auf das begehrte Grundstück sichern können. Sie bauten zur Lesum hin eine Veranda an, fügten seitlich einen Wirtschaftstrakt hinzu, setzten im Nordgiebel als Relief ihr Familienwappen ein und nannten das Ganze nach der Vorgeschichte des Platzes *Villa Lesmona*. In den nächsten zwei Jahrzehnten kaufte Hermann Melchers dann Zug um Zug das kleinparzellierte Wiesenvorland und andere angrenzende Flächen hinzu und vergrößerte so den Besitz auf mehr als das Doppelte, auf 38500 Quadratmeter insgesamt, fast vier Hektar. Etwas abseits wurde noch ein Haus für das Personal mit einer Remise und Stallungen errichtet, später, nach

Magdas Sommer hier, am Ufer auch noch ein Teehaus, und im Fluß ankerte ein schlankes Motorschiff, mit dem Hermann Melchers mit seinen Gästen die Lesum und Weser hinunter auf Fahrt ging.

Gäste allerdings mußten sein. Onkel Hermann, als Geschäftsmann an Betriebsamkeit gewöhnt, war Junggeselle und hielt es allein einfach nicht aus. Auch Magda mit ihrer Familie war nach ihrer Rückübersiedlung aus Dresden alle Sommer hier draußen und hatte noch manches Mal Gelegenheit, auf der Bank von Nizza ihren Erinnerungen nachzuhängen. Ihr Mann hingegen scheint diese Aufenthalte weniger gemocht zu haben. Er brachte sich immer Arbeit mit, mit der er sich dann unten in das Teehaus zurückzog. Bei dem Onkel stieß er damit allerdings auf wenig Verständnis. Allenthalben sei jener vorbeigekommen, berichtet er, um ihm neu eingetroffene Besucher vorzustellen, und so sei es mit dem Arbeiten dort nichts geworden. Regelmäßig zu Gast kam auch Magdas Jugendfreund Max mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, an denen Onkel Hermann sehr hing. Sie verbrachten oft ihre ganzen Sommerferien hier, und im Jahre 1912 schickte er dem achtjährigen Älteren eine Postkarte mit den Sätzen nach: „Da sitze ich nun ganz *traurig*, ganz allein, und sehne mich nach Dir, nach Maxa und nach Deinen lieben Eltern. Die schönen Wochen sind zu rasch vergangen! Ich gebe Euch Allen in Gedanken einen Kuß, und bin in Liebe Euer alter Onkel Hermann.“

Im Sommer 1918 starb Hermann Melchers, nachdem er die letzten Jahre ziemlich herzleidend gewesen war, und überließ das gesamte Lesmona-Besitztum seiner Nichte Magda. Er hatte nicht vergessen, was sie mit diesem Platz verband, und wollte es ihr überlassen, was fernerhin daraus wurde. Doch für Magda, so sehr sie sich dadurch verpflichtet fühlte, erwies sich das ganze bald als Belastung. An einen Einzug – sie lebte ja inzwischen in Hamburg – war nicht zu denken, wegen der Wohnraumbewirtschaftung nach dem Krieg drohte Zwangsvermietung, und schon die notdürftigste Pflege des Grundstücks kostete viel Geld. So blieb nur der Verkauf. Um das Finanzamt nicht allzusehr an dem Erlös zu beteiligen, wurde der Besitz zunächst auf ihre drei Kinder überschrieben und ging dann im Mai 1922 in andere Hände über. Die Käufer waren Bremer Freunde, der Tabakimporteur Wilhelm Voigt mit seiner Frau, in dessen Auto man in der Zeit der ‚Goldenen Wolke‘ häufig Ausflüge unternommen hatte. Der Zeitpunkt des Verkaufs allerdings war der unglücklichste, der sich denken ließ. Das Geld verlor damals rapide an Wert, und schon ein Jahr

später war mit dem Erlös, der nicht wieder angelegt worden war, noch nicht einmal mehr ein Teppich zu bezahlen.

So wie Gustav Pauli die Sache darstellt, hat sie sich allerdings andersherum abgespielt – und man kann sich ein weiteres Mal fragen, warum er in allem, was Magdas Liebesschicksal berührt, nicht bei der Wahrheit bleibt. Die Verluste der Inflation seien es gewesen, schreibt er, die zum Verkauf der Villa gezwungen hätten, so als habe man sich erst nach dem Währungszusammenbruch von ihr getrennt. Das Grundbuch jedoch beweist das Gegenteil – also warum nicht der wahre Ablauf? Hatte in erster Linie er den Verkauf betrieben und war ihm das Eingeständnis, damit eine wirtschaftliche Torheit begangen zu haben, unangenehm? Oder hatte ihn die wirtschaftliche Seite gar nicht interessiert, sondern allein nur Argwohn gegen diesen Platz sein Handeln bestimmt, so daß er über eine vernünftige Erklärung für die Veräußerung nicht verfügte? Merkwürdig ist nämlich auch, daß er mit keinem Wort erwähnt, daß allein seine Frau die Erbin des Anwesens war, d.h. er für dessen Übernahme durchgängig von *wir* spricht. Wollte er vermeiden, die Gründe für diese Erbeinsetzung berühren zu müssen? Allerdings äußert er sich auch sonst nicht darüber, daß er den Wohlstand, in dem er lebte, allein ihr zu verdanken hatte, so daß auch dies vielleicht der Grund für seine Undeutlichkeit ist. Es war dies einfach der Punkt, in dem er sich seines Verhältnisses zu ihr stets als unlauter bewußt war.

Mit dem Ende der Besitztradition für die Familie Melchers – vierzig Jahre lang hatte die Villa ihnen gehört – ist die Geschichte dieses Platzes aber noch nicht zu Ende. Nach dem Tod des Nachfolgers ging das Grundstück 1939 in das Eigentum der Stadt Bremen über, die damals gerade in einer Gebietsreform das bis dahin zu Preußen gehörende St. Magnus hinzubekommen hatte. Sie beschloß, die Villa zusammen mit der benachbarten Villa Schotteck dem örtlichen Krankenhaus anzugliedern und eine Quarantänestation daraus zu machen. Das gesamte Areal wurde mit einem hohen Zaun umgeben, und fortan waren Schwindsüchtige, Pockenverdächtige und Tropenranke an der Stätte versammelt, die einmal ein Treffpunkt der Bevorzugten gewesen war. Als Magdas Lesmona-Briefe erschienen, wünschte mancher einen Blick auf diesen Ort zu werfen, aber hinter der dicht überwachsenen Umzäunung war praktisch nichts zu erkennen. So blieb es bis in die siebziger Jahre hinein, also nochmals fast vier Jahrzehnte. Erst als es nunmehr für eine Isolierstation keinen Bedarf mehr gab,

wurde wieder über eine freundlichere Verwendung nachgedacht. Das Nächstliegende war, das Freigelände der beiden Villen dem Knoopschen Park anzugliedern, der schon seit 1939 öffentlich war. Um diese Arbeiten zu betreuen, zog in die Villa Lesmona, inzwischen unter Denkmalschutz gestellt, das Gartenbauamt Bremen-Nord ein und konnte im Herbst 1979 den neuen Parkteil für das Publikum freigeben. Die Gartenbauer gewöhnten sich dann bald auch an den Anblick andächtig das Haus umkreisender Besucher, denen anzumerken war, daß ihre Gedanken weit in der Vergangenheit weilten.

Bei dieser Nutzung wäre es wahrscheinlich geblieben, hätte nicht in einer Juninacht 1980 ein ‚Freigänger‘ aus der Haftanstalt Oslebshausen Beute in dem Haus vermutet, dort eingebrochen und zur Verwischung seiner Spuren Feuer gelegt. Der Wert der entwendeten Bürogeräte betrug nur wenige tausend Mark, doch das Gebäude, das viele tragende Holzteile gehabt hatte, brannte vollständig nieder. Da bedeutete es auch keinen Trost, daß man den Täter bald hatte – die Villa schien für immer verloren. Doch nun zeigte sich, daß sie mehr Freunde hatte, als bis dahin geahnt. Ohne daß es großer Diskussionen bedurfte und ohne auch, daß einer gewissen Briefsammlung dabei besonderer Erwähnung geschah, war der Neubau binnen kurzem beschlossene Sache, und drei Jahre später – der Aufwand war erheblich – stand das Haus wieder an seinem Platz. Äußerlich war es nun sogar schöner als früher, im Inneren jedoch ein Gebilde aus Stahlbeton, wie es einzig vernünftig und finanzierbar gewesen war. Echt an ihm ist also nur noch der Eindruck. Doch was will man? „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“, heißt es bei Goethe, und am Ende ist eine solche Rekonstruktion nicht nur besser als nichts, sondern sogar besser als der echte, mühsam aufgehaltene Verfall.

Eingezogen ist in die Villa dann ein Maler und Professor der Bremer Kunsthochschule mit seiner Familie, dem sie für ein halbes Jahrhundert in Erbpacht überlassen wurde. So sollte dieser Ort wieder zu einer Stätte der Begegnung von Künstlern und Kunstinteressierten werden, wie er es wenigstens im Umkreis von Magda und Gustav Pauli einmal gewesen war. Junge Künstler fanden in der Folge auch Gelegenheit, hier zu arbeiten, und ihre Werke, Skulpturen zumeist, auf dem Grundstück auszustellen. Ob allerdings die öffentliche Resonanz davon die war, die man sich erhofft hatte, ist zu bezweifeln. Über einen Mangel an Aufmerksamkeit hatte man zwar nicht zu klagen. Der Park wird viel begangen, und der Name Lesmona zieht auch aus

der Ferne Besucher immer noch an. Wer allerdings gehört hat und hört, was zu den hier präsentierten ‚Objekten‘ vielfach gesagt wird, der wird sich nur ein weiteres Mal bewußt, daß die moderne Kunst die Menschen weit eher trennt, als sie zusammenführt, oder sie in größerer Zahl allenfalls im Zorn vereinigt.

Muß das so sein? War es je anders? Von der Villa Lesmona geht eigentlich eine andere Kunstbotschaft aus. Für die bürgerliche Gesellschaft, zu der sie gehört, war Kunst eine Sache der Entspannung und Unterhaltung, und nur in diesem Sinne pflegte man sich mit ihr zu befassen oder sie zu sammeln. Der Endzweck der Kunst sei das Vergnügen, heißt es zu Beginn des bürgerlichen Zeitalters in Lessings *Laokoon*, und er ermahnt die Künstler, dem Publikum weder unverständlich zu kommen, noch über die gedankliche Botschaft ihrer Werke deren Schönheit zu vergessen. Die Betrachter würden dann durch nichts veranlaßt, sie sich anzusehen, denn ‚was sie sähen, gefiele ihnen nicht, und was sie sich dabei denken sollten, wüßten sie nicht‘. Heute haben wir diesen Zustand. Statt eines schönen Eindrucks empfangen wir zumeist nur die Aufforderung, uns um das Kunstwerk ‚zu bemühen‘, und was einmal der Freude und Unterhaltung dienen sollte, hat sich für alle in eine Sache beklemmender Angestrengtheit verwandelt.

Das soll nicht heißen, daß Werke dieser Art kein Existenzrecht hätten. Durchaus nicht. ‚Kunst‘ herzustellen und zu sammeln muß so selbstverständlich erlaubt sein wie das Herstellen und Sammeln von Modellfahrzeugen oder Porzellantassen, soll doch jeder nach seiner Façon selig werden. Wenn sich allerdings der Staat in diesen Handel mischt, wird es problematisch. Als demokratischer Staat ist er dazu eigentlich nur berechtigt, soweit die von ihm geförderte oder gesammelte Kunst der Allgemeinheit gefällt oder wenigstens demjenigen Teil von ihr, der sich für Kunst interessiert. Mit anderen Worten: er dürfte eigentlich nur sammeln, was sich im öffentlichen Geschmack schon durchgesetzt hat. Dann gäbe es keine modernen Sammlungen mehr? Oder solche Sammlungen kämen die Öffentlichkeit wegen der unvermeidlichen Verspätung der allgemeinen Geschmacksbildung unverhältnismäßig teuer? Man sollte das abwarten. Was gefällt, wird weiterhin begehrt sein, und was allgemein gefällt, wird sich die Allgemeinheit auch weiterhin gern etwas kosten lassen.

Aber vielleicht ist der ‚Skulpturenpark‘ um die Villa Lesmona ja auch dazu gedacht zu prüfen, was gefällt oder nicht gefällt, oder es könnte, wenn noch nicht, in Zukunft so sein. Aber es würde wohl auch



niemand etwas vermissen, wenn die ganze Ausstellungs-Idee einschliefe. Skulpturen brauchen, um zu wirken, den für sie bestimmten, nicht einen beliebigen Platz, und zumal der Platz um die Villa Lesmona ist so sehr selbst ein Kunstwerk, daß jede dekorative Zutat nur stört. Und was schließlich das Nachdenken angeht, zu dem die moderne Kunst anregen will: wer die Geschichte dieses Platzes kennt, hat auch dazu Stoff genug.

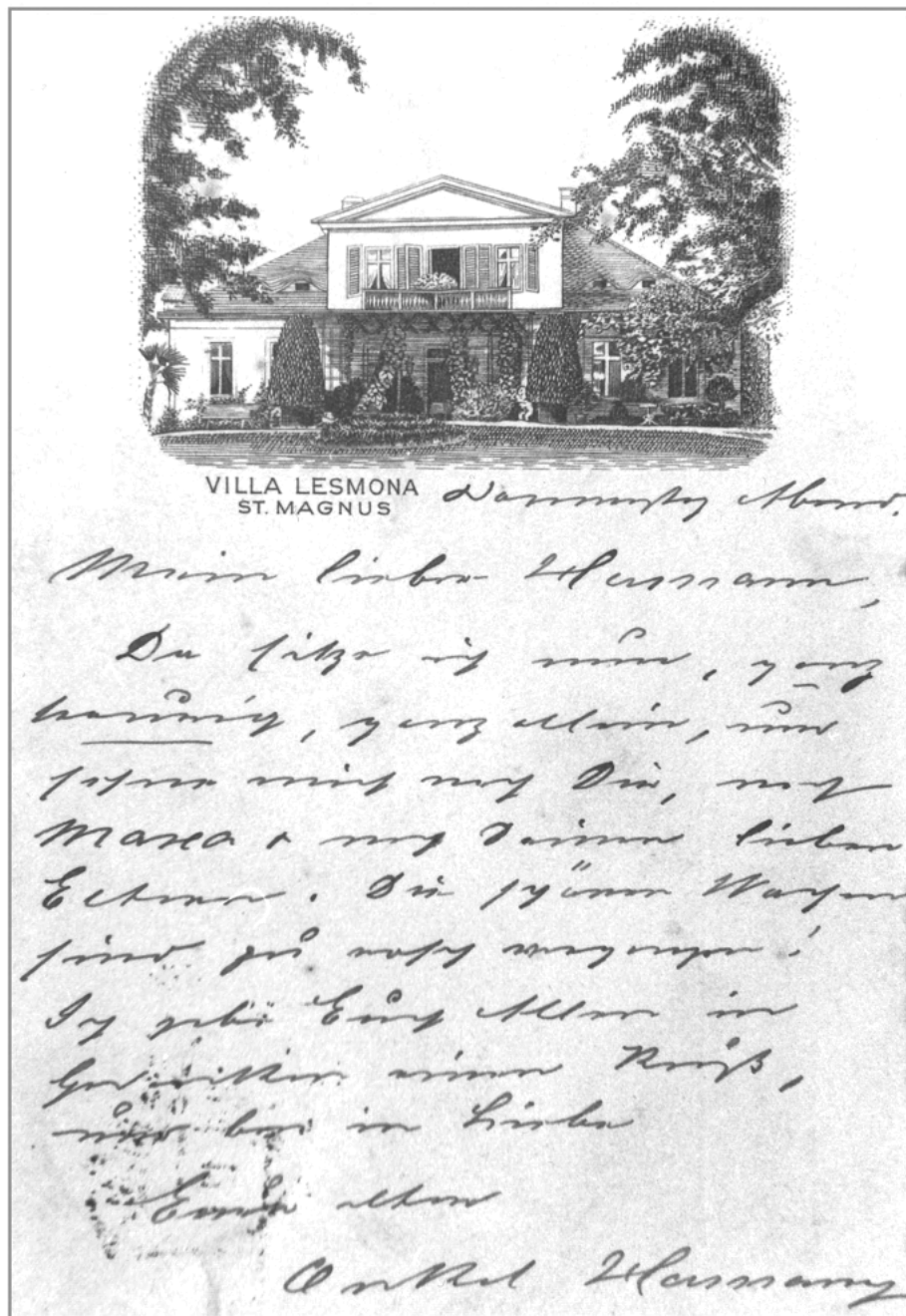


(19) „Und die Platane weiß es alles“ – „Nizza“ heute



(20/21) St. Magnus bei Bremen, Villa Lesmona um 1900 und heute

(22/23) Gartenfront der Villa Lesmona um 1900 und heute



Der Text der Karte an den Sohn von Max Grobien lautet:

Donnerstag Abend

Mein lieber Hermann,

Da sitze ich nun ganz traurig, ganz allein, und sehne mich nach Dir, nach Maxa & nach Deinen lieben Eltern. Die schönen Wochen sind zu rasch vergangen! Ich gebe Euch Allen in Gedanken einen Kuß, und bin in Liebe

Euer alter Onkel Hermann

(24) Karte von Hermann Melchers an den achtjährigen Hermann Grobien (1912)



Kapitel 7  
*Familien und Firmen:*  
*Rösing – Melchers – Schellhass*

Familiengeschichten nachzugehen, also zu verfolgen, wie sich ein bestimmter Namensverband über mehrere Generationen hinweg entwickelt hat, könnte altmodisch, vielleicht sogar anrüchig wirken, es hat eine nicht sehr ehrenwerte Tradition. In früherer Zeit hat man damit Herrschaftsansprüche begründet oder wenigstens der eigenen unbedeutenden Existenz zusätzlichen Glanz zu verleihen gesucht. Später, im Zeichen des erbbiologischen Denkens, ging man eher umgekehrt vor und wollte herausfinden, was dem bedeutenden Einzelnen von seinen Ahnen jeweils zugeflossen war. Zumal Genies hat man auf diese Weise aus ihren Erbteilen regelrecht zusammengesetzt. Aber auch der Erblichkeit von Krankheiten, der Trunksucht, des Verbrechens ging man so nach und schließlich sogar den Erbeigenschaften ganzer Sippen, Völker, Rassen. Zum Schluß kam dann der Ariernachweis und mit ihm der Viertel- und Achteljude, und mit der Unschuld solcher Nachforschungen war es endgültig vorbei. So gibt es die Genealogie heute zwar noch, doch wagt sie – öffentlich jedenfalls – aus ihren Ermittlungen kaum Schlüsse zu ziehen. In öffentlicher Sicht darf der Mensch zwar von seiner Erziehung, seinem Milieu noch abhängig sein, nicht jedoch von Erbfaktoren oder gar Familieneinflüssen bis hinauf in die dritte und vierte Generation.

Indessen wird damit doch auch etwas verdrängt. Niemand, dem beim Betrachten von Familienfotos nicht arglos Ähnlichkeiten zwischen den Geschlechtern auffielen, niemand auch, der sich von seinem eigenen Herkommen hier gänzlich unabhängig fühlt. Und kennen wir nicht alle auch den Fall, daß uns eine Person allein deshalb interessiert, weil uns ihr Name einen bestimmten Vorfahren anzeigt? Um wieviel mehr aber gilt dieses Sich-Verstehen und Verstandenwerden in Familienzusammenhängen für Zeiten, wo es tatsächlich, auch sozial, das Leben des einzelnen bestimmt hat! Von Menschen des vorigen Jahrhunderts zu sprechen, *ohne* sie vor dem Hintergrund ihrer Familien zu sehen, ist einfach falsch, sie hatten diesen Hintergrund, und weil er ihr Leben selbst dort noch bestimmte, wo sie es entschieden nicht wollten, bilden Familiengeschichten früherer Zeiten immer auch

einen Baustein zur Gesamtgeschichte. Was aber das Problem möglicher Erbeeinflüsse angeht, ist heute, wo man bereits in das Erbgut einzugreifen beginnt, ein Nicht-wissen-Wollen auch nicht mehr am Platz. Vielleicht wird man in Zukunft also eher mehr von diesen Dingen sprechen müssen, und wo nicht: unterhaltend ist der Blick auf das wechselnde Bild der Geschlechter allemal.

In *einem* Bereich ist die Behandlung von Familiengeschichten ja auch immer unproblematisch gewesen und bis heute geblieben, und das ist die Literatur, der Roman, dem wir die meisten unserer Vorstellungen auf diesem Gebiet deshalb auch wohl verdanken. Für den Typus der hanseatischen Kaufmannsfamilie, mit dem wir es in der Lesmona-Welt zu tun haben, fallen einem natürlich als erstes die *Buddenbrooks* ein und mit ihnen der schon im Untertitel angezeigte *Verfall* dieser Familie, also ihr am Ende des 19. Jahrhunderts eingetretener wirtschaftlicher, moralischer und zuletzt auch biologischer Untergang. Ein übertragbares Beispiel? Auf den ersten Blick scheint es, als träfe es auch auf die Lesmona-Familien voll zu. Wie Thomas Manns Familie in Lübeck haben auch sie in Bremen aus kleinen Anfängen bedeutende, zum Teil weltweit agierende Handelsfirmen aufgebaut, und genau wie dort scheint auch hier nach drei oder vier Generationen alles wieder zu Ende. Und auch seine Lieblingsidee, daß sich auf der Schwundstufe dieses Prozesses die Liebe zur Kunst, zur Musik ausgebildet habe, scheint sich an ihnen zu bestätigen, wenn man an Percys und Arthurs Musikleidenschaft oder die Kunstinteressen der ‚Goldenen Wolke‘ denkt. Ist man also wirklich in diesen Familien von Generation zu Generation sensibler und damit zugleich geschäftsunfähiger geworden, hat man hier wirklich nach und nach den Lebensmut verloren, bis daß die Firmen verfielen, das Vermögen dahinschmolz und zuletzt auch der Fortpflanzungswille erlosch?

So gern man Thomas Mann sein Modell nachgesprochen, ihm sogar wissenschaftlichen Aufschlußwert bescheinigt hat – man sollte mit ihm doch vorsichtig sein. In seinem Kern ist es ein biologisches Modell, steht jedoch als solches schon in den *Buddenbrooks* auf schwachen Füßen. Sieht man genauer hin, erkennt man nämlich, daß es stets nur die männlichen Nachkommen sind, die von der Erbschwäche befallen werden, während die Frauen überwiegend gesund sind und sich über sie die Familie auch regeneriert oder wenigstens regenerieren könnte (Tonys Tochter Erika hat auch wieder eine Tochter). Mit anderen Worten: die Abstiegswahrnehmung folgt hier demselben Muster, nach

dem auch die Stammbäume aufgestellt werden, daß nämlich allein den männlichen Linien gefolgt wird, während die weiblichen jeweils in anderen Familien verschwinden oder erbneutral aus ihnen abgezogen werden. Das ist genetisch natürlich nicht haltbar und ein Verfallsprozeß so nicht zu beweisen. Es wäre aufschlußreich zu sehen, wie oft sicherlich anders das Ergebnis aussähe, wenn man allein den weiblichen Linien folgte und die männlichen beiseite ließe. Vermutlich stellte sich dann nicht nur der Regenerationserfolg, sondern auch der gesellschaftliche Auf- oder Abstieg oft geradezu entgegengesetzt dar. Im übrigen ist ein größeres Familienabsterben zu Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland schon deshalb wenig wahrscheinlich, weil es zu dieser Zeit ein immenses Bevölkerungswachstum gegeben hat. Auch die Familie Mann ist ja – anders als die *Buddenbrooks* – keineswegs ausgestorben, und sie war auch nicht dekadent.

Der Bruch mit der Familien- und Firmentradition in der dritten oder vierten Generation bleibt darum freilich noch immer eine Tatsache. Nur läßt er sich auch anders erklären als mit Degeneration. In England, wo man ihn ebenfalls und schon früher beobachten konnte, führte man ihn schlicht auf den steigenden Wohlstand zurück und stellte lapidar fest: Die erste Generation gründet ein Geschäft, die zweite verdient das Geld und die dritte gibt es aus. Aber auch das muß nicht die ganze Wahrheit sein. So verlockend ist das Kaufmannsda-sein schließlich nicht, daß man sich eine Abkehr von ihm nicht auch aus anderen Gründen als nur aus Bequemlichkeit vorstellen könnte. Auch Thomas Mann hat mit dem Gedanken eines sozialen Abstieges gegenüber seinen Vorfahren schließlich nur kokettiert. Das ‚Gesetz‘ derartiger Abläufe, wenn es denn eines gibt, ist also schwerlich schon gefunden, und man tut gut daran, sich ohne Vorurteil solchen Erscheinungen zu nähern. Was die Orientierung an den Namenslinien angeht, müssen allerdings auch wir sie beibehalten. Es ist dies einfach das Prinzip, nach dem sich die Menschen jener Zeit selbst sozial eingeordnet haben. Die weiblichen Linien werden wir hier aber schon deshalb nicht aus den Augen verlieren, weil Magda, Bertha und Percy über sie nur verwandt sind, d.h. unsere drei Familien so nur zusammenhängen.

## Die Familie Rösing

Die längste Bremer Tradition haben in unserem Falle die Rösings, Percys Namensvorfahren also, und einer von ihnen, der 1769 geborene Hermann Rösing, ist auch gewissermaßen als der Stammvater unserer drei Linien im 19. Jahrhundert anzusprechen. Er ist zugleich der gemeinsame Urgroßvater von Magda, Bertha und Percy, einer von jeweils vieren, um dies deutlich zu sagen, während eine gemeinsame Urgroßmutter nur noch Percy und Bertha haben. Über diesen Hermann Rösing bzw. zwei seiner Töchter sind die damals von auswärts gekommenen Familien Melchers und Schellhass in Bremen erst heimisch geworden, und er hat sich auch persönlich um ihr Fortkommen verdient gemacht. Die Rösings selbst indessen waren so etwas wie niedersächsisches Urgestein. Ihr Name geht auf den frühen hannoverschen Siedlungsnamen *Rössing* zurück, in dem wiederum ein *Roß*, also die hier seit alters beheimatete Pferdezucht steckt. In Bremen seit dem 16. Jahrhundert ansässig, waren sie hier allerdings immer schon Gewerbetreibende, Kaufleute zumeist, und die Überlieferung schreibt ihnen die Kulturtat zu, die Bremer zu Beginn des 18. Jahrhunderts als erste aus England mit Blumenkohlsetzlingen versorgt und dadurch dieses Gemüse hier verbreitet zu haben. Im späteren 18. Jahrhundert produzierten sie dann hauptsächlich Rasch, einen einfachen Kleiderstoff, der so massenhaft hergestellt wurde, daß seine Weber eine eigene Zunft bildeten.

Auch Hermann Rösing nun begann als *Raschmacher*, beschritt dann aber, nachdem er zusätzlich zur Raschfabrik seines Vaters auch noch die eines Onkels geerbt hatte (mehr als Werkstätten werden dies freilich nicht gewesen sein) überraschend einen anderen Weg. *Geld-, Wechsel- und Assekuranzmakler* lautet seit 1799 seine Berufsbezeichnung, und zweifellos gelang dem Dreißigjährigen damit ein großer Schritt nach vorn. Denn diese *Mäkler* (es gab sie auch für den Korn- und Weinhandel sowie für Schiffstransporte) hatten die amtliche Aufgabe, in den von ihnen betreuten Geschäftsbereichen zwischen Anbietern und Kunden loyal zu vermitteln. Das war besonders für den traditionell unehrenwerten und deshalb verdeckt betriebenen Geldhandel wichtig, der mit der Ausdehnung der Geschäfte immer unentbehrlicher wurde. Das Amt stand deshalb auch nicht jedem offen, sondern man mußte durch den Senat förmlich dafür bestellt werden.

Wenn es allerdings heißt, es sei besonders auf Erfahrung und Vertrauenswürdigkeit angekommen, ist dies nur die halbe Wahrheit. Man

bezahlte auch, und der relativ junge Hermann Rösing soll der Familienfama zufolge nur zum Zuge gekommen sein, weil er tausend Louisdor (in solchen Fällen immer tausend) für seine Nominierung auf den Tisch legen konnte. Diese oder jede andere Summe war aber gut angelegt. In den nachfolgenden Jahrzehnten stieg der vormalige Raschmacher zu einem der einflußreichsten Finanzmakler der Hansestadt auf und war bei allen guten Geschäften mit von der Partie. So war er, als er sich mit 70 Jahren zur Ruhe setzte, nicht nur ein allgemein geachteter, sondern auch ein ziemlich vermögender Mann, dem dann selbst seine Enkel noch einiges zu danken hatten. Gelebt allerdings hat er noch bescheiden. In erster Ehe verheiratet mit einer Schlachterstochter (die zweite, nach ihrem Tod geschlossene Ehe währte nur kurz) bewohnte er bis zu seinem Ruhestand immer dasselbe enge Haus in der Langenstraße, zu dem als einziger Luxus eine Sommervilla in Oberneuland und die Unterhaltung einer Equipage kam.

Mit seinen Nachkommen allerdings hatte er kein Glück. Keiner seiner drei Söhne – von den Töchtern später – konnte seinen Weg fortsetzen. Der mittlere starb früh, der jüngste ging als Landwirt nach Westpreußen, der älteste aber und Percys Großvater wurde ihm zu einer Quelle lebenslangen Verdrusses. Der Ärger mit diesem 1793 geborenen Johannes Rösing begann bereits damit, daß er nicht Kaufmann werden, sondern studieren wollte und sich deshalb der ihm auferlegten Handelslehre nur äußerst widerwillig unterzog. Er war so oft krank – auf diese Weise konnte er wenigstens lesen –, daß er noch mit zwanzig nicht auf eigenen Füßen stand. Erst der Krieg gegen Napoleon, der damals losbrach, erlöste ihn aus diesem Bann. Er meldete sich als Freiwilliger und war dann bis zur Schlacht von Waterloo immer vorn mit dabei. Danach faßte er auch beruflich Tritt. Nach einer Geschäfts- und Erfahrungsreise nach Amerika und Cuba im Jahre 1816 (bei der übrigens schon die Überfahrt nach New York schlimme 70 Tage dauerte) begründete er in der Tradition seiner Vorfahren in Bremen einen Tuch- und Leinenhandel, heiratete auch (ebenfalls Leinenhandel, und zugleich die Jungfer, die ihm als heimkehrendem Befreiungskrieger beim öffentlichen Empfang den Kranz aufgesetzt hatte) und schien mit bald drei Kindern dann doch noch auf dem Weg, ein normaler Bürger und Kaufmann zu werden.

Sein Interesse an politischen Fragen allerdings war geweckt, und als nach dem demokratischen Lufthauch der Befreiungskriege die alte patriarchalische Ordnung bald wieder eingekehrt war, wurde er unru-



hig und begann sich einzumischen. Er ließ sich in den Bürgerkonvent wählen, ein dem Senat beigeordnetes Gremium, das sich der Alltagsorgen der Bürger annehmen sollte. In seinem Auftrag inspizierte er Krankenhäuser, Gefängnisse, Schulen und setzte sich überall für Verbesserungen ein. Dabei legte er sich auch mit der Kirche an, indem er die Geistlichen von den Krankenbetten verbannt sehen wollte, wo sie den Ärzten mit ihren Gebetsabhaltungen beständig im Wege waren. Vor allem aber forderte er für Bremen eine Verfassung, wie sie damals überall in Deutschland auf den Fahnen der demokratischen Bewegung stand. So war er den Senatoren bald ein Dorn im Auge, und als er sich 1832 wieder einmal zur Verfassungsfrage äußern wollte, im *Bürgerfreund*, schritt man ein und ließ seinen Artikel verbieten. Das führte zum Eklat. Johannes Rösing schrieb einen so geharnischten Protestbrief, daß man ihn wegen ‚unehrerbietiger Beschwerde‘ umgehend zu sechs Wochen Gefängnis verurteilte, und mit der Gedeihlichkeit seines Verhältnisses zur Bremer Obrigkeit war es für immer vorbei.

Denn da man ihn nunmehr erst recht nicht zu Wort kommen ließ, riskierte er weitere Unehrerbietigkeiten, für welche man ihn wiederum bestrafte, und so fort. Als er es 1835 wagte, seine Ansichten zur Verfassungsfrage ersatzweise in einer Leipziger Zeitung zum Abdruck zu bringen, schloß man ihn auch vom Bürgerkonvent aus und verbannte ihn so endgültig auf die Straße. Bei der Bremer Bevölkerung machte ihn dies natürlich um so populärer, nur nützte ihm dies nichts, da er seine Geschäfte weiterhin mit dem Kaufmannsstand machen mußte. Bei diesem aber empfahl es ihn durchaus nicht, daß man ihn als einen Vertreter der ‚Sache des Volkes‘ ansah. Seine wirtschaftliche Lage war denn auch alles andere als rosig. Immer wieder mußte sein Vater ihm finanziell unter die Arme greifen. Nur familiär nahm sein Leben damals noch einmal eine erfreulichere Wendung. Nach dem Tod seiner ersten Frau (auch von ihren drei Kindern hatten zwei nicht überlebt) heiratete er 1832 erneut und bekam auch aus dieser Ehe drei Kinder, Söhne, die alle vielversprechend heranwuchsen.

Zu einem weiteren Eklat kam es, als 1840 in Bremen ein Kontingent Soldaten für das Heer des Deutschen Bundes ausgehoben werden sollte und Johannes Rösing in Verdacht geriet, dagegen eine Revolte angezettelt zu haben. Er wurde erneut vor Gericht gestellt und wegen ‚Beförderung tumultuarischer Auftritte‘ zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Angesichts des Ausgangsvorwurfes kam das freilich fast einer Entschuldigung gleich, und so hatte man auch nichts dagegen,

daß er nach der förmlichen Anfechtung des Urteils Bremen verlassen und mit seiner Familie nach Paris übersiedeln wollte. Das feierliche Geleit, das ihm Bremer Bürger bei der Abreise bis zur Stadtgrenze gaben, wird die Obrigkeit im Gegenteil in ihrer Auffassung bestärkt haben, daß man froh sein sollte, ihn los zu sein.

Als man ihm das bestätigte Urteil – zwei Monate Gefängnis gegen ersatzweise 200 Thaler Geldstrafe – nach Paris nachsandte, war er freilich unversehens wieder da. In einer dreitägigen Postkutschen-Staffette war er direkt bis vor das Polizeipräsidium gejagt, um sich zum Haftantritt zur Stelle zu melden. Ergrimmt rechnete man ihm vor, daß ihn diese Reise teurer gekommen sei als die ganze Strafe, für die überdies sein Vater das Geld bereits hinterlegt hatte – es half doch nichts, man mußte ihn einsperren. Die Bremer Bevölkerung reagierte mit Hohn und Empörung, und wenn auch unmittelbar daraus nichts folgte, war dies doch einer der Anstoßsteine, aus denen ein paar Jahre später die Barrikaden gebaut wurden und um deren willen es auch in Bremen zur Revolution kam. Seine Justizerfahrungen aber faßte Johannes Rösing 1844 in der Kampfschrift zusammen: *Das Criminalgericht in Bremen vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung*.

Nach seiner Rückübersiedlung aus Paris, wo er sich auf die Dauer doch nicht wohlgeföhlt hatte, versuchte er sich noch einmal an einem *Wechsel- und Kommissionsgeschäft*, zu dem sich auch sein Leinenhandel schon hinentwickelt hatte. Sein Kapital war dafür jedoch von Anfang an zu gering, so daß er immer wieder selbst in Schwierigkeiten kam, wenn Kunden ihn versetzten. Auch das ehrenvolle Angebot von Bremer Demokraten, sie in der Frankfurter Paulskirche zu vertreten, konnte er deshalb nicht annehmen. Seine Hoffnung, vielleicht über den Nachlaß des Vaters noch zu etwas zu kommen, erfüllte sich dann ebenfalls nicht. Wie diesem nicht zu verdenken, hatte er nicht ihn, sondern gleich seine Enkel zu seinen Erben bestimmt, so daß er bei dessen Tod auch sein zweites Geschäft liquidieren mußte. Danach widerfuhr ihm aber immerhin noch die Genugtuung, in die Bremer Bürgerschaft gewählt zu werden, so daß er sich wenigstens politisch in seiner Vaterstadt rehabilitiert sah.

Viel daheim war er in diesen letzten Jahren allerdings nicht. Seine Frau war schwermütig und nur aufzuheitern, wenn er mit ihr – damals schon per Eisenbahn – auf Reisen ging. Sobald dann der Zug aus dem Bahnhof rollte – selbst Dritter Klasse war ihr genug, Hauptsache,

man fuhr –, lebte sie wieder auf und die Welt kam ihr wieder in Ordnung. Wahrscheinlich konnte sie also nur die Demütigungen nicht verwinden, die ihr an seiner Seite in Bremen zugefügt worden waren. Als Johannes Rösing 1862 starb, wurde er aber unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Doventorskirchhof zu Grabe getragen.

Das also war Percys Großvater, und man versteht nun wohl besser, warum alle seine Söhne Bremen verließen und anderswo ihr Glück zu machen suchten. Hermann aus der ersten Ehe ging schon in jungen Jahren zu einer Kaffeeirma nach Rio de Janeiro, wo er beinahe zwei Jahrzehnte blieb. Johannes, der Älteste aus der zweiten Ehe, studierte Jura, folgte also insoweit dem Vater nach, und ging 1861 als Attaché an die Bremische Gesandtschaft nach Washington. Die politische Karriere, die er von dort aus machte – erst Generalkonsul des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reiches in New York, ab 1874 Vortragender Rat bei Bismarck im Reichskanzleramt und später im Innenministerium –, zeigt die Fähigkeiten an, die in dieser Linie lagen, beruhte aber auch auf der Möglichkeit zu einem gewissen Kapitaleinsatz, zu der ihn das Erbe seines Makler-Großvaters instand gesetzt hatte. Der jüngste der Söhne schließlich wurde ‚Agronom‘ in Westpreußen, wo er allerdings früh starb, und Ferdinand, Percys Vater, ging mit kaum neunzehn Jahren als Kaufmann nach London.

Sein Weg dort zeugt dann von nicht weniger Intelligenz und Tüchtigkeit als die Karriere seines Bruders. 1861 etablierten er und der aus Rio zurückgekehrte Hermann sich hier als ‚Merchant Bankers‘, d.h. sie gründeten – auch wieder mit dem Erbe des Großvaters – ein Finanzierungsunternehmen für Im- und Exporte aller Art, wobei der Kaffeimport den Schwerpunkt bildete. Das war kühn, wirklich der sprichwörtliche Sprung in die Höhle des Löwen. Denn Geschäfte dieser Art gab es in der Welthandelsmetropole London zuhauf, nicht gezählt diejenigen, die schon Konkurs gemacht hatten. Doch die *Rösing Brothers* hielten sich und kamen auf. Hermann brachte seine langjährigen Südamerika-Erfahrungen ein, Ferdinand eine zehnjährige Kaufmannspraxis vor Ort, und so war das Brüderpaar auch für die skeptischen Bremer bald ein gesuchter Anlaufpunkt. Hermann Melchers, Magdas Onkel und direkter Vetter der Rösings, war von 1862 bis 1864 hier Kommis, einige Jahre später sein Bruder Karl Eduard Teilhaber (deshalb auch das Wohlwollen beider für Percy), und auch Adolph Segnitz, der nachmalige Alleininhaber, faßte ja hier Fuß. Ebenso haben

aber natürlich die Rösings von den Bremer Verbindungen ihren Nutzen gehabt.

Im Januar 1865 heiratete Ferdinand, dreißig Jahre alt, die 21jährige Kölnerin Cornelia Bossier. Sie war die Tochter eines preußischen Appellationsgerichtsrates, die er im Jahr zuvor auf der Hochzeit seines Bruders, des Juristen, kennengelernt hatte, der ebenfalls eine solche Gerichtsrats-tochter zur Frau genommen hatte. Daß sie ihrem Mann nach England folgen mußte, hat ihr offenbar nichts ausgemacht. Nicht nur lebte in London eine ganze Anzahl deutscher Kaufleute – wir kommen im nächsten Kapitel darauf zurück –, sondern ihr waren solche Verhältnisse auch aus der eigenen Familie vertraut. Das Hochzeitspaar ‚Plessis‘, von dessen Besuch in Bremen Magda im Juni 1894 berichtet (ihm zu Ehren findet der Tanzabend im Hotel Hillmann statt), gehörte einem nach Amerika ausgewanderten Bossier-Zweig an, der mit den Kölnern in enger Verbindung stand. Später siedelte dann auch ihr Bruder Hermann nach England über und übernahm als Teilhaber der *Rösing Brothers* eine Filiale der Firma in Manchester.

Ferdinand Rösing war offenbar von Anfang an gewillt, in England auf Dauer Fuß zu fassen. Schon bei seiner Heirat ist er ‚naturalisierter britischer Untertan‘, hatte sich also zum frühestmöglichen Zeitpunkt, nach zehn Jahren Aufenthalt, dort einbürgern lassen. Von der Geburt des ersten Kindes an werden dann alle Familienereignisse nach englischem Brauch in der *TIMES* angezeigt und, wie aus Magdas Briefen zu erfahren, die Kinder auch strikt britisch erzogen. Das stärkste Indiz für den Bruch mit dem Bremer Herkommen ist aber, daß Ferdinand, als seine Mutter 1866 bei einem Besuch in London stirbt, diese nicht nach Bremen überführen und an der Seite ihres Mannes beisetzen läßt, sondern eine Familiengrabstätte auf dem Ladywell Cemetery erwirbt und sie hier beerdigt. Sein Halbbruder Hermann hingegen ist immer noch einmal in die Vaterstadt zurückgekehrt, stirbt dort auch 1867 und wird dort begraben. Ihre Fortsetzung findet diese Anglisierungstendenz dann in der Familie seiner Tochter Helene, ohne daß ihr allerdings, wie wir gesehen haben, auf der ganzen Linie Erfolg beschieden war.

Insofern muß es für ihn nun allerdings ziemlich bitter gewesen sein, sehen oder ahnen zu müssen, daß seine Söhne für sein erfolgreiches Unternehmen nicht die rechten Nachfolger waren. Warum ihm dies, zumal bei den Älteren, die bei seinem Tod immerhin schon über

zwanzig waren, bereits nicht mehr zweifelhaft war, kann man nur mutmaßen. War es eine mehr literarische Orientierung, wie sie sich dann an Ferdis Reiseschriftstellerei zeigt, oder eine mehr musische, wie wir sie bei Percy und Arthur sehen? Neigungen dieser Art jedenfalls waren auch ihm selbst nicht fremd. Wie aus seinem Testament hervorgeht, sammelte er Gemälde und Stiche, besonders von Kaulbach, und auch in Konzerte ging er gern. Aber auch, was die Firma angeht, scheint er sich nur so lange für sie engagiert zu haben, wie sie im Aufbau war, während er später das Feld eher den Teilhabern überließ. Vielleicht genügte also auch ihm das Kaufmannsdasein eigentlich schon nicht mehr und hatte ihn nur gereizt, weil es in England mit einer so großen Herausforderung verbunden war.

Darüber hinaus war man in dieser Familie aber auch nicht am gesündesten, abzulesen an der durchgängig frühen Sterblichkeit. Ferdinand selbst stirbt mit 52 Jahren an einem Nierenleiden, seine Frau mit 42 Jahren an Gehirnhautentzündung, und beide übernehmen die geringe Lebenserwartung offenbar schon von ihren Vorfahren. Fünf der sieben Geschwister seines Vaters kommen ebenfalls über ein mittleres Alter nicht hinaus, desgleichen vier seiner fünf eigenen Geschwister, und von den Geschwistern seiner Frau sterben alle drei so relativ jung wie sie. So wundert es nicht, daß auch die Kinder dieses Paares nicht alt werden. Bis auf Ferdi, der 63 wird, sterben sie alle schon um das vierzigste Lebensjahr. Könnten sich da gewisse konstitutionelle Schwächen nicht auch schon früher bemerkbar gemacht haben? Daß Percy mit seiner Sportlichkeit sogar besonders gesund wirkt und seinem Leben freiwillig ein Ende setzte, muß dazu kein Widerspruch sein. Wenn er wirklich, wie der Totenschein besagt, mit fortschreitendem Alter an Epilepsie litt, so deutet dies – auch angesichts der Meningitis seiner Mutter – stark auf eine Erbanlage hin, und in so belasteten Familien sind auch andere neurophysische Störungen nicht selten. So mag also wirklich eine Art buddenbrookscher Lebensschwäche in dieser Familie vorgelegen haben, eine Verbindung von Nervosität und Begabung, an der früh abzulesen war, daß eine Übernahme der Firma durch die Söhne nicht in Betracht kam.

Zugleich war aber auch der frühe Tod der Eltern für diese ein Handicap. Denn da sie in England noch nicht fest verankert waren, fehlte es ihnen von diesem Moment an hier an jedem gesellschaftlichen Rückhalt. Die Londoner Melchers-Familie, bei der Percy dann Anschluß fand, kam dafür wegen eigener Schwierigkeiten erst mit der

Zeit infrage, und der Bossier-Onkel aus Manchester konnte sich selbst dort so wenig einleben, daß er mit seiner Familie um die Jahrhundertwende zurück nach Deutschland ging. Der verwandtschaftliche Abstand zu den Bremern hingegen war bereits zu groß, als daß diese sich für sie noch hätten verantwortlich fühlen können. So standen die Jungen also im Prinzip allein da, und man geht wohl nicht fehl, wenn man hierin auch für Magda, so wenig sie davon spricht, ein ernstes Hindernis sieht. Der ihr als Frau zugewiesene soziale Raum war nun einmal die Familie, und daß Percy keine hatte, belastete sie vermutlich mehr als ihn selbst. Auch von Percys Brüdern werden ja Sorgen mit ihren ‚Frauen‘ notiert, und im Prinzip gibt es diesen Orientierungsunterschied zwischen den Geschlechtern ja sogar noch heute. Es war also nicht die gesundheitliche Schwäche allein, die den zunächst so kräftig austreibenden Londoner Rösing-Sproß dann mehr oder weniger verkümmern ließ, es war auch die Ungunst der Umstände. Auch das ihnen so verhältnismäßig früh zufallende elterliche Erbe, das sie zu einem familienorientierten Verhalten nicht mehr verpflichtete, wird man hierzu rechnen müssen.

Indessen wäre es ohnehin nicht dieser Kaufmannsproß gewesen, von dem man gesagt hätte, daß er die Lebenslinie des Demokraten Johannes Rösing fortsetzte, sondern der Sproß des anderen Sohnes, des Juristen, und wirklich treibt über ihn der schon fast abgestorbene Familienstammbaum wieder neu und kräftig aus. Die Gerichtsrats-tochter, die er 1864 heiratete, die aus einem gesunden münsterländischen Geschlecht stammende Clara von Ammon, brachte acht Kinder zur Welt, und ihnen allen – vier Söhnen, vier Töchtern – war ein langes Leben beschieden. Aus ihren Ehen gingen an die zwanzig familiengründende Enkel hervor, und diesen folgte eine noch wiederum größere Nachkommenschaft in der nächsten Generation. Und nicht wenige von ihnen haben es weit gebracht. Der älteste Sohn, wieder ein Johannes, machte sich als langjähriger Syndikus der Bremer Handelskammer einen Namen. Der zweite war jener Marineoffizier und spätere Konteradmiral Bernhard Rösing, den Magda kurzzeitig zu heiraten gedenkt, und einer seiner Söhne wiederum, Hans-Rudolf Rösing, machte sich im Zweiten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant und zuletzt Einsatzleiter aller im Atlantik operierenden U-Flottillen einen Namen. Auch der dritte der Söhne des bismarckischen Beamten wurde ein hoher Militär, wohingegen der jüngste in Bremen in den Kaffeehandel einstieg. Mehr in die akademische Richtung führten, soweit sie hei-



rateten, die Ehen der Töchter (drei von ihnen lernt Magda im Januar 1894 in Berlin kennen), und auch sie hatten Kinder und Enkel, in denen sich das Erbe des Demokraten Johannes Rösing fortsetzte.

So zeigt uns diese Familiengeschichte den Weg eines alten hanseatischen Kaufmannsgeschlechtes in die Justiz, das Militär und die Verwaltung, so wie ihn andere in die Wissenschaft oder in die Technik gegangen sind und manche, aber eher wenige, auch in die Kunst. Der buddenbrooksche Verfall und Abstieg aber, wenn er denn diesem Geschlecht einmal gedroht hat, blieb auf den Londoner Zweig – und auch nur die männliche Nachkommenschaft – beschränkt. Und wer weiß, wie dieser Zweig sich entwickelt hätte, wenn Magda zu Percy ja gesagt hätte, so daß auch hier vielleicht ein Wort genügt hätte, den Stammbaum anders aussehen zu lassen.

### *Die Familie Melchers*

Der Finanzmakler Hermann Rösing, der nach dem Tod seiner ersten Frau mit 46 Jahren noch einmal geheiratet hatte, konnte sich auch aus dieser zweiten Ehe noch eines Kindes erfreuen, einer Tochter, die später die Brücke zu den Melchers' schlug. Als sie zwanzig war, hielt der Juniorchef von *Melchers & Co.* um sie an, und aus dieser Ehe ging als ältester Sohn Carl Theodor, Magdas Vater, hervor. Magda selbst hat von dieser Großmutter, Hermine Magdalene geheißen, ihren Namen erhalten, und sie hat sie auch gut gekannt. Für Hermann Rösing war ihre Geburt freilich eher ein schmerzliches Ereignis. Seine Frau, mit 33 Jahren für ein erstes Kind nicht mehr die Jüngste, starb zehn Tage nach der Entbindung an Kindbettfieber, und so war er nach kurzen zwei Ehejahren wieder allein. Auf das Leben des Kindes hat dies jedoch keinen Schatten geworfen, es ist ihm immer gut gegangen.

Die Melchers' (ihr Name geht auf den biblischen Namen Melchior zurück) waren noch nicht lange Bremer. Das Geschlecht stammte aus der Pfalz und war während des 30jährigen Krieges, als dort der Katholizismus mit Brachialgewalt wieder eingeführt werden sollte, nach Oldenburg ausgewandert. Erst 1796 war der erste Melchers nach Bremen gekommen, als Kaufmannslehrling, hatte hier zehn Jahre später mit einem Compagnon einen regionalen Handel für ‚Kolonialwaren‘ begründet und führte diese Firma von 1814 an unter seinem Namen allein. Während man zum Einkaufen zunächst nur allenfalls bis nach

Holland oder England fuhr, waren die Segelschiffe von *Melchers & Co.* in den 30er Jahren schon auf dem Atlantik unterwegs, hauptsächlich nach Cuba, von wo man Tabak und Zucker, Tropenhölzer und Palmprodukte heranschaffte, während man umgekehrt Werkzeuge und Leinen, aber auch Sprit und Genever nach dort verbrachte. An Helfern – auch in Übersee – mangelte es dem Firmengründer nicht. Er hatte zwölf Kinder, von denen nicht weniger als sieben ebenfalls kaufmännisch tätig wurden oder Kaufleute heirateten, so daß er über ein breites Geflecht von Familien- und Firmenbeziehungen verfügte, über das er seine Geschäfte ausweiten konnte.

Carl Melchers, sein ältester Sohn, war bereits in Amerika und Cuba gewesen, als er 1837, im Alter von 25 Jahren, in die väterliche Firma eintrat. Ein Jahr später nahm er die Rösing-Tochter zur Frau, wobei er wohl auch an ihren Vater gedacht haben wird, der ihm mit seinem Geldverstand und seinem Einfluß eine wichtige Hilfe sein konnte. Umgekehrt mußte aber auch diesem ein solcher Schwiegersohn eine wahre Labsal sein angesichts der Probleme, die er mit seinem eigenen Fleisch und Blut hatte. Bald nach der Hochzeit konnte das Paar mit seiner Hilfe ein Haus an der Contrescarpe erwerben, also am Wallgraben oder auf dem Glacis, wie man anderswo sagt, wohin ihm dann bald auch weitere Familienmitglieder folgten. 1842 baute sich Hermann Rösing selbst hier ein Haus, danach zog neben ihm eine Enkelin mit Mann ein, das Ehepaar Segnitz, so daß hier auch jener Adolph Segnitz aufwuchs, der Percys Schwester heiratete, und später folgte noch Carl Theodor Melchers, Magdas Vater. Das allerdings erlebte der alte Rösing nicht mehr, sondern sein Haus bewohnte bereits sein Enkel Hermann Schellhass mit Familie, so daß es das Elternhaus von Magdas Kusine Bertha war.

Unter Carl Melchers dehnten sich die Geschäfte von *Melchers & Co.* – er hatte immer Teilhaber – dynamisch aus. Vor allem Tabak wurde zunehmend mehr verlangt, und so holte man ihn nicht mehr nur aus Cuba und Mittelamerika, sondern auch aus Afrika und Brasilien, daneben von überall her aber auch alle anderen Produkte, die die heimische Kundschaft aus Überseeländern schätzte. Die eigene Flotte, die zeitweilig auf dreißig Schiffe angewachsen war, wurde zu dieser Zeit aber schon wieder verkleinert und allmählich ganz abgeschafft. Die aufkommende Dampfschiffahrt machte Frachtraum überall so zuverlässig verfügbar, daß es angesichts der Vielzahl der Einkaufs-

plätze rentabler war, ihn zu chartern, als beim Einkauf auf die Routen der Schiffe achten zu müssen. Carl Melchers beteiligte sich deshalb 1857 auch an der Gründung des Norddeutschen Lloyd, der solche regelmäßigen Schiffsverbindungen systematisch aufbaute. Das Geschäftsprinzip war im übrigen einfach: billig einkaufen, teuer verkaufen und die Verluste, die wegen der im voraus auszuhandelnden Preise nie ganz auszuschließen waren, durch besonnene Kalkulation so gering wie möglich zu halten. Die Erfahrung, die man in dieser Hinsicht je länger je mehr der Konkurrenz voraus hatte, war somit die eigentliche Basis des ganzen Geschäfts.

Mit steigendem Erfolg führte der mit dem Tod seines Vaters zum Hauptinhaber aufgestiegene Juniorchef zunehmend auch ein herrschaftliches Leben. Sein Haus Contrescarpe 112, 1867 als komfortable Villa neu errichtet, wurde zum regelmäßigen Treffpunkt der gehobenen Bremer Gesellschaft. An ‚Kultur‘ muß man dabei allerdings nicht denken. Hauptsächlich wurde nur stark gegessen und getrunken – Wohlstand und Völlerei waren ja weitgehend noch dasselbe. Sonntags nahm die Familie in der Ansgarii-Kirche im eigenen viersitzigen Kirchenstuhl Platz, und im Stadttheater am Wall hatte man Saison für Saison seine Loge. Aber auch sein Äußeres ließ sich Carl Melchers, wenn auch nicht ganz freiwillig, etwas kosten. Er war in jungen Jahren bei dem Versuch, seinen brandroten Schopf mit einem Wundermittel schwarz zu färben, in Amerika vollständig kahl geworden und trug seither Perücken. Damit nun aber der Eindruck auch echt war, ließ er sich nicht nur regelmäßig neue anfertigen, sondern bestellte jede Variante auch noch in drei Längen, um so auch noch Wachstum und Schnitt vortäuschen zu können. Die Wahrheit soll sich auch wirklich erst spät herumgesprochen haben.

Trotz seines herrschaftlichen Lebens hat sich Carl Melchers um die Firma aber noch selbst gekümmert – ein Einsatz, den man seinem ältesten Sohn und Nachfolger Carl Theodor, Magdas Vater, kaum mehr nachsagen kann. Der Eindruck ihrer Briefe, daß er beruflich ungebunden war, trifft in der Tat zu. Nicht nur schied er 1894, mit 55 Jahren, bei *Melchers & Co.* aus und trat in den Ruhestand, er war auch vorher dort stets nur ein ‚ornamental partner‘ gewesen, wie man das nannte, spielte also im Unterschied zu den ‚working partners‘ nur eine untergeordnete Rolle. Magdas Bruder Gustav verdächtigte ihn sogar, in seinem vornehmen Privatkontor hauptsächlich Patienten zu legen. Bei seinem Eintritt in die Firma lief dort aber auch schon alles so gut,

daß er mit irgendwelchen Aktivitäten nur Schaden anzurichten befürchten mußte, und so überließ er die Hauptentscheidungen lieber weiterhin seinem Vater oder den entsprechend zum Zuge kommenden Mitinhabern. Je länger er dies aber tat, desto unumkehrbarer entwickelte sich das Geschäft an ihm vorbei.

Da allerdings der Schein gewahrt werden mußte, trug er eine angestregte Würde zur Schau und befließigte sich in allem größter Korrektheit. Ganz wie es Thomas Mann für Thomas Buddenbrook schildert, erschien er stets sorgfältigst gekleidet und pünktlich auf die Minute im Kontor, erteilte knappe, herrische Befehle und nahm die geringsten Anzeichen von Nachlässigkeit – einen überfrankierten Brief, ein eingetrocknetes Fläschchen Tinte – zum Anlaß ellenlanger Strafpredigten. Selbst der auf Thomas Buddenbrook gemachte Witz, daß er an der Börse ‚nur noch dekorativ‘ wirke, traf offenbar auf ihn zu, ging er doch täglich zur selben Stunde akkurat mit Zylinder bedeckt dorthin, obwohl es für ihn, wie Magdas Bruder schreibt, aus Mangel an Courage eigentlich nichts zu entscheiden gab. Es ist also kein Zufall, daß das Bild seiner Brüder, das von Onkel Hermann und auch das des Onkels in London, in Magdas Briefen so viel lebendiger ausfällt. Sie hatten auch etwas Eigenes erreicht und vorzuweisen und es nicht nötig, eine solche Fassade der Untadeligkeit vor sich aufzurichten. Nur bei *einer* Gelegenheit zeigte sich der ornamentale Nebenchef von einer unvermutet lockeren Seite. Er war in seiner Jugend ein begeisterter Schlittschuhläufer gewesen und konnte, wenn der Wallgraben vor dem Haus frisch zugefroren war, diesem Anblick nicht widerstehen. Von seiner Frau ermutigt – ‚Das tu man, Charly, das ist dir gesund‘ – , arbeitete sich der große, hagere Mann dann mit Stock und wehendem Mantel so enthusiastisch über das Eis, daß alles erschreckt zur Seite stob, während man die ganze Contrescarpe hinauf tränenlachend hinter den Gardinen stand. Das wiederum hätten seine Brüder ihrem Ruf nicht anzutun gewagt.

Geheiratet hat Carl Theodor Melchers 1864 Luise Struve, eine Dresdenerin, die er vermutlich in einem Badeort kennengelernt hat. Sie kam aus jener Familie Struve, der in Dresden die berühmte Salomonis-Apotheke und die nicht weniger berühmte ‚Anstalt für Künstliche Mineralwässer‘ gehörte, die Friedrich Adolf Struve 1818 gegründet hatte. Das 19. Jahrhundert war ja die Zeit, in der jeder, der es sich leisten konnte, zu Trinkkuren in Heilbäder fuhr, und so hatte der Apotheker Struve nach jahrelangen Experimenten (an denen übrigens

sogar Goethe Anteil nahm) ein Verfahren entwickelt, mit dem sich mineralienhaltige Wässer auch künstlich herstellen ließen. Das wurde wirtschaftlich ein Riesenerfolg, so daß Anstalten, die nach dem struveschen Verfahren arbeiteten, bald auch in anderen deutschen Städten, ja sogar in England und Rußland entstanden. Theodor Fontane, der 1842 Gehilfe in Struves Apotheke wurde, betrachtete seine Anstellung bei dieser ‚Nummer eins in Deutschland, ja in der Welt‘ als das große Los. In dem Palais, das jener, der Vater Luise Struves, sich 1852 an der Prager Straße errichten ließ – ein architektonisches Kleinod, das bei Umgestaltung der Straße 1890 komplett abgetragen und an der Wiener Straße neu aufgebaut wurde –, gingen nicht nur Geschäftsleute aus aller Welt, sondern auch namhafte Wissenschaftler ein und aus. Die Struve-Tochter war also eine ausgezeichnete Partie, so daß Carl Theodor Melchers wenigstens in dieser Hinsicht seinen Brüdern etwas voraus hatte.

‚Lottchen‘ allerdings, wie sie genannt wurde, hat sich in Bremen nie wohl gefühlt. Als Sächsin war sie einfach etwas fixere Menschen gewöhnt, als sie sie hier vorfand, und da sie die Verwandtschaft dies auch fühlen ließ, war man entsprechend pikiert. So sprach sie ihren Mann gern von seinen Kontorpflichten frei und ging mit ihm auf Reisen. Im Sommer war sie für Monate mit ihm ‚im Bad‘, fuhr nach Italien, der Schweiz, Österreich, und gern besuchte sie auch ihre Eltern in Dresden, wo zumal die Kinder immer ihren Spaß hatten. Gustav Struve unterhielt auf seinem Grundstück eine Voliere mit allerlei exotischen Vögeln, besaß ein Terrarium mit Reptilien und hielt sich kurzzeitig sogar einen jungen Elefanten. (Carl Theodor Melchers, der es ihm gleich tun wollte, brachte sich 1879 aus Cuba einen Affen, einen Alligator und eine Riesenschildkröte mit, war aber weniger verständig. Er steckte die Tiere in den Keller, und sie gingen ein.) Struve unternahm mit den Enkelöhnen aber auch Fußtouren in die Sächsische Schweiz und tat überhaupt manches, was für einen Geschäftsmann seines Formats nicht typisch war. So färbte er einmal einen Teil seiner Hühner nebst Eiern rot, um austreuen zu können, es handle sich um eine neue Rasse. Im Jahre 1848 hatte er sich auch an der Revolution beteiligt und sich deshalb vorübergehend mit seiner Familie sogar nach Böhmen absetzen müssen.

Was Magda betrifft, so geht man sicherlich nicht fehl, wenn man in diesem Erbteil und Milieu mit einem Grund dafür sieht, daß sie trotz der strengen Verhältnisse in ihrem Elternhaus ein so freimütiges und

offenes Wesen annahm. In Dresden ging es lebhaft und unkompliziert zu, und es bleibt ihr dies ja auch in so guter Erinnerung, daß es selbst ihre Entscheidung für Gustav Pauli noch beeinflusst. Zu dieser Zeit waren die Großeltern freilich schon nicht mehr am Leben und ihre Nachkommen auch nicht mehr ganz so obenauf, wie es die Struves zwei Generationen hindurch gewesen waren. Da die Medizin inzwischen andere Wege ging, war mit dem Mineralwasser nicht mehr wie ehemals Geld zu verdienen, und der Großvater hatte sich um seinen Besitz auch so wenig gekümmert, daß er seinen Nachkommen längst nicht mehr das hinterließ, was er selbst einmal geerbt hatte.

In dieser Beziehung stand man in Bremen freilich anders da. Trotz seiner eher ornamentalen Rolle bezog Carl Theodor Melchers aus der Firmenkasse jährlich um die 100 000 Mark, also nach heutigem Wert gut das Zehnfache, und das war noch nicht alles, da Börsengewinne, Provisionen, Sonderausschüttungen usw. noch hinzukamen. Was das im Verhältnis zu anderen Einkommen bedeutete, mag noch einmal der Vergleich mit Gustav Pauli zeigen, der als Direktor der Bremer Kunsthalle auf kaum ein Zehntel dieser Summe kam, während im Vergleich zu ihm ein Facharbeiter nochmals zwei Drittel weniger, nämlich nur etwa 3000 Mark im Jahr verdiente. Das soll hier aber keine Anklage sein. Die Gewinne des Überseehandels beruhten ursprünglich nicht auf ‚Ausbeutung‘, sondern auf dem Wertunterschied, den die auf diese Weise bewegten Waren hier wie dort hatten. Was auf der einen Seite im Überfluß vorhanden und folglich billig war, konnte auf der anderen als Luxusgut wieder losgeschlagen werden. Die Differenz bezahlten die Wohlhabenden, denn lebensnotwendig waren jene Produkte – zumeist Genußmittel – ja nicht, und den Herkunftsländern wurde damit auch nichts Lebensnotwendiges entzogen. Erst als dieser Handel sich ausdehnte, ging er zu Lasten von Armen, d.h. vor allem der Armen in Übersee, die für den entsprechenden Nachschub zu sorgen hatten und von ihrer eigenen luxusbedürftigen Oberschicht erbarmungslos ausgebeutet wurden. Doch ließ gerade diese Entwicklung die Gewinne der Händler schrumpfen. Der Massenimport drückte den Preis, und das anfangs aufgrund eines Wissensvorsprunges enorm profitable Geschäft wurde eine ganz normale Renditesache.

Wie es um die Gewinne der frühen Jahre stand, zeigt aufschlußreich ein Kontrakt, den Carl Melchers 1873 mit seinen Söhnen schloß. Er verpflichtete sich darin, der Firma aus seinem Privatvermögen zweieinhalb Millionen Mark zur Verfügung zu stellen unter der Bedin-



gung, daß jene sich über ihr Fixum hinaus aus der Firmenkasse erst dann bedienen dürften, wenn sie selbst jeder zweieinhalb Millionen besäßen. Das hat dann aber nicht allzu lange gedauert. Carl Melchers hinterließ bei seinem Tod im Jahre 1888 sieben Millionen, und seine Söhne hatten in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg schon jeder neun Millionen, und dies selbstverständlich, ohne dabei auf irgend etwas Verzicht geleistet zu haben. Schon im Jahr nach jenem Kontrakt erwarb Carl Theodor Melchers an der Contrescarpe neben der Villa seiner Eltern zwei Häuser, von denen er eins zunächst noch vermietete, es 1890 aber mit dem anderen zusammenlegte und damit über ein Domizil von mehr als dreißig Zimmern verfügte. Magda hatte deshalb mit ihrem Kindermädchen in der obersten Etage auch praktisch eine eigene Wohnung.

In guter hanseatischer Tradition wurde aber auch viel Geld gestiftet: für den 1866 angelegten Bürgerpark, für die Ansgarii-Kirche, für die Kunsthalle, das Haus Seefahrt, das Übersee- und das Fockemuseum, für Wohltätigkeitsfonds usw., alles in allem Beträge, die sich bei den Melchers-Brüdern zusammen – mit dem größeren Anteil für Hermann – auf weit über eine Million addierten. In Vevey, wo sich Magdas Eltern wie schon zur Lesmona-Zeit auch später gern aufhielten, bezahlte Carl Theodor am Ufer des Genfer Sees – vor seinem Stammquartier, dem *Hotel du Lac* – den Ausbau eines ganzen Platzes, des *Rond-Point Melchers*, wie er dann hieß, bis man ihm im Zweiten Weltkrieg diesen Namen entzog und einen *Rond-Point Entre-Deux-Villes* aus ihm machte. Neuerdings erinnert aber wieder eine Marmortafel an den Stifter, und auch in Prospekten wird der alte Name wieder gebraucht. Ebenso sind in der Bremer Staatsbibliothek die von Hermann gestifteten *Papyri Melchers* noch ein Begriff, und auch in den Bremer Museen kann man seinen Namen noch lesen. Die im Bürgerpark zu findende *Melchers-Brücke* hingegen stiftete schon sein Vater, weshalb von den vier Relief-Köpfen rechts und links allgemein behauptet wurde, es handelte sich um ihn und seine drei Söhne.

Daß sich Hermann Melchers bei den Stiftungen so hervortat, ist kein Zufall. Nicht nur hatte er keine Familie, sondern er war auch bei den Gewinnen der bei weitem wichtigere Mann. Der Grund dafür war, daß er nach seiner Kommisszeit bei den *Rösing Brothers* 1866 in Hongkong ein Chinageschäft gegründet hatte, das den traditionellen Mittelamerika-Handel von *Melchers & Co.* bald überflügelte. China war als Handelsland lange Zeit nicht in Betracht gekommen, weil es seine

Hauptausfuhr Güter Seide und Tee nur gegen Silber abgab und europäische Waren nicht hereinließ. Die Engländer hatten diese einseitige Handelspolitik dadurch zu unterlaufen versucht, daß sie, als ihnen wegen ihres Teeverbrauchs das Silber ausging, in Indien erzeugtes Opium nach China einschmuggelten, es dort – wortwörtlich – versilberten und ihren Tee auf diese Weise bezahlten. Da Opium in der chinesischen Oberschicht gern geraucht wurde, funktionierte das auch, hatte mit der Zeit nur die häßliche Folge, daß immer mehr Chinesen süchtig wurden und die chinesische Regierung mit den Engländern nichts mehr zu tun haben wollte. Erst nach schweren äußeren und inneren Auseinandersetzungen begann sich das Land auch für einen normalen Warenaustausch zu öffnen. Das war die Stunde von Hermann Melchers. 1861 war ein erstes Handelsabkommen zwischen China und dem historisch unbelasteten Deutschland (Preußen und dem Zollverein) zustande gekommen, und wer wie er zu diesem Zeitpunkt zur Stelle war, dem eröffnete sich hier ein schier unbegrenzter Markt.

Von Hongkong aus, wo er acht Jahre blieb, begann er damals eine Kette von Zweigniederlassungen zu gründen, die sich zunächst die Küste hinauf nach Shanghai, Tschinkiang, Tsingtau bis in das nördliche Tientsin erstreckten, dann aber auch von Shanghai aus den Yangtsekiang aufwärts ins Landesinnere bis nach Hankow und Itschang. Hauptsächlich waren es Rohprodukte und Halbfertigwaren, die man einkaufte: Häute, Borsten, Wolle, Flechtwerk, aber auch Grundstoffe für Farben und Arzneien sowie Öle und Gewürze. Zur Aufbereitung wurden Lagerplätze und Fabriken errichtet, in Hankow sogar ein eigenes Elektrizitätswerk, und für den Transport zu den Überseehäfen schuf man regelmäßige Dampfverbindungen, die dann auch dem Allgemeinverkehr zugute kamen. Um die Jahrhundertwende hatte China-Melchers mehr als viertausend Angestellte, davon einhundert Europäer, und der ausgewiesene Reingewinn lag bei jährlich einer halben Million.

Was man auf dem Gegenweg den Chinesen brachte, waren eher kleine Dinge, diese jedoch in großen Mengen, Nähmaschinen z.B. oder – den Erfindern des Feuerwerks! – auch Streichhölzer. Was man ihnen allerdings gleichfalls brachte, war weiterhin Opium. Einen ‚bedeutenden Umfang‘ habe dieses Geschäft zeitweilig gehabt, vermeldet in aller Unschuld die Festschrift der Firma von 1906, und sich stets als ‚lohnend‘ erwiesen. Gewiß doch, zumal es weiterhin unerlaubt war.

Aber die Chinesen waren nun einmal abhängig geworden und blieben es noch lange – also warum diesen Deal allein den Engländern überlassen? Für die Silberbilanz war der Opiumverkauf nach 1871 übrigens nicht mehr erforderlich. Zwar überstieg die Warenausfuhr aus China auch bei *Melchers & Co.* den Wert der Einfuhren um ein Mehrfaches, so daß Zuzahlungen in Silber stets notwendig waren, doch Silber war nun nicht mehr knapp. Das Deutsche Reich und nach ihm ein europäisches Land nach dem anderen gaben damals die Silberwährung auf und gingen zur Golddeckung der ausgegebenen Billigmünzen und Scheine über, so daß große Mengen von Münzsilber in den Handel zurückflossen. Die in China tätigen Kaufleute hatten deshalb eher das Problem, daß ihr zur Bezahlung zurückgelegtes Silber laufend an Wert verlor.

So glänzend das Melcherssche Familienunternehmen bei seinem Doppeljubiläum im Jahre 1906 nach außen hin dastand – 100 Jahre bremische, 40 Jahre chinesische Tradition –, nach innen sah die Lage düster, ja eigentlich schon trostlos aus. Man hatte keinen Nachfolger, einzig durch den inzwischen 65jährigen Hermann Melchers war die Familie in der Firma noch vertreten. Eigentlich hätten zu dieser Zeit längst Magdas Brüder das Ruder übernommen haben müssen, doch beide waren auf peinliche Weise ausgefallen. Carl Alfred, der ältere, hatte früh abgeschrieben werden müssen, weil etwas mit seinem Verhalten nicht stimmte, und Gustav Adolf, von dessen Hochzeit Magda in ihren Briefen berichtet, hatte 1903 seine Frau, die Firma und Bremen auf Nimmerwiedersehen verlassen. Wie es dazu kam, wird im neunten Kapitel behandelt. Hier dazu nur so viel, daß es mit einem Verfall à la Buddenbrooks nichts zu tun hatte. Die Nachkommenschaft des Firmengründers belief sich um 1900 auf etwa vierzig Urenkel (eine normale Regeneration wäre bei acht erreicht gewesen), so daß von einer Aussterbetendenz nicht die Rede sein konnte. Nur war mit dieser weitläufigen Verwandtschaft die Nachfolgefrage nicht gelöst. Die Firmen gehörten nun einmal – von den Teilhabern abgesehen – Carl Theodor und Hermann Melchers, und da die Söhne des einen ausfielen und der andere Kinder nicht hatte, war guter Rat teuer. Die Hoffnungen konnten sich hier nur auf die nächste Generation richten, und wirklich wurde der 1901 geborene Sohn des ausgestiegenen Gustav Adolf, kaum daß er aus den Windeln heraus war, von Hermann Melchers testamentarisch zum Nachfolger bestimmt, ganz wie man es in den Fürstenhäusern machte.

Daß diese Nachfolge dann auch zustande kam, war allerdings fast ein Wunder. Denn als sich während des Ersten Weltkrieges die Aussichten für das Fortbestehen des Unternehmens mehr und mehr verdüsterten, entzog Hermann Melchers seinem Großneffen diesen Auftrag wieder, enterbte ihn also, und setzte allein seine beiden Teilhaber, die nicht der Familie angehörten, als Nachfolger ein. Offenbar traute er nur ihnen noch zu, die Firma über das Kriegsende hinweg am Leben zu erhalten, bzw. er fürchtete, der Vater des noch nicht geschäftsfähigen Großneffen würde als gesetzlicher Vertreter des Sohnes der Firma nur Kapital entziehen und sie damit erst recht in Schwierigkeiten bringen.

Und in der Tat schien nach dem Krieg – Hermann Melchers war im letzten Kriegsjahr verstorben – eine Weiterführung der Geschäfte kaum mehr möglich. Der gesamte deutsche Auslandsbesitz wurde von den Engländern und Franzosen enteignet – die Anlagen von *Melchers & Co.* in China hatten einen Schätzwert von immerhin 18 Millionen Goldmark –, und das heimische Vermögen verflüchtigte sich weitgehend in der Inflation. Magdas Vater, der dies noch miterleben mußte – die Mutter war 1921 gestorben –, nahm sich deshalb im März 1923, im Alter von 84 Jahren, das Leben. Er hatte sein Geld überwiegend in Bankwerten angelegt, so daß sich von seinen Vorkriegsmillionen nur wenige Prozent erhielten. Gewieftere Eigentümer hingegen wußten durch Aktienerwerb, Firmeneinlagen, Grundstückskäufe usw. die Hälfte oder gar zwei Drittel ihrer Vermögen über die Inflation hinwegzubringen. Die Häuser an der Contrescarpe waren demnach fast das einzige, was ihm blieb, und sie mußten nach seinem Tod verkauft werden. In Magdas Elternhaus zog eine Vertriebsgesellschaft für Gaskoks ein, und das Haus der Großeltern übernahm die Bremer Senatsverwaltung. Für Magda und Gustav Pauli reichte der Erlös dann aber wenigstens noch aus, sich das Haus in der Hamburger Hagedornstraße kaufen zu können.

Nach 1923 konnte sich das Ostasiengeschäft von *Melchers & Co.* – wenn auch nur dieser Geschäftszweig – dann aber doch rasch wieder erholen. Die Teilhaber, die ihre Verbindungen nicht hatten abreißen lassen, erhielten die von den Chinesen beschlagnahmte Niederlassung in Hankow zurück und bauten von dort aus das alte Handelsnetz neu auf. 1926 trat der als Erbe schon ausgeschiedene Carl Gerhard Melchers in die Firma ein, ging jung verheiratet (mit Clara Predöhl, einer Tochter jenes Hamburger Bürgermeisters, den wir im Zusammenhang

mit Liselotte Paulis Schulzeit im ‚Lyceum Predöhl‘ schon erwähnt haben) als Geschäftsführer nach Hongkong und hatte die Genugtuung, im Laufe des nächsten Jahrzehnts den Umsatz wieder auf einen Stand kommen zu sehen, der dem von 1914 entsprach. Da brach der Zweite Weltkrieg aus, und es ging ein weiteres Mal bergab und wieder alles zu Ende. Die chinesischen Niederlassungen wurden eingezogen, in Bremen stand auch nichts mehr, und der mit Frau und drei Kindern nach Deutschland zurückkehrende Familiennachfolger mußte froh sein, daß er und die Seinen wenigstens persönlich heil davongekommen waren.

Nichts jedoch ist unverwüstlicher als eine gewachsene Tradition. 1952 eröffnete das Bremer Stammhaus erneut eine Niederlassung in Hongkong, dann weitere in Malaysia, am Arabischen Golf und in Japan, und schließlich, 1979, faßte *Melchers & Co.* auch wieder in China Fuß. Denn auch die Volksrepublik wollte handeln – warum also nicht mit Leuten, auf die Verlaß gewesen war? Zwar sind die Waren, die heute aus Fernost herangebracht werden, nicht mehr dieselben wie ehemals – viel Technik und Elektronik ist darunter, auch Textilien und Schmuck, Perlen und Edelsteine –, aber sie kommen noch immer per Schiff in Bremen an oder kommen per Schiff nach Rotterdam oder Hamburg, und noch immer trägt ein Melchers die Firma mit, einer aus der nächsten Generation, so daß die zeitweilige Lücke in der Familiennachfolge schon vergessen ist. In seinen Kontorräumen aber, nur wenige Gehminuten von der Stelle entfernt, wo seine Vorfahren gesessen hatten, blickt von der Wand Carl Melchers auf die Besucher herunter, der Ur-Ur-Großvater mit der untadeligen Frisur, und hätte wohl noch nicht einmal Mühe zu folgen, wenn hier darüber gesprochen wird, daß diese oder jene Lieferung nach Hongkong morgen heraus müsse oder nächste Woche im Überseehafen etwas aus Shanghai oder Colombo zu erwarten sei. Der Vorzug der modernen gegenüber der alten Zeit, sagt bei Fontane einmal der alte Stechlin, liege darin, daß die Menschen heute nicht mehr durch ihre Geburt auf einen bestimmten Platz gestellt würden, sondern die Freiheit hätten, sich für jeden Weg und auch einen anderen als den ihrer Vorfahren zu entscheiden. Das ist gewißlich wahr, und niemand wird etwas anderes wünschen. Aber es muß an der Unruhe liegen, die das in unsere Verhältnisse hineingetragen hat: daß es dann doch auch wieder ganz schön ist, wenn wir inmitten des gewöhnlichen Wechsels und Wandels einmal auf ein solches Moment der Dauer treffen.

### *Die Familie Schellhass*

Es gibt noch eine dritte Familie, die – unauffälliger zwar, aber nicht weniger interessant – in den Lesmona-Kreis hineingehört, und das ist Berthas Elternhaus und Verwandtschaft, die Familie Schellhass. Auch in diesem Falle geht die Anbindung auf den Finanzmakler Hermann Rösing zurück, da die Frau, die er 1815 in zweiter Ehe heiratete und die dann bei der Geburt von Magdas Großmutter starb, eine geborene Schellhass war. Sie war die Tochter eines Eisenachers, der seit 1773 in Bremen eine *Tabacks- und Zuckerfabrik* betrieb. Was diesen Thüringer nach Bremen gezogen hat, liegt im Dunkeln. Er entstammte einer sächsisch-coburgischen Beamtenfamilie und war anscheinend der erste aus seiner Sippe, der Geschäftsmann wurde und die Heimatregion verließ. Zwei Jahre nach der Firmengründung heiratete er zunächst eine Bremerin, die jedoch früh starb, und danach eine Pfarrerstochter aus der Gegend von Eisenach, die dann die Mutter der Rösing-Gattin wurde. Die mitteldeutsche Herkunft dieser Familie zeigt übrigens auch ihr regionstypischer Name an, in dem ein ‚schelliger‘, d.h. schallempfindlicher Hase steckt, sprich: ein Hasenfuß.

Aus der Ehe, die Hermann Rösing mit der Schellhass-Tochter schloß, entwickelte sich zwei Jahre später noch eine zweite Verbindung zwischen diesen Familien, über die das Rösing-Erbe dann auch in die Schellhass-Linie einging. Friedrich Schellhass, Bruder der Rösing-Gattin, ehelichte im Gegenzug 1817 eine von Rösings Töchtern (aus erster Ehe) und wurde damit, nachdem er bereits sein Schwager war, auch noch sein Schwiegersohn. Und nicht genug damit, heiratete er, nachdem diese erste Frau (mit dem wendischen Namen Wobeta) nach elf Ehejahren starb, anschließend auch noch ihre jüngere Schwester Elise. So setzte sich das Rösing-Erbe also gleich zweifach in seiner Linie fort: in drei Kindern der ersten und vier Kindern der zweiten Ehe. Da Ehen wie diese nach kanonischem Recht als Ehen unter Blutsverwandten galten, bedurften sie damals übrigens noch eines kirchlichen Dispenses. Der war aber anscheinend nicht schwer zu erhalten. Immerhin benötigte ihn Friedrich Schellhass ja für beide Ehen und für die zweite sogar in doppelter Hinsicht, da Elise sowohl seine Schwägerin als auch – als Stieftochter seiner verstorbenen Schwester – bereits seine Nichte war. Nicht erteilt worden wäre ihm dieser Dispens aber sicherlich dann, wenn die Ehe mit Wobeta nicht durch den Tod, sondern durch Scheidung aufgelöst worden wäre.



Friedrich Schellhass, der Schwager und Doppelschwiegersohn von Hermann Rösing, betrieb die Tabaks- und Zuckerfabrik, die *E. F. Schellhass & Söhne*, schon zum Zeitpunkt seiner ersten Heirat nur noch mit seinem Bruder, da der Firmengründer bereits 1808 verstorben war. Die merkwürdige Gemischtheit des Unternehmens erklärt sich natürlich daraus, daß Zuckerrohr und Tabak aus denselben Ländern importiert wurden und damit auch ihre Weiterverarbeitung oft in einer Hand lag. Als im frühen 19. Jahrhundert Zucker zunehmend aus Rüben gewonnen wurde, verwandelten sich diese Unternehmen deshalb auch meistens in reine Tabakfabriken. Die Brüder Schellhass spezialisierten sich dabei auf ihre seit 1790 hergestellten *Rauchrollen*, sprich Zigarren, die von Südamerika her über Spanien in Europa Eingang gefunden hatten. Zumal in Bremen und Hamburg, den Hauptimporthäfen für Tabak, entwickelte sich das Zigarrenmachen im 19. Jahrhundert zu einem florierenden Gewerbe, was diesen Städten noch bis fast in unsere Zeit hinein einen erstklassigen Ruf auf diesem Gebiet eingetragen hat. Wegen der Professionalität der Zigarrenmacher stiegen hier die Lohnkosten allerdings schon damals so an, daß viele Unternehmen ihre Produktion ins Hinterland, nach Sachsen-Anhalt und Thüringen, verlegten und in den Hansestädten nur noch Prestigebetriebe unterhielten. Auch die Firma Schellhass besaß um die Jahrhundertmitte zusätzlich zu dem Stammwerk in Bremen-Hemelingen weitere vier Fabriken im Harzer und Thüringer Raum.

Die lange Beamten- und Bildungstradition, die die Schellhass-Familie hatte, lebte dann aber auch in der Bremer Linie wiederum auf. Schon Carl Emanuel Schellhass, der Bruder und Teilhaber Friedrichs, machte weniger als Geschäftsmann denn als Numismatiker von sich reden, verdankt ihm doch Bremen eine der vollständigsten Münzsammlungen, die es von deutschen Städten mit Münzhoheit gibt. Sein Sohn wurde dann Richter am Bremer Landgericht (studiert hatte er zusammen mit seinem Vetter Johannes Rösing, dem Diplomaten, mit dem er gleichaltrig in Bremen aufgewachsen war), und dessen Sohn wiederum machte sich als Historiker am Preußischen Historischen Institut in Rom einen Namen. Es ist jener Vetter von Bertha, über den Magda bei ihrem Rombesuch im Frühjahr 1894 die etwas zwiespältige Mitteilung macht, er sei „ganz besonders nett, aber sehr taub“. So gingen als Folge dieser Orientierung die Schellhassschen Tabakfabriken allein auf die Nachkommen von Friedrich Schellhass über, und

hier zunächst auf dessen in erster Ehe geborenen Sohn Hermann, den Vater von Bertha.

Dieser Hermann Schellhass war um einiges älter als Magdas Vater, nämlich bereits 1825 (jener 1839) geboren, aber da er erst mit 35 Jahren und dann eine 18jährige geheiratet hatte, kamen Magda und Bertha im selben Jahr zur Welt. Daß sich zwischen ihnen eine so enge Freundschaft entwickelte, hatte aber noch zusätzliche Gründe. Beide Mädchen waren Nachzügler (wie Magda hatte auch Bertha erheblich ältere Brüder), beider Mütter stammten aus Mitteldeutschland (Hermann Schellhass hatte sich wie sein Großvater für eine Eisenacherin, die Tochter eines Bierbrauers, entschieden), und beider Elternhäuser standen an der Contrescarpe praktisch nebeneinander (das Schellhasssche Haus war das des verstorbenen Hermann Rösing). So wuchsen sie, obwohl nur Halbkusinen, fast wie Zwillingsschwestern miteinander auf. Bertha bekam dann mit großem Abstand allerdings noch eine wirkliche Schwester, die 1887 geborene Marie, die mithin auf die Welt kam, als ihr Vater schon 61 und die Mutter 45 Jahre alt war. Damit verschoben sich die Generationen hier endgültig verwirrend gegeneinander, war doch diese Schellhass-Tochter 26 Jahre jünger als der älteste Schellhass-Sohn. Genau wie Bertha, von der im neunten Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird, ist freilich auch diese Schwester nicht alt geworden. Sie heiratete noch (einen Rechtsanwalt) und brachte drei Kinder zur Welt, starb dann aber als junge Mutter zu Ende des Ersten Weltkrieges an einer Lungeninfektion.

Die Lebensverhältnisse im Hause Schellhass waren denen in Magdas Elternhaus sehr ähnlich. Das Haus Contrescarpe 116 (Ecke Georgstraße, der heutigen Bürgermeister-Smidt-Straße), das um 1890 praktisch noch einmal neu errichtet worden war, war nur womöglich noch komfortabler als das Melcherssche Doppelhaus. In seinem ‚Saal‘ konnte in den 20er Jahren sogar eine Tanzschule ihren Unterricht abhalten. Hermann Schellhass nutzte es aber auch amtlich. Wie alle Kaufleute, die es zu etwas gebracht hatten, war er gleichzeitig Konsul, *Türkischer Konsul*, wie das ovale Schild über seiner Eingangstür verkündete. Überhaupt war der Konsultitel so ziemlich der einzige Titel, den man in Bremen wirklich führte, auch Magdas Vater hielt sich auf seinen *Spanischen Konsul* etwas zugute. Ferner besaß die Familie in der Lesumer Gegend ein Sommerhaus, die *Villa Hohe Eichen*, die allerdings nicht vorn am Fluß, sondern landeinwärts am Abzweig der Straße nach Leuchtenburg lag. Und es gehörte ihr noch ein Landgut in Meck-

lenburg, das Gut Danneborth bei Gerdshagen, halb auf dem Weg zwischen Wismar und Rostock gelegen. Dort war auch Magda in ihrer Jugend wiederholt zu Besuch, und nicht nur in ihrer Jugend, auch als Siebzijährige hat sie sich hier noch einmal für längere Zeit aufgehalten. Damals gehörte das Gut dem dritten und letzten noch lebenden Schellhass-Sohn Ernst, der ihr vor den Bombenangriffen auf Hamburg hier Zuflucht geboten hatte. Bomben fielen auf Danneborth auch wirklich nicht – das Gut steht im Unterschied zu den Bremer Häusern noch heute –, nur erlebte sie dafür hier den Einmarsch der Roten Armee und mit ihm alle Schreck- und Wirrnisse der ersten Besatzungszeit.

Von den drei Söhnen von Hermann Schellhass, alle in den 60er Jahren geboren, wurde wie üblich der älteste, wiederum Friedrich geheißen, zum Nachfolger in der Firma bestimmt. Nach Abschluß der Handelsschule und einer Ausbildung zum Tabakkaufmann, die ihn nach London, Havanna und Baltimore führte, war er zunächst für seinen Vater als Einkäufer tätig, bis er diesen in den 90er Jahren auch in der Firma ablöste. Doch während der Vater sich noch wirklich mit Leib und Seele für sein Unternehmen eingesetzt hatte, drangen bei diesem Sohn wieder mehr die geistigen Interessen durch. Schon in jungen Jahren hatte er sich Kenntnisse in der Motorschiffahrt und der Hochseefischerei erworben und wurde auf diesen Gebieten zu einem wirklichen Fachmann. Er führte das baumlose Schleppnetz in die deutsche Hochseefischerei ein, entwickelte Motorwinden für die Netzbergung und entdeckte für die Fischereiköder als Konservierungsmittel das Formalin. Seine Zigarrenfabriken überließ er dagegen mehr oder weniger ihrem Schicksal und hat z.B. den Schritt in die Zigarettenproduktion, den damals alle größeren Tabakwerke einleiteten, gar nicht erst versucht. 1911 verwandelte er das Unternehmen in eine GmbH. und übergab es einem Geschäftsführer, der es mit dem Ruf der damals ältesten noch bestehenden deutschen Zigarrenfabrik bis 1936 am Leben erhielt. Dann jedoch fand sich kein Nachfolger mehr, und die Firma wurde stillgelegt. Friedrich Schellhass selbst lebte bis zu seinem Tod im Jahre 1924 zurückgezogen in Norwegen, wandte sich hier aber noch intensiv einer neuen Aufgabe zu, der Einführung des Gemüseanbaues in diesem Land. Dabei allerdings waren ihm nur noch geringe Erfolge beschieden.

Daß er an der Fortführung der Tabakfabriken so wenig Interesse hatte, lag freilich auch daran, daß seine Ehe kinderlos geblieben war und auch andere Nachfolger nicht in Sicht waren. Denn auch sein

Bruder Ernst hatte keine Kinder, oder er hätte sie – wenn denn – mit einem Unternehmen ausstatten können, das dem ererbten Familienbetrieb bei weitem vorzuziehen war. Er hatte in die Familie Druckenmüller, Stahlbau, eingeheiratet und führte hier eine Firma für Brücken- und Eisenkonstruktionen, die *Schellhass & Druckenmüller* Berlin, die auf ihrem Gebiet nachgerade eine Weltfirma war. Auch ihm blieb jedoch, als er sich zur Ruhe setzte, nur der Verkauf (in diesem Falle an Krupp), was auch insofern unglücklich war, als es ein Jahr vor der Inflation geschah und sich der Ertrag damit weitgehend in Luft auflöste. Immerhin verblieb Ernst Schellhass das Gut Danneborth, wo er bis 1945 mit seiner Frau bequem leben konnte. Nur das Ende war bitter, für ihn 1946, für sie 1950, da sie, von der sowjetischen Besatzungsmacht als ‚Großgrundbesitzer‘ enteignet, auch noch erleben mußten, wie sich ihre ganze Existenzform historisch infrage stellte.

Eine andere Wendung hätte das Familienschicksal nur durch den dritten – mittleren – Sohn Hermann nehmen können, zu dem die Eltern auch ein besonders enges Verhältnis hatten. Er besuchte als einziger in Bremen das Gymnasium und sollte nach einem landwirtschaftlichen Studium das väterliche Gut übernehmen, für das zunächst ein Verwalter bestellt worden war. Dies geschah dann auch, und alles schien den gewünschten Verlauf zu nehmen. Doch dann wollte Hermann Schellhass eine Frau heiraten, die seine Eltern ablehnten, und mit dem guten Einvernehmen war es vorbei. Es kam zu einem jener Familienzerwürfnisse, von denen man zwar immer munkeln hört, die aber doch nur selten genauer dokumentiert sind. In diesem Falle gibt es ein Dokument, und weil es auf die Heiratsverhältnisse jener Zeit nochmals ein bezeichnendes Licht wirft, wollen wir an ihm auch nicht vorbeigehen.

Es ist am 20. Juli 1893, daß Magda an Bertha schreibt: „Natürlich finde ich es ganz richtig, daß Du zu Deinem Bruder und zu der armen Frau hältst. Wie hart ist Dein Vater, und wie schwer ist es für Dich, dazwischen zu stehen!“ Was Bertha ihr damals mitgeteilt hat, erfährt man nicht, aber der Hintergrund war, daß Hermann Schellhass zwei Jahre zuvor, mit 28 Jahren, eine Mecklenburgerin geheiratet hatte, deren Mittellosigkeit seine Eltern zu anhaltendem Widerstand gegen diese Verbindung veranlaßt hatte. Sie hieß Anna Paris (mit langem a und kurzem i) und war die Tochter eines Försters aus Drewitz am Altschweriner See, also just von der Stelle, wo sich nachmals Erich Honecker einen Landsitz einzurichten geruhte. Wie man verdrießlich

registrierte, hatte sie außer einem Schrank voll Wäsche und einem Satz Porzellan in die Ehe nichts einzubringen, und so tat man alles, ihm diese Verbindung wieder auszureden. Hermann jedoch blieb bei seinem Vorsatz, wobei ihm, wie es der Zufall wollte, als schicksalhafter Fingerzeig zu Hilfe kam, daß Anna und er auf den Tag gleich alt waren, also denselben Geburtstag hatten.

Als zu erkennen war, daß er nicht nachgeben würde, versuchten die Eltern als letztes wenigstens einen Vermögensabfluß an die Frau zu verhindern und setzten einen Ehekontrakt auf, mit dem jeder Erbananspruch ihrerseits – gegen ihn, seine Familie, seine (also auch ihre) Kinder usw. – unterbunden werden sollte. In sechs Paragraphen wurden alle denkbaren Fälle aufgeführt, unter denen sie in den Genuß Schellhassscher Vermögenswerte hätte gelangen können, und von ihr ein förmlicher Verzicht darauf sowie auf Rechtseinwände dagegen verlangt. Als Gegenleistung, damit sie beim Tod ihres Mannes nicht mittellos dastünde, wurde ihr eine jährliche persönliche Rente von 3000 Mark zugesichert, zu zahlen bis an ihr Lebensende, es sei denn, daß sie „den Wittwenstuhl verrücken sollte“. Selbst die Zahlungsmodalitäten – vierteljährlich im voraus – waren festgelegt und die Zahlungen zusätzlich durch das Eigentum von Vater Schellhass verbürgt, falls sich das Erbteil des Sohnes (er war ja nur ein Kind von fünf) als nicht ausreichend erweisen sollte.

Nun waren jährlich dreitausend Mark nicht gerade wenig, aber angesichts des Vermögens der Familie doch nicht mehr als ein Butterbrot, und so unterschrieb die Försterstochter auf Anraten ihres Bräutigams nicht. Dies wurde allerdings erst offenbar, als die Eltern, denen Zustimmung signalisiert worden war, die Verlobung schon bekanntgegeben hatten, so daß sie ohne Gesichtsverlust nicht mehr zurück konnten. „Anna Paris und der Vater Förster Paris“, steht in zornigen Schriftzügen auf dem Umschlag, in dem der nichtunterschiedene Kontrakt von der Familie aufbewahrt wird, „hatten das Versprechen der Unterschreibung an Consul Hermann Schellhass vor der Veröffentlichung der Verlobung fest gegeben, aber ihr Wort gebrochen“. Schon der Hochzeit scheint deshalb seine gesamte Familie ferngeblieben zu sein (Trauzeugen waren der Vater und ein Onkel der Braut), und die weitere Entwicklung wird zur Genüge durch Magdas Worte erhellt, daß Bertha es schwer habe, zwischen dem ‚harten Vater‘ und der ‚armen Frau‘ zu vermitteln. Da Hermann Schellhass weiterhin

Verwalter auf Danneborth war, waren Auseinandersetzungen mit der Familie auch unvermeidlich.

Indessen geschah nun etwas, was sich wie eine billige Kino-Geschichte anhört, aber eben manchmal so geht, daß nämlich Anna, die Försterstochter, ein Kind nach dem anderen zur Welt brachte, während bei den Brüdern überhaupt nichts in dieser Richtung in Sicht war, und so der Groll der düpierten Eltern langsam dahinschmolz. Fünf Kinder in nur sieben Ehejahren sind es gewesen, lauter stramme Schellhass-Enkel, und über die Gefahr, daß das Familienvermögen in die Paris-Sippe abfließen könnte, brauchte nicht mehr gesprochen zu werden. Als das vierte Kind unterwegs war, war der Bann gebrochen, und Hermann erhielt im Vorgriff auf sein Erbe ein eigenes Gut – Augustenhof – in der Nähe von Schwerin, damit er und seine Frau erst einmal Abstand gewinnen konnten. Als sich herausstellte, daß es nicht rentabel zu bewirtschaften war, tat Konsul Schellhass ein weiteres und überstellte jeden Monat einen so großzügigen Scheck, daß die Familie auch ohne Einkünfte gut leben konnte. Selbst als für Hermann bald darauf wegen einer Kehlkopfempfindlichkeit eine Übersiedlung nach Süddeutschland geraten erschien, war das deshalb kein Problem. Man verkaufte das Gut und ließ sich in Heidelberg nieder, wo man sich fortan einer gleichsam andauernden Sommerfrische erfreute.

Doch Müßiggang war auch hier des sprichwörtlichen Lasters Anfang. Eine andere Frau tauchte auf, ebenfalls einfacher Herkunft, nur acht Jahre jünger als seine Anna, und Hermann ließ sich bei seiner Familie kaum mehr sehen. Das rief erneut seine Eltern – diesmal für die Schwiegertochter – auf den Plan, und man bedrohte nun ihn mit Geldentzug. Falls die Ehe durch seine Schuld geschieden werden sollte, so der Letzte Wille des 1901 verstorbenen Vaters, sei er zu enterben, und ebenso entschied drei Jahre später die Mutter. Da freilich lebte Anna mit ihren Kindern schon bei ihr in Bremen, da sich Hermann mit seiner Heidelbergerin nach Berlin abgesetzt hatte.

Bis dahin hatte die Mutter den definitiven Bruch allerdings immer noch verhindern können, doch nach ihrem Tod nun meinte Anna reinen Tisch machen zu müssen und reichte die Scheidung ein. Was sie nicht vorhersah: sie schnitt sich damit ins eigene Fleisch. Zwar bekam Hermann nun tatsächlich nur den Pflichtteil und war ihr und den Kindern auch noch unterhaltspflichtig, doch sie ihrerseits kam an die andere Hälfte auch nicht heran, da festgelegt war, daß diese erst



nach seinem Tod (damit er möglichst lange zu bluten hatte) an sie und die Kinder auszuzahlen sei. Der Unterhalt, den er ihr leistete, fiel entsprechend aus, und mit ihrem Wohlleben war es vorbei. Besonders, nachdem er 1908 die Heidelbergerin auch noch geheiratet hatte (in London, warum dort, dazu mehr im nächsten Kapitel), sah er ihre und die Begünstigung der Kinder nicht mehr ein. Er sperrte sich auch dagegen, daß ihnen schon vor seinem Tod von jenem anderen Teil etwas zugute kam, wie er es hätte genehmigen können und man es ihm in mehreren anwaltlichen Vorstößen auch abzuhandeln suchte. So war, als er 1924 starb, das Desaster perfekt: das von seinen Brüdern verwaltete und lediglich in Bankwerten angelegte Vermögen war vollständig der Inflation zum Opfer gefallen.

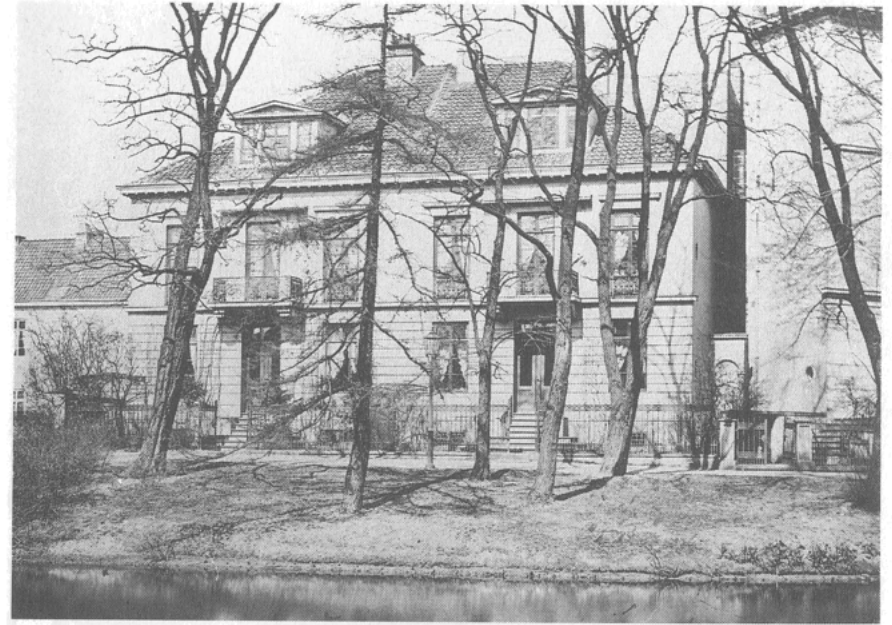
Seine Frau, die Försterstochter, lebte zuletzt in sehr bescheidenen Verhältnissen in Schwerin und starb dort 1930. Von ihren fünf Kindern waren ihr drei schon vorausgegangen, ein Sohn noch vor dem ersten Weltkrieg, ein zweiter während des Krieges (wahrscheinlich gefallen) und die jüngste Tochter, die behindert war, dann bei ihr in Schwerin. Nur ein Sohn und eine Tochter waren noch übrig, verheiratet beide, aber ohne Kontakt zu dem anderen, wohlhabenderen Zweig der Familie, also Onkel Ernst Schellhass auf Danneborth und den drei Kindern von Berthas Schwester, deren sich dieser nach ihrem frühen Tod angenommen hatte. An ein gedeihliches Verhältnis war hier aber auch nicht mehr zu denken. Daß ihre Mutter einst von der Familie nur widerstrebend akzeptiert und ihr Vater später aus dieser ausgebrochen war, wirkte nach, und Erbstreitigkeiten, zu denen es wegen der in der Inflation verloren gegangenen Vermögensteile kam (d.h. wegen der Forderung an den Onkel, sie gegen die ihm an anderer Stelle erhalten gebliebenen Werte zu verrechnen), vergifteten die Beziehungen vollends. Heute wissen die Nachkommen dieser Linien nicht einmal mehr voneinander, denn auch ihre Namen haben, wegen der weiblichen Generationenfolge, nichts mehr miteinander zu tun.

Insgesamt ist es der in Bremen begründeten Schellhass-Linie demnach am wenigsten gelungen, eine bestimmte Tradition aufzubauen oder an ihr festzuhalten, und sie hat sich auch nicht wie die anderen regeneriert. Ein Zufall? Oder hat es etwas mit dem Heraustreten aus ihrer nicht-kaufmännischen Thüringer Tradition zu tun? Oder lag es an ihrem anderen, mit der hanseatischen Umgebung nicht übereinstimmenden Temperament? Denn tüchtig und klug sind sie unbedingt gewesen, diese Schellhass', in dieser Hinsicht hat sich das Rösingsche

Erbe, soweit es daran beteiligt war, auch in ihnen bewährt. Doch auch mit einer gewissen konstitutionellen Schwäche scheinen sie von dort her belastet gewesen zu sein. Es wäre reizvoll zu untersuchen, ob die Entwicklung des in Thüringen verbliebenen Stammes anders verlaufen ist oder ob auch dort eine solche Zersplitterung und Ausdünnung der Nachkommenschaft eingetreten ist. Denn dies muß nun doch eingestanden werden: daß auch die Neigungsehe mit der Försterstochter zu einem neuen Aufblühen des Stammes nicht geführt hat. Uns hätte das gut gepaßt. Aber ganz so einfach, scheint es, liegen die Dinge eben auch wieder nicht.



(25) Der Firmengründer Carl Melchers im Kreis seiner Familie (um 1847)  
 hinten von links: Schwiegersohn August Bechtel, die Söhne Heinrich  
 und Gustav, Schwiegersohn Karl Focke, Schwiegertochter Hermine (geb.  
 Rösing) und Sohn Carl, Schwiegersohn Heinrich Finke, Sohn Georg;  
 vorn von links: Tochter Sophie (verh. Bechtel), Frau Gredel Melchers,  
 Nichte Michaelsen, Carl Melchers, Tochter Emilie (verh. Finke),  
 Tochter Minna.



(26) links Contrescarpe Nr. 116: Familie Schellhass (bis 1850 Hermann  
 Rösing) rechts Nr. 115: Familie Segnitz (rechts abknickend: Nr. 114/113,  
 Magdas Elternhaus. Zustand um 1880. 1890 bedeutend erweitert,  
 siehe Bild Nr. 38.)



*(27) Bremen, Knochenhauerstraße, das 1880 errichtete Geschäftshaus von Melchers & Co.*



*(28) Bremen von der Eisenbahnbrücke aus (um 1920) links die Speicher von Melchers & Co. (an der ‚Großen Straße‘), daneben (Bildmitte) der Turm der Ansgarii-Kirche*



## Kapitel 8 *Die Melchers-Familie in England*

Als Magda im Frühjahr 1895 zu ihrem Onkel nach London kommt, dem zweiten Bruder ihres Vaters, findet sie diesen in so komfortablen Verhältnissen vor, daß es selbst auf sie Eindruck macht. Er besitzt eine Villa im vornehmen Kensington, hat einen Landsitz in Kent, beschäftigt sieben Dienstboten, ist Vorsitzender des *Deutschen Clubs*, so daß einmal wöchentlich vor seinem Haus die ‚German Band‘ aufspielt, und seine Frau fährt zum Einkaufen in die City in der eigenen Kutsche. Er hat aber auch ein beneidenswert vollständiges Familienleben. Acht Kinder nennt er sein eigen, drei Söhne von 22, 16 und 12 Jahren und fünf Töchter von 17 bis hinunter zu zwei Jahren, und seine Frau ist gleichwohl noch immer eine elegante Erscheinung. Feinste, glücklichste Verhältnisse also, und niemand würde vermuten, daß sie in dieser Form erst wenige Jahre alt waren. Und wer auch würde vermuten, daß die acht Kinder aus drei verschiedenen Ehen stammten – seiner, ihrer und ihrer gemeinsamen – und es bei dieser Familienzusammenführung noch nicht einmal ganz einwandfrei zugegangen war? Auch hier gibt es also eine Geschichte zu erzählen, und weil das englische Moment in Magdas Lesmona-Erlebnis ohnehin eine besondere Rolle spielt, darf sie an dieser Stelle auch nicht fehlen.

Was London im vorigen Jahrhundert für die Welt war, läßt sich vergleichen allenfalls mit dem, was in unserem Jahrhundert New York für die Welt geworden ist, und vielleicht sagt dieser Vergleich noch nicht einmal genug. Man muß die Berichte Theodor Fontanes lesen, der in den 50er Jahren dort gelebt hat, um die Faszination nachempfinden zu können, die damals von dieser Stadt ausging. Fontane war immerhin Berliner, was für einen Deutschen wenigstens etwas war, und er kannte Paris, was schon mehr war, aber London läßt ihn immer wieder nur staunen. Dabei ist es keineswegs besonders die Repräsentationsseite der Stadt, die ihn so beeindruckt, etwa die großen Gebäude, denn die gab es anderswo auch und, wie er findet, geschmackvoller. Allenfalls die gewaltigen Themsebrücken nötigen ihm hier Respekt ab, so wie ja auch Magda von der London Bridge noch beeindruckt ist. Nein, das eigentlich Faszinierende ist ihm das Leben in dieser Stadt, ein Leben von einer solchen Dynamik und Massenhaftig-

keit, wie er es niemals zuvor irgendwo gesehen hat. Sei es das pausenlose Vorbeirasseln der Fuhrwerke, die sich nachmittags in der City zu meilenlangen Staus aufbauen, seien es die mitten in diesem Getümmel auftretenden Musikantengruppen aus aller Herren Länder, seien es die von Pferden gezogenen Straßenkehrmaschinen, die er seinen deutschen Lesern nur landwirtschaftlich, als eggeähnliche Geräte, veranschaulichen kann, oder auch die Hektik in der Fleet Street, wo die Zeitungsmacher das Neueste per Steckbuchstaben in die Fensterfronten der Verlagsgebäude schreiben – immer wieder weiß er nicht, ob er wacht oder träumt, so unvergleichlich ist alles, was er hier sieht. Und wenn ihn die Kehrseite dieses Lebens auch ebenso abstößt und erschreckt – die Hast, der Lärm, die Rücksichtslosigkeit, die Oberflächlichkeit –, er kann doch nicht anders, als ein um das andere Mal auszusrufen: dieses einzige London! Es war dies eben mehr als eine Landeshauptstadt, es war die Welthauptstadt, und alles, was das Jahrhundert an zivilisatorischem Glanz wie Elend zu bieten hatte, kam hier zusammen.

In dieser Stadt hatten also 1862 die Rösing-Brüder Fuß gefaßt, und hier bei ihnen, 11 Billiter Square, das Haus steht noch, begann 1870 auch der 25jährige Carl Eduard Melchers seinen Weg. Daß es mit ihm gerade den jüngsten der Söhne traf, sich hier bewähren zu müssen, war kein Zufall. Der Älteste übernahm in diesen Familien normalerweise die Firma des Vaters (in diesem Falle der Vater Magdas), der zweite erbte Haus- und Grundeigentum (Onkel Hermann), und der dritte und alle weiteren mußten wie im Märchen anderswo ihr Glück zu machen suchen. Mittellos brauchten sie und brauchte auch Carl Eduard Melchers diesen Weg aber nicht anzutreten. Sein Vater, ihn selbst nach London begleitend, brachte für ihn immerhin eine Summe ein, die ausreichte, die *Rösing Brothers* in *Rösing Melchers & Co.* umzubenennen, so daß die Firma den alten Namen erst nach seinem Ausscheiden wieder annahm. Insofern war es auch sicherlich nicht allein Familiensinn, daß Ferdinand Rösing sich nach dem Tod seines Halbbruders zur Aufnahme dieses jüngeren Veters entschloß.

Der junge Melchers hatte damals schon einiges von der Welt gesehen. Nach seiner Lehrzeit in Bremen war er für ein Jahr in Bordeaux gewesen und anschließend für zwei Jahre als Volontär in New York. Solche Auslandsaufenthalte ließen aber immer auch Zeit für längere Reisen, und so war er nicht nur mehrere Monate in den USA unter-

wegs gewesen, sondern auch an den Handelsplätzen seines Vaters auf Cuba und Jamaika. Bei einer dieser Reisen, einer Bahnfahrt durch Virginia, wäre er beinahe sogar ums Leben gekommen. Der letzte Wagen des Zuges, in dem er saß, sprang aus den Schienen und stürzte einen Abhang hinunter, so daß es etliche Tote und viele Schwerverletzte gab. Er selbst kam aber glimpflich davon und war nach zwei Wochen wieder hergestellt. Daß sich diese und andere Einzelheiten aus seinem Leben hier mitteilen lassen, verdankt sich übrigens einem informatorischen Glücksfall. Als Fünfzigjähriger hat Carl Eduard Melchers aus Anlaß der Erweiterung seines Landsitzes eine kleine handschriftliche Familienchronik verfaßt und sie in ein Ziertürmchen, ein ‚Folly‘, wie man in England sagt, einmauern lassen. Siebzig Jahre später wurde sie dort, schon ziemlich zersetzt, entdeckt und mir weitere fünfundzwanzig Jahre später von dem Nacheigner des Grundstücks zur Auswertung überlassen. So kommt sie hier nun, fast ein volles Jahrhundert nach ihrer Niederschrift, der ‚Nachwelt‘ gegenüber zu ihrem Recht. Ganz sinnreich übrigens behandelt der Verfasser darin den deutschen Teil seines Lebensweges in Deutsch, den englischen in Englisch.

Nach seinem Geschäftseintritt bei Ferdinand Rösing heiratete Carl Eduard Melchers 1871 die achtzehnjährige Luise Heise, Tochter eines Hamburger Kaufmanns, der ebenfalls im Mittelamerikageschäft tätig war. Eine gute Partie, sollte man meinen, doch hatte die Sache ihren Haken. Wenn die Familienerinnerung zutrifft, eröffnete sie ihm *einen* Tag vor der Hochzeit (in solchen Fällen natürlich immer am letzten), daß in ihrer Familie eine Geisteskrankheit vererbt werde, von der vielleicht auch sie einmal ergriffen werde. Für einen Rückzug war es da aber natürlich zu spät. Nachdem sie ihm 1873 einen Sohn und 1879 eine Tochter geboren hatte, kam diese Krankheit auch wirklich zum Ausbruch. Sie vergaß alles, war mal emphatisch, mal deprimiert und konnte kaum mehr allein gelassen werden. Es kam vor, daß sie inbrünstig singend am Küchenfenster saß, während um sie herum schon die Schwaden verkohlender Speisen waberten, oder sie schloß sich ganze Tage in ihrem Zimmer ein, so daß die Familie nur durch die Tür mit ihr sprechen konnte. Um ihr Ablenkung zu verschaffen, schickte ihr Mann sie des öfteren zu den Eltern nach Hamburg, zog auch in London wiederholt mit ihr um, aber nach einigen Jahren mußte er sie doch in Pflege geben und die Kinder anderweit unterbringen. Halb und halb wuchsen diese deshalb noch als Deutsche auf. Der Sohn

Hermann Georg, zwei Jahre älter als Magda, wohnte jahrelang bei den Großeltern an der Contrescarpe und ging auch in Bremen zur Schule, und die Tochter Amory war des öfteren bei den Großeltern in Hamburg.

Daß Carl Eduard Melchers an dieser Ehe wenig Interesse hatte, war ihm nicht zu verdenken, aber aufzulösen wagte er sie doch erst spät. Genauer: erst nachdem im November 1888 sein Vater gestorben war. Dann allerdings tat er es so unverzüglich, daß man wohl nicht fehl geht, wenn man annimmt, daß er darauf auch gewartet hat. Möglicherweise war ihm also genau wie Hermann Schellhass mit Enterbung gedroht worden, nur daß sein Vater auf eine entsprechende Verfügung verzichtete. Denn die Frau, die er nunmehr heiratete und die der Grund für die Scheidung war, kannte er schon länger, und sie wäre – als Witwe – auch schon seit 1886 frei gewesen. Nur hatte sie vier kleine Kinder, und so durfte er schon aus diesem Grund eine Enterbung nicht riskieren. Daß die Mehrbelastung durch diese Kinder ihn nicht schreckte, läßt sich, sieht man Bilder von ihr, noch heute nachvollziehen. Sie war nicht nur noch jung, erst 27 Jahre alt, sondern auch eine ungewöhnlich elegante und schöne Erscheinung, was auch Magda in ihren Briefen immer wieder hervorhebt.

Hermina Ahrens, wie sie hieß, stammte – wieder einmal – ebenfalls aus Bremen und gehörte als eine geborene Mosle überdies einer Familie an, die mit den Melchers' seit Generationen befreundet war. Die Mosles (mit langem o von *Moos* = Sumpf) waren in Oldenburg beheimatet und hatten sich dort teils in Verwaltung und Militär, teils als Kaufleute einen Namen gemacht. Herminas Vater, damals freilich schon verstorben, war Teilhaber des bremisch-brasilianischen Handelshauses *Stockmeyer & Co.* gewesen, aber auch Bürgerschaftsabgeordneter und zehn Jahre lang nationalliberales Mitglied des Deutschen Reichstages. Das Verhältnis zwischen Hermina und Carl Eduard hatte mit dieser Bekanntschaft aber nichts zu tun. Sie war vierzehn Jahre jünger als er und noch ein Kind gewesen, als er Bremen verließ. Mit achtzehn Jahren hatte sie sich dann – sehr zum Unwillen ihrer Eltern – mit dem Landwirtssohn Hinrich Ahrens aus Bremen-Lilienthal verlobt, der – Mitte dreißig – freilich längst etwas anderes geworden war. Er hatte in Yokohama ein Handelsunternehmen aufgezogen, das auch bereits in London ein Kontor unterhielt. Nur war dieses Geschäft noch im Aufbau und er ihren Eltern auch herkunftsmäßig nicht gut genug. Hermina freilich wußte, was sie an ihm hatte,

und folgte ihm nach Japan, wo sie 1879 den Sohn Henry und 1881 die Tochter Christiana zur Welt brachte. Das dritte Kind, Alexander, wurde dann 1883 in London geboren und drei Jahre später hier auch noch die Tochter Hermina. Sie jedoch hat der Vater kaum mehr gesehen. Denn gleich nach ihrer Geburt machte er sich auf den Weg nach Yokohama, wo er im Oktober 1886 an Cholera erkrankte und verstarb.

Unter den Londoner Freunden, die der Witwe beistanden, befand sich auch der unmittelbar in ihrer Nachbarschaft wohnende Ferdinand Rösing, den ihr Mann vor seiner Abreise noch vorsorglich zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt hatte. Allerdings war er in der Zwischenzeit, im August 1886, selbst Witwer geworden und saß mit fünf – wenn auch etwas älteren – Kindern allein da. Daß Percy als der Jüngste der Rösings eine Art Patensohn in Herminas Haus wurde, geht auf diese Zeit zurück. Aber auch Carl Eduard Melchers lernte sie hier kennen, sofern sie ihm nicht schon früher begegnet war. In Sydenham, wo er, als sie von Yokohama kam, noch wohnte, gab es damals fast so etwas wie eine deutsche Kolonie. Entstanden war sie aus der Nähe zum Kristallpalast, der – zur Weltausstellung 1851 errichtet – eine Art Kulturbrücke zum Kontinent geworden war. Regelmäßig fanden hier Gastkonzerte und Ausstellungen statt und zogen besonders die in London lebenden Fremden an. 1875 konnte dann sogar eine deutsche evangelische Gemeinde in Sydenham gegründet werden, die mit der nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Dietrich-Bonhoeffer-Kirche noch heute besteht. Der Kristallpalast, eine 500 Meter lange und 30 Meter hohe Konstruktion aus Stahl und Glas, damals als technisches Weltwunder bestaunt, brannte allerdings 1936 aus und mußte abgerissen werden.

Wenn Hermina Ahrens mit der Hinterlassenschaft ihres Mannes – dem Haus sowie 8500 Pfund in bar – wirtschaftlich auch nicht gerade vor dem Nichts stand, so lag doch in ihrem Alter und mit den vier Kindern nichts näher, als noch einmal zu heiraten. Daß es Carl Eduard Melchers sein würde, mag sich bald abgezeichnet haben, nur war dies – von seinen Erbschaftssorgen abgesehen – leichter gewünscht als getan. Zuvor mußte er sich scheiden lassen, und das war in England schwieriger fast als in jedem anderen europäischen Land. Für seinen Fall hätte er nachweisen müssen, daß seine Frau an einer unheilbar schweren Geisteskrankheit litt, und das war nicht nachzuweisen. Anders hingegen lagen die Dinge in Preußen. Hier konnte man sich seit den Tagen Friedrichs des Großen auch aus Unverträglichkeit scheiden



lassen, und dies bei gegenseitigem Einvernehmen sogar verhältnismäßig problemlos. Der ‚Alte Fritz‘ hatte erkannt, daß Eheleute, die in gegenseitiger Abneigung beieinander ausharren mußten, keine Kinder mehr zeugten, und deshalb seinem bevölkerungsarmen Land ein liberaleres Scheidungsrecht als üblich genehmigt. Davon war trotz mancher Korrektur auch nach der Reichsgründung noch etwas übrig (wirklich einheitlich wurde die deutsche Rechtsprechung hier erst mit dem 1900 eingeführten Bürgerlichen Gesetzbuch), so daß sich Scheidungswillige damals bevorzugt nach Berlin begaben. Das tat nun auch Carl Eduard Melchers. Ende 1888 reichte er oder stellvertretend für ihn seine Frau – denn er bekannte sich auch zu einem Ehebruch – dort die Scheidung ein und wurde noch im selben Jahr von ihr getrennt.

Für die Neuverheiratung, die er anstrebte, kam Berlin allerdings nicht infrage. Um es mit der Liberalität nicht auf die Spitze zu treiben, hielt man hier streng darauf, daß die neue Ehe nicht etwa mit derselben Person begehrt wurde, die zuvor Anlaß für die Scheidung gewesen war. Nach kanonischem Recht begründete man das damit, daß der für ‚ewig‘ geltende Ehevertrag nicht gut zwischen zwei Personen geschlossen werden konnte, die ihn zuvor gemeinschaftlich gebrochen hatten, begründete es also im Prinzip mit Vertragsunfähigkeit. Praktisch wollte man aber natürlich verhindern, daß das Delikt des Ehebruchs geradezu zum Instrument des Scheidungsbegehrens wurde. In preußische Scheidungsurteile wurde deshalb oft hineingeschrieben, daß eine Heirat mit dieser oder jener Person nicht infrage komme, und eine entgegen dieser Auflage geschlossene Ehe konnte für ungültig erklärt werden.

Ebenso wenig wie in Berlin konnte Carl Eduard Melchers aber auch in England erneut heiraten. Ein Wiederverheiratsverbot wie in Preußen gab es hier zwar nicht (die gesetzlichen Hürden für die Scheidung selbst waren hoch genug), aber da seine Berliner Scheidungsgründe hier nicht zählten (selbst Ehebruch berechnete die Frau hier zur Scheidung nicht, es sei denn, die Umstände wären für sie besonders schändlich gewesen), mußte er fürchten, nach englischem Recht überhaupt noch nicht geschieden zu sein. Was also tun? Die Lösung lag in Sachsen. Dort legte man den reichsgesetzlichen Vorbehalt gegen die Heirat des Ehebruchspartners so aus, daß eine solche Heirat zwar ein Rechtsverstoß, die Ehe aber darum nicht ungültig sei, und belegte den Verstoß lediglich mit einer Geldstrafe von 300 Mark. Schon bei der parlamentarischen Beratung dieser Bestimmung wurde

höhnisch eingewendet, daß dies für Wohlhabende ein Freispruch, für Arme hingegen der Ruin sei, doch Carl Eduard Melchers bot es den gesuchten Ausweg. Am 16. November 1889 traten er und Hermina unter Zeugenschaft eines Anwalts, der die 300 Mark wahrscheinlich schon in seinem Portefeuille hatte, in Leipzig vor den Standesbeamten und waren wie gewünscht ein Paar.

Und eben von diesem Zeitpunkt an datieren nun auch jene glänzenden Lebensverhältnisse, in denen Magda den Onkel bei ihrem Besuch in London vorfindet. Wirtschaftlich war es ihm zwar auch vorher schon gut gegangen, da er bereits seit 1877 seine eigene Firma, die *Melchers Runge & Co.*, besaß und ebenfalls erfolgreich Kommissionsgeschäfte mit Mittel- und Südamerika abwickelte. Doch das wirklich große Geld kam erst mit jenen zwei bis drei Millionen, die er von seinem Vater bzw. als Nacherbe von seiner Mutter erhielt. Damit konnte er 1890 den Landsitz *Rusholme* bei Crockhamhill in Kent erwerben, wo er zuvor bereits ein kleines Haus mit Stallungen besessen hatte, und 1892 auch noch das Stadthaus in South Kensington, 2 Moreton Gardens, das uns Magda beschreibt. Der Vorbesitzer war ein Mitglied des Oberhauses gewesen, der es wegen Spielschulden verloren hatte, und das Pendant nebenan hatte bis zu ihrem Tod der berühmten ‚Schwedischen Nachtigall‘, der Sängerin Jenny Lind gehört. So war er also schon durch seine Adresse bestens empfohlen, wobei übrigens der Name *Moreton Gardens* an Thomas Morus erinnerte, der als Lordkanzler auf diesem Gelände einmal seine Gärten gehabt hatte.

Für seine gesellschaftliche Rolle wichtig war aber auch, daß er jetzt eine vorzeigbare, ja sogar ungewöhnlich aparte und immer noch junge Frau hatte. Sie hatte auch ihm in kurzem Abstand noch zwei Kinder geboren, die Töchter Helene und Dorothee, doch ihrer Eleganz und Anziehungskraft tat das keinen Abbruch. Auch seinen Vorsitz im *Deutschen Club* hatte er sicherlich in erster Linie ihr zu verdanken. Denn er selbst war ein zwar gutherziger, aber doch auch etwas naiver Mann, der in der Zeit seines erzwungenen Junggesellenstandes auch manch sonderlichen Zug entwickelt hatte. Wenn Magda berichtet, daß er nachts durch das Haus streicht und gegen die Schränke tritt, um Diebe zu verscheuchen, kennzeichnet ihn das ebenso wie sein Tick mit den Uhren, die er zahlreich als Erbstücke in seinem Haus sammelt. Als sie mehrere von ihnen, die sie in ihrem Zimmer vorfindet, anhält, belehrt er sie, daß beim Gang der einen seine Großmutter und bei dem

einer anderen sein Großvater gestorben sei, und will von ihren Schlafproblemen nichts wissen. Auch in seiner Chronik macht sich diese Zeitfixiertheit bemerkbar. Sein Vater, hält er fest, sei „mittags 1 Uhr“ gestorben und die Mutter „abends 8.35“. Erst recht sonderbar wirkt aber, daß er bei jeder Gelegenheit weinen muß, so sympathisch ihn dies auf der anderen Seite wieder macht. Seine Kinder freilich reizt er damit nur zum Spott, so wie er auch sonst für sie mehr ein gutmütig-komischer Onkel als ein respektgebietender Vater ist.

Weichherzig wie er war, machte ihm aber auch sein Scheidungsverfahren immer zu schaffen. In seinem Lebensbericht erwähnt er seine erste Frau mit keinem Wort, so daß ‚die Nachwelt‘ sonderbar im unklaren darüber bleibt, wieso er in seine Ehe mit Hermina bereits zwei Kinder einbringt. Auch hat er jene, obwohl er für ihre Unterbringung immer sorgte, nie wieder besucht, nur ihre gemeinsamen Kinder und manchmal sogar Hermina gingen zu ihr hin. Aber wahrscheinlich war das auch gut so. Am Ende hätte er doch nur an ihrer Seite geweint und ihr damit ihre Lage nur erschwert. Damit sie nicht immer nach ihm fragte, erklärte man ihr schließlich, er sei nicht mehr am Leben, und so verstand sie sich fortan als seine Witwe. Zuletzt war sie in einer Kuranstalt für Nerven- und Gemütskranke in Bonn untergebracht, wo sie 1921, ein dreiviertel Jahr vor ihm, auch starb.

Wie im Grunde alle England-Deutschen – schon Fontane mokiert sich darüber – war auch Carl Eduard Melchers sehr darum bemüht, nach Auftreten und Lebensart für einen Engländer gehalten zu werden. Das begann damit, daß er auch mit Deutschen nur im Notfall noch deutsch sprach, setzte sich fort in der landestypischen Mondänität seines Hausstandes und endete bei den Umgangsformen selbst noch im privatesten Bereich. Zum Dinner, berichtet Magda, erscheine der Onkel immer im Frack, während die Frauen ein decolletiertes Abendkleid anlegen müßten, was auf die Dauer doch etwas unbequem sei. Aber man glaubte eben bzw. hatte es den Engländern abgehört, daß dieses abendliche Sichumziehen einen gesellschaftlichen Schliff mit sich bringe, der sich dann auch außerhalb des Hauses bewähren würde. „Der Engländer repräsentiert immer“, schreibt Fontane, „ich glaube, selbst wenn er allein ist“. Des Onkels besondere Brücke zur britischen Lebensart war seine Pferdeleidenschaft, der er draußen auf seinem Landsitz mit immer neuen Aufwendungen frönte. Tausend Pfund im Jahr, pflegte Hermina zu sagen, gebe er für seine fünf Töchter aus, aber zehntausend für seine Pferde. Wie Gustav Pauli

in seinen Erinnerungen berichtet, trugen ihm seine vorzüglichen Gespanne – er fuhr vierspännig und lenkte selbst – aber auch die Bewunderung aller Kenner auf diesem Gebiet ein. Im übrigen besaß er seit 1885 auch die britische Staatsbürgerschaft – *I became a naturalized citizen of this beautiful and grand country* schreibt er stolz in seiner Chronik – und nannte sich Charles Edward.

Daß er nicht nur in den ersten Jahren, sondern auch die ganze weitere Zeit hindurch regelmäßig viel Geld ausgeben konnte, verdankte er aber nicht nur seiner Erbschaft und auch nicht allein seiner Firma, sondern vor allem seinen Gewinnen an der Börse. Den ‚glücklichsten Dummkopf, der je in der City Geschäfte gemacht habe‘, nannten ihn fassungslos-neidisch seine Konkurrenten, weil ihm selbst die riskantesten Entscheidungen zum Guten ausschlugen. 1905 überließ er die Firma deshalb auch gänzlich seinen Partnern (sie führten sie dann unter ihrem Namen weiter, bis sie der Erste Weltkrieg zur Aufgabe zwang) und ließ nur mehr sein Geld für sich arbeiten. Das mag übrigens auch Percy dazu verführt haben, der damals ja gerade in Hamburg geschäftlich gescheitert war, sich auf dieses Terrain zu begeben. Ihm allerdings – wir erinnern an die Testamentsänderung seines Bruders – war das Glück hier weniger hold. Carl Eduard Melchers hingegen konnte nicht nur der Reihe nach alle seine Kinder großzügig ausstatten, er steckte auch in den Ausbau von *Rusholme* weiterhin große Summen. Zuletzt hatte das Stammhaus drei Wohnhallen mit scheunentorgroßen Kaminen, einen Ball- und einen Billardsaal, eine Bibliothek, 20 Schlaf- bzw. Gästezimmer und natürlich entsprechende Wirtschaftsräume. Die Stadtvilla in Moreton Gardens wurde allerdings 1917 verkauft – die Kinder waren ja weitgehend aus dem Haus – und statt ihrer nahebei ein kleineres, aber immer noch stattliches Reihenhause erworben. Hier wohnte dann hauptsächlich Hermina, während er sich draußen bei seinen Pferden und auf seiner Dauerbaustelle aufhielt. Nur wenn sich Kinder und Enkel dort ansagten, fuhr auch sie auf den schon ins Unbehagliche sich vergrößernden Landsitz hinaus.

Zu jener Zeit fühlten sie sich aber auch in ihren Verhältnissen bei weitem nicht mehr so wohl, wie es lange Zeit der Fall gewesen war. Es war Krieg zwischen ihrer alten Heimat und ihrer neuen, und er erzeugte einen bis in den Alltag hinein spürbaren Haß. Besonders nachdem die Deutschen im April 1915 bei Ypern erstmals Gas eingesetzt hatten und Tausende britischer Soldaten jämmerlich erstickt waren,

und erst recht, als dann auch noch über eintausend britische Zivilisten bei der Versenkung der *Lusitania* ums Leben kamen (daß das von New York kommende Schiff auch Munition an Bord hatte, wurde in England lange Zeit gelehnt), wollte man mit den Abkömmlingen dieses Volkes nichts mehr zu tun haben. So vereinsamte das gesellschaftlich einst so hoch gehandelte Melchers-Paar mehr und mehr, und als Carl Eduard Melchers im November 1921 starb, wollte er nicht einmal mehr in England begraben sein. Er bestimmte seine Überführung nach Bremen und liegt wie seine beiden Brüder im Familiengrab auf dem Riensberger Friedhof.

Für seine Frau, wenn sie diesen Wunsch ebenfalls gehabt haben sollte, war dies dann allerdings nicht zu ermöglichen. Da sie ihren Mann um zwanzig Jahre überlebte, war schon wieder Krieg, als sie starb, und so begrub man sie in Crockhamhill, wo sie die ganzen Jahre über auch gelebt hatte. Vorher, zwischen den Kriegen, hat Magda sie hier gemeinsam mit Gustav Pauli noch einmal besucht, wohl 1929 zu ihrem siebzigsten Geburtstag. Für Erinnerungen an den Aufenthalt mit Percy taugte *Rusholme* zu dieser Zeit aber längst nicht mehr. Nur die Kirche, die sie einst, wie in den Briefen erzählt, mit Herminas Kindern ausgeschmückt hatte und in der dann die ganze Familie zum Ostergottesdienst eingekehrt war, mag sie noch wiedererkannt haben. Noch heute übrigens erinnert in ihr eine Bronzetafel an das Gemeindeglied Charles Edward Melchers, der mit großzügigen Stiftungen für ihren Erhalt gesorgt hatte. *Rusholme* indessen mußte nach Herminas Tod verkauft und das Inventar wegen der vielen Erben versteigert werden. Damals zog eine Mädchenschule in das Gebäude ein. Erst nach dem Krieg wurde es – erheblich verkleinert – wieder privat genutzt.

Und die acht Kinder? Die Wege, die sie gingen, waren so verschieden, wie es ihre Herkunft gewesen war, doch etwas von dieser nicht ganz gewöhnlichen Herkunft hat ihnen allen angehangen. Keines von ihnen hat in eine traditionelle englische Familie eingehiratet, sondern alle nahmen ‚Fremde‘ zu Ehepartnern, und drei sind aus England sogar weggezogen. Wie schon bei der Familie Rösing-Segnitz zu beobachten, gelang auch hier den Nachkommen dieser letzte Schritt der Einbürgerung, wenn überhaupt, erst in der dritten und vierten Generation. Dabei hatten sie als Deutsche weder rassistische noch religiöse Schranken zu überwinden und waren auch finanziell beste Partien. Beiläufig mag einem dies klar machen, wie lange es dauern wird,

bis die in den letzten Jahrzehnten nach Deutschland eingewanderten Fremden hier integriert sein werden, denn eine Integration, die die Familienebene nicht erreicht, ist im Grunde noch keine, sie ist bestenfalls Duldung.

Dank ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit hatten die Melchers-Kinder in England allerdings auch nichts auszustehen. Schon zu Lebzeiten hatte Carl Eduard Melchers sie so ausgestattet, daß er sein gesamtes Nachlaßvermögen seinen Enkeln verschreiben konnte, abgesehen von nicht unbeträchtlichen Summen auch für karitative Zwecke in England ebenso wie in Bremen. Wieviel von diesem Geld – 230 000 Pfund, etwa vier Millionen Goldmark (auch das Pfund war nach dem Krieg nicht mehr, was es vorher gewesen war) – tatsächlich in die Hände dieser Nachkommen gelangt ist, liegt aber im Dunkeln. Seine zehn Enkel (nach seinem Tod kamen noch zwei hinzu) waren zum Zeitpunkt der Erbeinsetzung alle noch minderjährig, und da die Erbschaftssteuern damals beständig stiegen und auch die Geldentwertung rasch zunahm, wird später nur noch ein Teil des Ursprungsbetrages an sie gelangt sein.

Hermann Georg und Amory, die Kinder aus Carl Eduards erster Ehe, hatten selbst keine Kinder. ‚Gott sei Dank‘, pflegte die Familie hinter ihrem Rücken zu sagen, denn sie galten seitens der Mutter als erblich belastet und wurden nicht ganz für voll genommen. Der Sohn, mit einer Französin verheiratet, bewirtschaftete eine Farm in Kent, trank aber, wie man in England sagt, wie ein Fisch und starb 1946. Amory hingegen blieb unverheiratet und lebte immer bei ihren Eltern, zuletzt in einem eigenen kleinen Haus in Crockhamhill, wo sie 1959 auch starb. Gleichfalls kinderlos blieb auch Dorothee, die jüngste Tochter aus Carl Eduards zweiter Ehe. Als lebenslustiges, wild reitendes und autofahrendes Ding war sie wohl ein bißchen zu emanzipiert, um nach dem Geschmack der Männer zu sein. Sie heiratete erst jenseits der vierzig einen in Mexiko lebenden englischen Arzt, den sie 1937 auf einer Weltreise kennengelernt hatte. Da er schon 1946 starb, kehrte sie danach aber wieder nach England zurück und starb hier 1955. Man begrub sie ebenso wie vier Jahre später Amory im Grab ihrer Mutter auf dem Kirchhof von Crockhamhill.

Echte Enkel hatte Carl Eduard Melchers nur über die ältere Tochter aus der zweiten Ehe, die 1890 geborene Helene, doch hat er sie – zwei Mädchen – nicht mehr kennengelernt. Helene hatte erst kurz vor seinem Tod, mit 31 Jahren, geheiratet und war mit ihrem Mann, einem



in Argentinien geborenen Österreicher, auf einen Hof bei Crockamhill gezogen, den er ihr zur Verfügung gestellt hatte. Daß jene beiden Enkelinnen dann echte Engländer heirateten, einen Techniker und einen Geschäftsmann, und auch ihre Kinder wiederum solche Ehen eingingen – das hätte ihn aber sicherlich gefreut. Hier ist die Integration also gelungen, und – gewiß kein Zufall – hier auch hält man die Erinnerung an die bremischen Vorfahren liebevoll wach. Das meiste, was wir in diesem Kapitel über das Schicksal der englischen Melchers-Familie mitteilen konnten, stammt aus diesem Kreis, und sogar deutsch wird hier, wenn es benötigt wird, noch gesprochen.

Mehr und weitere Nachkommen hatte Carl Eduard Melchers – d.h. eigentlich ja nicht er, sondern nur seine Frau – über die vier Ahrens-Kinder. Hier waren, als er starb, aus drei Ehen zehn Enkel vorhanden, nur die Ehe Henrys, des Ältesten, blieb kinderlos. Diese Ehe war familiär aber auch besonders heikel. Henry, zunächst bei *Melchers & Co.* in Bremen zum Kaufmann ausgebildet, ging mit 25 Jahren nach Yokohama, wo ihn sein Onkel, Georg Rudolf Mosle, in seine Firma aufnahm. Diesem jedoch tat er den Tott an, ihm seine französische Geliebte auszuspannen und wegzuheiraten, so daß normale Familienbeziehungen hier nicht mehr möglich waren. Zumal seine Mutter, zwischen ihm und dem Bruder hin- und hergerissen, mochte ihn in ihrem Haus nicht mehr empfangen, und so zog sich auch die übrige Familie von ihm zurück. Auf unserem Bild Nr. 12 sieht man die späteren Konkurrenten noch nebeneinander, der Onkel Mitte dreißig, sein Nebenbuhler Henry erst zwölf.

Aus anderen Gründen locker war die Verbindung auch zu dem zweiten Sohn Alexander. Er war nach Neuseeland ausgewandert und hier Farmer geworden, was den Kontakt zu ihm und seiner Familie – er hatte drei Söhne – naturgemäß begrenzte. Die Tochter Christiana hingegen blieb mit ihren Nachkommen den Eltern in England erhalten. Sie hatte 1904 in London den Bankier Hermann Anton Andreae geheiratet, Nachkomme einer Frankfurter Fabrikanten- und Bankiersfamilie, die ebenfalls erst seit einer Generation in England verankert war. Mit ihren drei Töchtern und zwei Söhnen (von denen einer jung starb) kam sie regelmäßig zu ihnen zu Besuch. Später wurde ihre Ehe allerdings geschieden, aber da hatten die Kinder gesellschaftlich schon so weit Fuß gefaßt, daß es ihrem Anschluß an angesehenere englische Familien nichts mehr anhaben konnte. Über sie hat sich also auch die Ahrens-Linie in England fortgesetzt.

Am nachhaltigsten hat sich die deutsche Familienherkunft aber auf das Schicksal der jüngsten Ahrens-Tochter Hermina ausgewirkt. Es ist jene aufgeweckte neunjährige ‚Mary‘, von der Magda in ihren Briefen so hübsch zu erzählen weiß. „Ihr habt euch aber gründlich vertragen“, sagt jene z.B. zu ihr, als sie bei dem Osteraufenthalt in Crockhamhill ihre Aussöhnung mit Percy bemerkt. Als sie zwanzig war, ging sie mit ihrer Mutter auf eine Weltreise, die auch über Yokohama führte, wo der Vater so kurz nach ihrer Geburt verstorben war. Dort lernte sie einen deutschen Militärattaché kennen, den 35jährigen Leutnant Paul Walter Bartels, der mit ihr in Briefkontakt trat und sie zwei Jahre später in London heiratete. Doch die Ehe währte nur kurz. Mit ihr nach Yokohama zurückgekehrt, starb Bartels 1911 an einer Blinddarmentzündung, und sie war mit ihren zwei Söhnen allein. Durch die Heirat allerdings war sie Deutsche geworden, so daß sie nun, als der Krieg ausbrach, nicht nach England zurück konnte. Sie übersiedelte nach Deutschland und heiratete dort 1916 einen Regimentskameraden ihres Mannes, Eberhard von Reckow, von dem sie ebenfalls noch einen Sohn bekam. An eine Rückkehr nach England war damit aber erst recht nicht mehr zu denken, sondern es setzte sich der Widerspruch zwischen ihren zwei Familienbindungen bis über das Ende des Zweiten Weltkrieges hinaus fort.

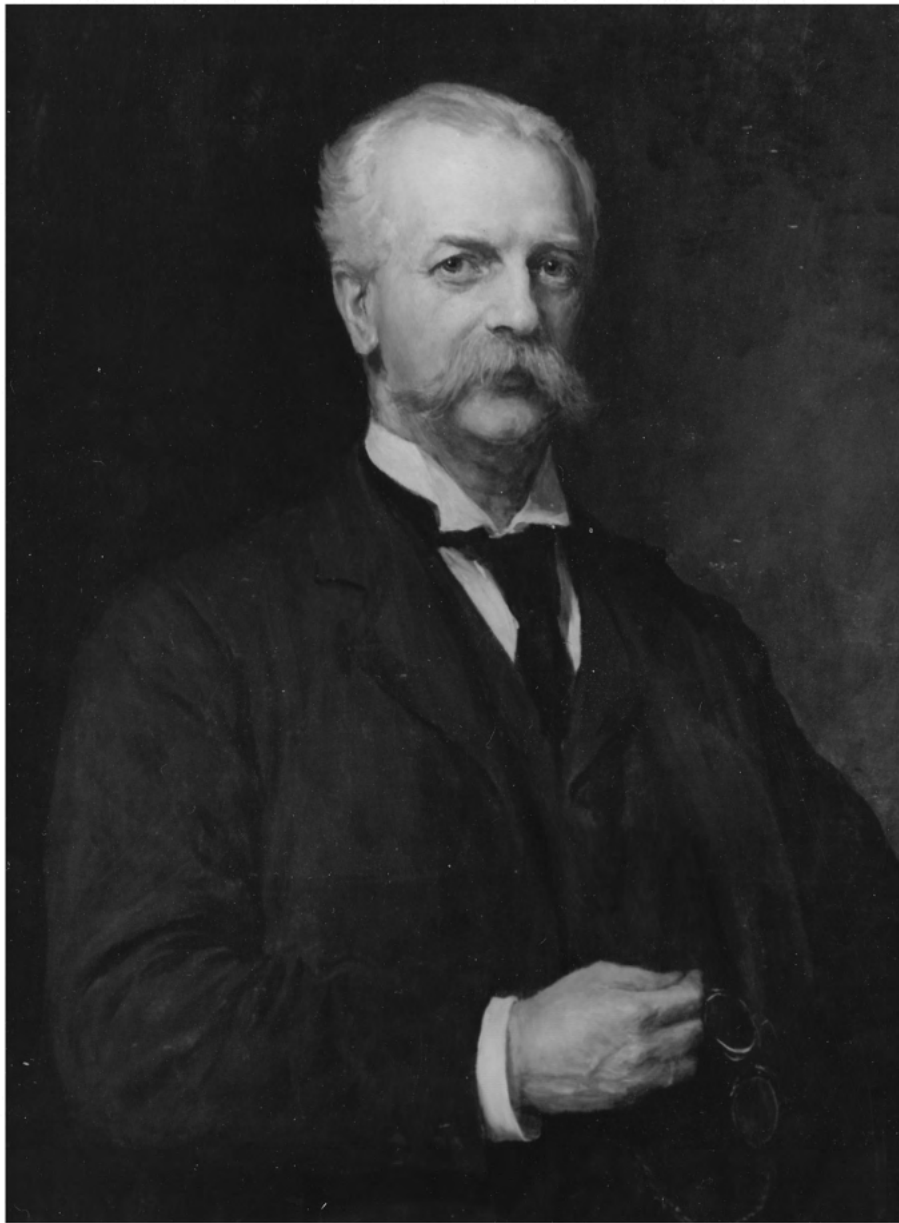
Zwischen den Kriegen war sie allerdings immer wieder einmal mit ihren Söhnen in Crockhamhill zu Besuch, so daß etwas von der englischen Welt auch ihnen wieder zugänglich wurde. Und während der Kriege wurden – man hatte ja genügend Verwandte in der Welt – über Drittländer wenigstens Briefe gewechselt. Die Söhne aus der ersten Ehe wurden ihr dann allerdings früh entrissen. Der ältere starb mit zwanzig an einer Infektionskrankheit, der zweite unmittelbar nach Kriegsende, nachdem er als deutscher Soldat 1945 bei Eckernförde in britische Gefangenschaft geraten war, bei einem Transportunfall. Seine eigene Nachricht, daß er den Krieg heil überstanden habe, und die amtliche Mitteilung, daß er tödlich verunglückt sei, erreichten die Mutter in Frankfurt am Main am selben Tag. So blieb ihr nur der dritte Sohn, der Kaufmann wurde, und über seine Kinder und Enkel ist dieser Familienstrang inzwischen auch gänzlich wieder in seinen deutschen Ursprung zurückgekehrt.

Auffällig an der gesamten Melchers-Ahrens-Nachkommenschaft ist das hohe Alter, das alle und besonders die Frauen hier erreicht haben. Es war dies offenbar ein Erbeil ebenso von Carl Eduard Melchers wie

eins von Hermina, denn auch beider bremische Vorfahren wurden alt. Die nach Deutschland zurückgekehrte Hermina erreichte trotz ihres nicht leichten Lebens ein Alter von 91 Jahren, ihre Schwester Christiana wurde 93, ihre Halbschwester Helene 94, Amory 81, und nur der Wildfang Dorothee starb mit etwas über 60 Jahren relativ früh. So haben sie alle nach dem Krieg auch Magdas Lesmona-Briefe noch kennengelernt und sich des Bildes ihres Elternhauses und ihrer glücklichen Jugendjahre darin erfreut, gerade als auch im konservativen England diese Zeit vorbei und für immer vergangen war.



*(29) London, 189 Old Brompton Road (vormals 2 Moreton Gardens)  
Stadthaus von Carl Eduard Melchers, wo Magda 1895 zu Besuch war.*



(30) Carl Eduard Melchers, Magdas Onkel (1898)  
(gemalt von Hubert Herkomer)



(31) Hermina Melchers (geb. Mosle, verw. Ahrens) Magdas Tante (1897)





(32) *Hermina Melchers mit ihren Töchtern (Frühjahr 1894): auf ihrem Schoß Dorothee, ganz links Helene; links und rechts neben ihr Hermina und Christiana Ahrens, hinter ihr Stieftochter Amory*

## Kapitel 9 Magdas Brüder – Bertha und ihr Mann – Max Grobien

Über wen aus Magdas Briefen muß noch berichtet werden? Über Bertha und ihren Mann natürlich, über ihren Freund Max, doch zunächst einmal über ihre beiden Brüder, so wenig auch bei ihr von ihnen die Rede ist. Von dem einen erfahren wir nur, daß er Kaufmann in China ist und nach fünfjähriger Verlobung mit seiner Braut nicht mehr recht glücklich, was sie sich für ihre eigene Entscheidung gesagt sein lassen will. Von dem anderen, Carly genannt, aber erfahren wir gar nichts. Er wird nur erwähnt, weil er mit ihr und den Eltern auf Norderney zusammentrifft und ihr bei dieser Gelegenheit das Verlöbnis wieder ausreden soll, zu dem sie sich gerade entschlossen hat. Doch da er sehe, wie unglücklich sie sei und sie lieb habe, so ihre Mitteilung, lasse er sie damit in Ruhe. Das ist schon alles, und es ist, bedenkt man, wie stolz Mädchen ihres Alters sonst auf ältere Brüder sind, doch von verdächtiger Kargheit. Was also war mit ihnen? Und was bedeutet es, wenn die Mutter ihr einmal schreibt, sie möge den Eltern doch keinen unnötigen Kummer machen, sie hätten mit ihren Brüdern schon Kummer genug?

### *Carl Alfred Melchers*

Der ältere, im Herbst 1894 nach Norderney kommende Carly (eigentlich Carl Alfred) war damals 27 Jahre alt, und so könnte man ihn sich in irgendeinem Berufsverhältnis vorstellen. Doch dem war nicht so, leider bei weitem nicht, denn Carly war ‚erblich belastet‘. Wie schlecht es um ihn stand, geht unmittelbar daraus hervor, daß man sich mit ihm auf Norderney trifft, bedeutet es doch nichts anderes, als daß man sich in Bremen mit ihm nicht mehr sehen lassen wollte. Zwar kamen Fälle wie der seine in allen ‚besseren‘ Familien vor, und man brauchte sich hier eigentlich nichts vorzumachen. Aber ‚nach unten‘ war es doch peinlich und überdies die Gefahr groß, daß solchen Menschen heimlich vergolten wurde, was man sonst der Familie an Ehrerbietung schuldig war. So brachte man sie lieber auswärtig unter und traf sich mit ihnen an Orten, wo man nicht bekannt oder unter sich

*Kapitel 9*  
*Magdas Brüder – Bertha und ihr Mann –*  
*Max Grobien*

Über wen aus Magdas Briefen muß noch berichtet werden? Über Bertha und ihren Mann natürlich, über ihren Freund Max, doch zunächst einmal über ihre beiden Brüder, so wenig auch bei ihr von ihnen die Rede ist. Von dem einen erfahren wir nur, daß er Kaufmann in China ist und nach fünfjähriger Verlobung mit seiner Braut nicht mehr recht glücklich, was sie sich für ihre eigene Entscheidung gesagt sein lassen will. Von dem anderen, Carly genannt, aber erfahren wir gar nichts. Er wird nur erwähnt, weil er mit ihr und den Eltern auf Norderney zusammentrifft und ihr bei dieser Gelegenheit das Verlöb- nis wieder ausreden soll, zu dem sie sich gerade entschlossen hat. Doch da er sehe, wie unglücklich sie sei und sie lieb habe, so ihre Mitteilung, lasse er sie damit in Ruhe. Das ist schon alles, und es ist, bedenkt man, wie stolz Mädchen ihres Alters sonst auf ältere Brüder sind, doch von verdächtiger Kargheit. Was also war mit ihnen? Und was bedeutet es, wenn die Mutter ihr einmal schreibt, sie möge den Eltern doch keinen unnötigen Kummer machen, sie hätten mit ihren Brüdern schon Kummer genug?

*Carl Alfred Melchers*

Der ältere, im Herbst 1894 nach Norderney kommende Carly (eigentlich Carl Alfred) war damals 27 Jahre alt, und so könnte man ihn sich in irgendeinem Berufsverhältnis vorstellen. Doch dem war nicht so, leider bei weitem nicht, denn Carly war ‚erblich belastet‘. Wie schlecht es um ihn stand, geht unmittelbar daraus hervor, daß man sich mit ihm auf Norderney trifft, bedeutet es doch nichts anderes, als daß man sich in Bremen mit ihm nicht mehr sehen lassen wollte. Zwar kamen Fälle wie der seine in allen ‚besseren‘ Familien vor, und man brauchte sich hier eigentlich nichts vorzumachen. Aber ‚nach unten‘ war es doch peinlich und überdies die Gefahr groß, daß solchen Menschen heimlich vergolten wurde, was man sonst der Familie an Ehrerbietung schuldig war. So brachte man sie lieber auswärtig unter und traf sich mit ihnen an Orten, wo man nicht bekannt oder unter sich

war. Auch an keiner der Familienfeiern, von denen Magda berichtet, nahm Carly noch teil.

Dabei waren seine Anfänge sogar noch vorzeigbar. Zwar war er schon als Kind schwächlich, ängstlich, übernervös, konnte aber doch mit Hilfe von Privatstunden noch bis zum ‚Einjährigen‘ die Schule besuchen und absolvierte danach auch noch eine kaufmännische Lehre. Sogar noch dem einjährigen Militärdienst kam er nach, wenn auch in einer ausgesprochenen Schonstellung. Die Übernahme in die väterliche Firma kam dann jedoch nicht mehr in Betracht. Er hatte Asthma, Migräne, Schlafstörungen und bekam bei der geringsten Anspannung Zuckungen im Gesicht. Der heikle Onkel Christian aus den *Buddenbrooks* – „Ich kann es nun nicht mehr!“ – fällt einem ein, und in der Tat scheint sich auch Carly darauf kapriziert zu haben, unter allen Melchers-Nachkommen der unbedingt kränkste zu sein. Dabei wäre es interessant zu wissen, wieviel zu solchen anscheinend regelmäßigen Ausfällen auch der Druck beigetragen hat, der auf den ältesten oder den älteren Söhnen in diesen Familien lastete. Doch das allein kann es nicht gewesen sein. Nicht nur wurden viele von ihnen ja auch mit diesem Druck fertig, Carlys Zustand besserte sich auch nicht, als er ihn los war. Er blieb so wehleidig wie zuvor und war wegen seiner paranoiden Selbstbezogenheit auch gesellschaftlich immer schwerer zu ertragen.

Was aber mit ihm anfangen? Da er sich seiner Kopfschmerzen wegen eine Arbeit an der frischen Luft wünschte, wurde beschlossen, ihn Landwirt werden zu lassen, ein übrigens auch in den anderen Lesmona-Familien in verdächtiger Regelmäßigkeit vorkommender Fall. Er besuchte zunächst verschiedene Güter als ‚Volontär‘ (auch sicherlich das der Familie Schellhass in Mecklenburg), hielt sich dann für ein Jahr auf der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Leipzig auf und erhielt 1895, bald nach seinem Besuch auf Norderney, in Sachsen einen Hof. Doch auch das stellte sich als Überforderung heraus. Nicht nur brauchte er stets jemanden, der alles dirigierte, er scheiterte zumal – und damit wird es nun doch tickhaft – an der Steuererklärung. In Sachsen mußten damals die Freiberufler ihr Einkommen noch selbst schätzen und es dem Finanzamt gegenüber lediglich beedigen. Carly jedoch kam über den Eid nicht hinweg. Er verlor sich in endlosen Berechnungen und fiel aus Sorge um einen Meineid von einer Nervenkrise in die andere. So mußte nach drei Jahren der Hof wieder

verkauft werden, der freilich ohnehin nichts abgeworfen hatte, und mit seiner Berufstätigkeit war es vorbei.

Denn von nun an war sein Leben ein reines Anstalts- und Patientenleben, an dem einzig interessant ist, wie es organisiert war. Für Fälle wie den seinen gab es damals komfortable psychiatrische Kuranstalten, in denen man praktisch die gesamte Oberschicht der Zeit noch einmal wie in einem Zerrspiegel wiedertraf. Die berühmteste von ihnen war das Sanatorium *Bellevue* in Kreuzlingen am Bodensee, begründet 1857 von Ludwig Binswanger und von da an bis zur Schließung im Jahre 1980 stets in Binswangerschen Händen. Es war dies ein ausgedehntes Villen- und Parkareal, in dem die Patienten wie Privatleute wohnen und sich bewegen konnten und nur nach Wunsch und Bedarf psychiatrisch betreut wurden. Mit Zwangsjacken, Eisbädern oder Elektroschocks wurde die hier versammelte vornehme Kundschaft deshalb auch nur im Notfall traktiert, sondern man setzte frühzeitig auf Gespräche, Entspannung und Ablenkung. Mit der Zeit entwickelte sich so in den Binswangerschen Anstalten nicht nur eine fortschrittliche Psychiatrie, sondern auch ein ausgesprochenes Kulturleben, das mit seinen Konzerten, Dichterlesungen und Vorträgen auch Nicht-Patienten in größerer Zahl anzog. Friedrich Dürrenmatt hat in seinen *Physikern* diesem Anstaltstyp ein ironisch-anschauliches Denkmal gesetzt.

Carl Alfred Melchers kam erstmals 1899 für einige Monate nach Kreuzlingen und von da an in lockeren Abständen für zum Teil mehrjährige Aufenthalte immer wieder. Da ihm außer nervlichen Beschwerden – Angstzuständen, Verfolgungswahn, Krankheitsbefürchtungen aller Art – nichts fehlte, konnte er die Anstalt aber auch jederzeit wieder verlassen und sich nach Gutdünken anderswo aufhalten. Einen festen Wohnsitz hatte er jedoch nie mehr. In den Wintermonaten zog es ihn zumeist nach Italien, nach Florenz oder Neapel, im Sommer hingegen oft nach Dresden, wo zu den Verwandten aus der Struve-Linie noch ein gewisser Kontakt bestand. Nach Möglichkeit hielt er sich einen Pfleger, jüngere Männer zumeist, zu denen er jedoch immer auf Abstand blieb, da er nach einer entsprechenden Erfahrung aus früheren Jahren krankhaft befürchtete, erpreßt oder ausgenutzt zu werden. Seine Versorgung regelte er, bis auf die letzten Jahre, allein. Die 300 000 Mark, die ihm die Eltern überlassen hatten, trugen ihm monatlich etwa 1000 Mark Zinsen ein (immerhin Gustav Paulis Direktorengeloh), und das genügte, seine ansonsten bescheidenen Ansprü-



che zu befriedigen. Nicht einmal die Inflation brachte ihn hier in Verlegenheit. Teils hatte er sein Vermögen in Schweizer Franken angelegt, teils in wertbeständigen Aktien, so daß bei seinem Tod immer noch 250 000 Mark übrig waren. Der Pfleger kostete ihn übrigens noch in den 30er Jahren nicht mehr als zehn Mark pro Tag, vier Mark Barlohn und sechs Mark für Kost und Logis.

Als er die Sechzig überschritten hatte, ging es mit seiner Gesundheit allerdings bergab. Er selbst führte das darauf zurück, daß einmal ein Mann mit einer Sense so scharf an ihm vorbeigestrichen sei, daß er seine linke Seite von da an nicht mehr habe gebrauchen können. Auch hier wieder könnte man an Christian Buddenbrook denken, der über seine links ‚zu kurzen Nerven‘ klagt, doch komisch war Carly nie, bestenfalls mitleiderregend, und in den letzten Jahren nur zunehmend verwirrt, hilflos und apathisch. Solange er noch unterwegs sein konnte, hatte er sich mit Eltern und Geschwistern gelegentlich in Badeorten getroffen, aber seit er im Rollstuhl saß, blieb er in Kreuzlingen allein. Zu Magda allerdings riß die Verbindung nie ab. Denn als ihm wegen seines Zustandes amtlicherseits ein Beistand verordnet werden sollte, besorgte sie ihm von Hamburg aus einen Anwalt, der ihn in dieser Angelegenheit vertrat. Die Folge war allerdings ein bizarrer Gutachterstreit, in dem nicht weniger als vier hochkarätige Schweizer Psychiater – gegen Honorar, versteht sich – darum rangen, ob in seinem Falle ein Beistand ausreiche oder nicht besser ein Vormund zu bestellen sei. Als nach einem halben Jahr die Beistands-Partei schließlich siegte, war für ihn die Sache freilich ausgestanden; kurz nach der amtlichen Beschlußfassung starb er im März 1938 in einem Züricher Spital.

Bei der Testamentseröffnung zeigte sich, daß er an seiner Liebe zu Magda immer festgehalten hatte. Er hatte sie zu seiner Universalerbin gemacht, und zwar ungeachtet seines Argwohns, daß Gustav Pauli hinter seinem Rücken seine Enterbung betrieben oder durchgesetzt hätte. Zu jener Zeit wird ihr das nicht viel bedeutet haben, da sich ihr ältester Sohn gerade das Leben genommen hatte, aber nach dem Krieg kamen ihr die in der Schweiz liegenden 100 000 Franken sehr zustatten. So hat der geschäftsunfähige Carly, Ironie der Verhältnisse, sein Vermögen noch fast am besten über die Wirren der Zeit hinweggebracht. Was seine Nervenschwäche angeht, so gingen übrigens seine Gutachter einhellig davon aus, daß es sich um ein Erbleiden handelte, d.h. Erziehungs- oder Milieueinflüsse kamen für sie noch überhaupt

nicht in Betracht. Wenn dabei allerdings, von der Spökenkiekerei irgendwelcher Urgroßmütter angefangen bis hin zu seinem uhrensammelnden Onkel, akribisch dargelegt wird, wer alles schon vor ihm in seiner Familie an irgendwelchen Ticks litt, kommen einem an dieser Art Beweisführung doch Zweifel. Magda ist robust und hellwach immerhin 95 Jahre alt geworden, und auch ihr Bruder, der andere, hat zu Schwächefeststellungen dieser Art keinen Anlaß gegeben.

### *Gustav Adolf Melchers*

Dieser zweite, *Georg* genannte Bruder, hieß mit richtigem Namen Gustav Adolf Struve Melchers, wobei *Struve* als Reverenz gegenüber seinen mütterlichen Vorfahren ein Bestandteil seines Vornamens war. Es war dieser Brauch wohl nicht allzu verbreitet, denn im Allgemeinverkehr schloß man oft auf einen Doppelnamen, also Struve-Melchers, was sich als Mißverständnis sogar bis in die Adreßbücher hineinziehen konnte. Erwähnt wird dieser Bruder von Magda hauptsächlich wegen seines fünfjährigen Verlobungsverhältnisses, das ihr als abschreckendes Beispiel auch für ihre eigene Entscheidung vor Augen steht. Besonders die kurz vor seiner Hochzeit mitgehörte Bemerkung ihres Vaters, daß sie etwas aus seinem Leben auf keinen Fall erfahren dürfe, da sie noch ein ‚ganzes Kind‘ sei, gibt ihr hier zu denken. Den Verdacht, daß es sich um ein uneheliches Kind handeln könnte, wagt sie zwar nicht auszusprechen, doch später wird dieser Bruder einmal öffentlich darüber Klage führen, wie lächerlich empfindlich man in Norddeutschland – im Unterschied etwa zu Bayern – gegenüber unehelichen Kindern sei, so daß sie das Richtige hier wohl herausgehört hat. Ihre Distanz zu diesem Bruder, von dem sie ausdrücklich sagt, er habe ihr ‚nie nahe gestanden‘, rührte schon aus ihrer Kindheit. In ihren Erinnerungen berichtet sie, daß er ihr damals – er war sechs Jahre älter als sie – oft auf rohe Art Angst gemacht habe, und das blieb ihr im Gedächtnis.

Von seiner Jugendzeit in Bremen hat Gustav Adolf Melchers ausführlich selbst erzählt, und zwar in einem Buch, das er 1940 für seine Nachkommen privat auflegte. Bemerkenswert an diesem überwiegend anekdotisch gehaltenen Bericht ist vor allem, was er über den Erziehungsdruck in seinem Elternhaus und zumal über die Strenge seines Vaters mitteilt. Er habe den Vater nie lachen gesehen, schreibt er, selten ein freundliches Wort aus seinem Munde gehört und besonders unter seiner Engherzigkeit sehr gelitten. Noch als Siebzehnjähri-

ger habe er über die wöchentlich eine Mark Taschengeld auf Heller und Pfennig abrechnen müssen, kaum Ausgang gehabt, pünktlich auf die Minute am Tisch sitzen müssen, wo der dann freilich nur examiniert worden sei usw. Selbst für den Gebrauch verschiedener Sorten von Geschirr hätten eiserne Regeln gegolten, so daß der Vater, als die Mutter für ihn und seine Freunde einmal ‚das Gute‘ hatte aufdecken lassen, es vor den Augen dieser Freunde wieder abdecken ließ, wenn schon jene, kaum daß er weg war, sofort wieder umzudecken befahl. Waren die Eltern auf Reisen und er nur dem Personal unterstellt, geriet er entsprechend außer Rand und Band. Traurig-bezeichnend amüsieren ihn seine Flegeleien aber noch im Alter, so daß er aus seiner unreifen Protesthaltung wohl nie herausgekommen ist. Auch in der Schule beehrte er einmal auf. Dem Griechischlehrer, der ihm sein Übungsheft ins Gesicht warf, schleuderte er es umgehend in seine ‚elende Visage‘ zurück, so daß er, relegiert, für ein halbes Jahr in Osnabrück die Schule besuchen mußte.

Nach dem ‚Einjährigen‘, einer kaufmännischen Lehre und dem Militärdienst ging er 1890 für vier Jahre in die Firma seines Onkels nach China. Daß er hier, aller Aufsicht ledig, gewaltig über die Stränge schlug, darf man annehmen, und eben dabei scheint ihm auch eine Frauengeschichte erheblich zu schaffen gemacht zu haben. In einem Roman, den er später geschrieben hat – in der Tat, er versuchte sich als Schriftsteller –, erzählt er, daß es in Shanghai zu einem längerdauernden Verhältnis mit einer geschiedenen Franco-Kanadierin kam, die ihn, als er zum Heiraten zurück nach Bremen mußte, nicht freigeben wollte. Wenn die Schlüsselgeschichte zutrifft (er schreibt natürlich in der Dritten Person, aber der autobiographische Charakter ist unverkennbar), so ist sie ihm auf der Heimreise bis nach San Francisco gefolgt, wo er sie nur durch ein Täuschungsmanöver loswerden konnte. Als er mit seiner Frau nach China zurückkehrte, hat sie ihm aber noch einmal aufgelauert und sich ihm so genähert, daß er ernsthaft befürchtete, sie werde ihn erschießen. Nur durch eine geistesgegenwärtige Verbeugung vor ihr konnte er offenbar eine Katastrophe abwenden und ist dann nicht mehr von ihr behelligt worden.

Das oder ähnliches (wahrscheinlich kam auch noch ein uneheliches Kind hinzu) ist also der Hintergrund jener Verlobung und Hochzeit, von der Magda im Herbst 1894 berichtet. Daß sich ihr Bruder nur aus Pflichtgefühl auf diese Heirat noch einläßt, empfindet sie richtig, aber

ob diese Ehe, wäre sie früher geschlossen worden, glücklicher verlaufen wäre, darf man bezweifeln. Nach außen entwickelte sie sich aber zunächst normal. Gleich nach der Hochzeit fuhr Gustav mit Emilie (einer geborenen Fritze, Kaufleute in Bremen und New York) zurück nach China, wo für sie herrschaftlich gesorgt war. Er hatte für sie beide in Shanghai eine *Villa Lesmona* errichten lassen, neben der das Original nur eine Kate war, ein Gebäude, groß wie ein mittelstädtischer Bahnhof und geeignet, bei offiziellen Anlässen die gesamte deutsche Kolonie darin zu empfangen. Mehr als ein Dutzend Angestellter versorgte das Haus, für alles hatte man Personal, und selbst um die Geschäfte brauchte sich der Hausherr offenbar nicht zu kümmern (auf Fotos immer mit Weinflasche). Auch bekamen sie Kinder, noch in China zwei Töchter und eine weitere Tochter und einen Sohn nach der Rückkehr nach Bremen, und alle wuchsen gesund heran. Nur leider vertrug er sich mit seiner Frau nicht, vertrug auch vielleicht die Anforderungslosigkeit seines Daseins nicht und meinte, in seiner Ehe die Hölle zu haben. Er fand Emilie kleingeistig, putzsüchtig, verschwenderisch, verdächtigte sie des Ehebruchs und fühlte sich von ihren Sticheleien wegen seiner ornamentalen Berufsrolle gepeinigt bis aufs Blut. Aber natürlich wird auch sie ihm ihre Vorwürfe zu machen gehabt haben, ein reifer Mann war er gewiß nicht.

1899 nach Bremen zurückgekehrt, dauerte es bis zur Scheidung noch vier Jahre. Der Bruch kam, als er sich in eine Opernsängerin verliebte, die Ende 1901 von Wuppertal aus an das Bremer Stadttheater berufen worden war. Sie hieß Susanne Levysohn (Künstlername Lavalle) und war die Tochter von Arthur Levysohn, dem langjährigen Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*. In Bremen gehörte sie nicht zur ersten Besetzung, gefiel aber in Rollen von etwas leichtfertigen Frauen und 1903 besonders als Violetta in Verdis *La Traviata*. Sie habe „die wechselnden Stimmungen der schönen, gefühlvollen Sünderin überzeugend herausgearbeitet“, hieß es in der Presse, also die Stimmungen einer Luxusdirne, um derentwillen ein Mann aus der besseren Gesellschaft seine ganze Existenz aufs Spiel setzt, während sie sich ihm doch schließlich, um ihn nicht zu ruinieren, entzieht. Ahnte man, daß da auch ein Stück Leben mit eingegangen war? Denn zu jener Zeit setzte der Juniorchef aus dem Hause *Melchers & Co.* seine Existenz für sie auf's Spiel und war immer öfter statt in seinem Haus an der Parkallee in ihrer Wohnung in der Birkenstraße zu finden. Sie allerdings gab seiner Werbung nach. Sie war unverheiratet, 33 Jahre alt, und es war

absehbar, daß ihre Bühnenlaufbahn über den in Bremen erreichten Stand nicht hinauskommen würde.

Daß Gustav Adolf Melchers auf diese Weise seine Firmenteilherrschaft und selbst sein Heimatrecht in Bremen für immer verwirkte, läßt sich selbst aus heutiger Sicht noch nachvollziehen. Ein Großkaufmann, der seine Frau und vier Kinder von zwei bis acht Jahren einer stadtbekanntem Opernsängerin wegen verließ, einer Frau mithin, deren Ruf, es mochte so unberechtigt sein, wie es wollte, in jedem Falle fragwürdig war, konnte in dieser Stadt keine Geschäfte mehr machen. Wie ernst man dies im Hause Melchers nahm, sieht man daran, daß seine Frau die Scheidung nicht in Bremen, sondern in Berlin einreichte (an den gesetzlichen Bedingungen lag das nicht, die waren inzwischen überall in Deutschland gleich), und daß man diese Scheidung im weiteren auch geheim hielt. Man streute aus, der junge Teilhaber habe sich mit seiner Familie aus der Stadt zurückgezogen und zur Ruhe gesetzt und hielt an dieser Version jahrzehntelang fest. Unter den Familienanzeigen stand weiterhin auch der Name des abtrünnigen Gustav Adolf ‚mit Frau und Kindern‘, und als die geschiedene Emilie 1920 nach Bremen zurückkehrte, bezeichnete sie sich im Adreßbuch als *Melchers, Gustav Adolf Struve, Frau*. Gleichwohl war das Ausscheiden dieses gerade erst 34jährigen Juniorpartners, des einzigen Familiennachfolgers, der zur Verfügung stand, für die Firma ein furchtbarer Schlag.

Für seine zweite Heirat fuhr Gustav Adolf Melchers mit Susanne Levysohn im Sommer 1904 nach London, da in Deutschland die Heirat des ‚Scheidungsgrundes‘ inzwischen einheitlich verboten war. Danach ließ er sich in Neuses bei Coburg nieder, auf dem abseits gelegenen kleinen Schloß Falkenegg, das er samt Gutsfläche gekauft hatte. Was ihn zur Flucht an diesen einsamen Ort bewogen hat, ist nicht zu erkennen. Seine Frau jedenfalls, an Publikum und Leben gewöhnt, hielt es dort nur aus, indem sie sich jede Menge Besuch einlud, und eben von diesem – Künstlern, Theaterleuten, Journalisten – mag er sich auch angeregt gefühlt haben, sich als Schriftsteller zu versuchen. Drei Bücher hat er in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg dort geschrieben, ein ‚Sachbuch‘ und zwei belletristische Werke, welche freilich – außer dem Skandal, den sie in Bremen machten – kaum jemanden interessierten. Zur Erhellung seiner Situation sind sie aber recht aufschlußreich, so daß sie uns gleich noch beschäftigen werden.

Überraschend angesichts der Scheidungsumstände erscheint, daß Gustav Adolf Melchers auch zwei seiner Kinder nach Coburg mitnehmen konnte, und zwar sogar die jüngeren, die vierjährige Hermine und den zweijährigen Carl Gerhard. Aber gerade sie waren noch mehr an ihr Kindermädchen als an ihre Mutter gewöhnt, und mit den Älteren hatte die Mutter es leichter. Doch hing er auch an seinen Kindern, und jedes Jahr wurden sie wechselseitig für einige Wochen ausgetauscht. Emilie hatte sich schon während des Scheidungsverfahrens, um das sich ihr Bruder kümmerte, mit den beiden Töchtern nach Italien geflüchtet und entschied sich dann dort auch – in Rom – zu bleiben. Die Sommer über aber kam sie immer nach Bremen, so daß in dieser Zeit der Kindertausch arrangiert werden konnte.

Von Gustav Adolfs Seite stand dafür allerdings bald nur mehr der Junge zur Verfügung. Das Mädchen war mit sieben Jahren auf dem steilen Weg von Falkenegg hinunter zur Schule bei Glatteis gestürzt und an den Folgen, einem Schädelbruch, gestorben. Für den Vater blieb das ein lebenslanges Trauma. Noch in seinen 1940 verfaßten Jugenderinnerungen, wo er dieses Kindes gedenkt, nennt er als Todesursache ‚Kinderlähmung‘, hat also wohl seiner Familie die wahre Ursache nie eingestanden. Das Kind wurde in Eisenach eingeäschert und die Urne dann im Bremer Familiengrab beigesetzt. Übrigens war auch in Neuses nicht bekannt, daß er geschieden und die Frau, mit der er zusammenlebte, nicht die Mutter seiner Kinder war; selbst auf dem Standesamt sah man sie dafür an.

1913 verkaufte Gustav Adolf Melchers Schloß Falkenegg wieder und siedelte mit Frau und Sohn nach Neubrandenburg über. Von Isolationsnöten abgesehen, dürfte das auch mit Geldproblemen zu tun gehabt haben, denn die weiteren Wohnsitze waren, wenn auch immer noch Villen, bescheidener und wurden zuletzt nur gemietet. Die Übersiedlung nach Mecklenburg war aber auch Ausdruck einer gewissen Bindungslosigkeit, nach dem Weggang von Bremen ist er einfach nirgendwo mehr heimisch geworden. 1914 wurde er, knapp 45 Jahre alt, noch zu den Waffen gerufen, nach einem halben Jahr Ostfront aber wieder entlassen. 1923 folgte dann ein Umzug nach Berchtesgaden und 1936 die Einmietung auf einem einsam gelegenen Hof bei Bad Reichenhall, wo er 1944 starb. Dieser erneute Rückzug in die Einsamkeit hatte allerdings wohl hauptsächlich damit zu tun, daß seine Frau Halbjüdin war und er es nach dem Erlaß der Rassegesetze nicht mehr für ratsam hielt, mit ihr noch offen in Erscheinung zu treten. An jenem



Ort, gleichsam in Rufweite von Hitlers ‚Berghof‘, blieb sie auch unbehellig und hat ihn um vier Jahre überlebt. In Geldnot waren sie bis zuletzt beide nicht, aber sie mußten sich doch mehr und mehr einschränken. Die Inflationsverluste seines Vaters bezeichnete Gustav Adolf für sich unumwunden als eine Katastrophe, denn selbst der Pflichtteil hätte natürlich genügt, ihn bis an sein Lebensende zu versorgen.

Die von ihm geschiedene Emilie hatte in dieser Beziehung eher weniger Probleme. Nicht nur mußte er für sie bezahlen – die beiden Töchter z.B. erhielten in Rom stets Privatunterricht –, sie war auch von ihrer eigenen Familie her vermögend und konnte sich, als sie 1920 nach Bremen zurückkehrte, deshalb auch wieder ein Haus hier kaufen. Damals nahm sie auch ihren Sohn zu sich, der durch seinen Eintritt bei *Melchers & Co.* die abgerissene Familientradition neu knüpfte. Aber auch bei ihren vornehm verheirateten Töchtern hatte sie stets einen Rückhalt. Beide führten nach einer Witwenschaft und einer Scheidung je drei Ehen, aus denen freilich nur ein einziges Kind hervorging. Als Emilie im Krieg in Bremen ausgebombt wurde, zog sie zu der älteren Tochter nach Bern, wo sie 1946 auch starb. Von dort hat sie nach Kriegsende an Magda sogar noch Pakete geschickt, d.h. sie blieb – anders als die Försterstochter im Kreise der Schellhass‘ – in die Familie ihres geschiedenen Mannes stets integriert. Er allerdings ist mit der Ausgrenzung, die das für ihn bedeutete, nie fertig geworden und hat sie seiner Familie stets zum Vorwurf gemacht.

Dies hat sich nachhaltig auch in seinen Büchern niedergeschlagen, die – so betrachtet – mehr fast Botschaften an diese Familie sind als Werke für ein allgemeines Publikum. Das neutralste von ihnen ist noch die 1908 erschienene zeitkritische Studie *Die Vergangenheit unserer Zukunft. Der Verfall unserer Vormenschen*. In Form eines Rückblicks aus fernster Zukunft geschrieben – ähnlich dem damals berühmten Zukunftsroman *Looking Backward* von Bellamy –, entwirft er hier ein Bild von dem, was seiner Meinung nach den Ländern des Westens und schließlich der ganzen Menschheit an Verfall bevorsteht. Doch nicht seine Dekadenz-Prognose ist das eigentlich Aufschlußreiche. Aufschlußreich ist vielmehr, von welchen Zeiträumen er dabei ausgeht. Einen ersten weltweiten Krieg als Auslöser gesellschaftlicher Umbrüche prophezeit er für 1974, das Ende der europäischen Monarchien (außer der englischen) für 1980, dann das Zerbrechen der Kolonialreiche, den Vormarsch der Sozialdemokratie, Anarchie usw. für die

nachfolgenden Jahrzehnte, so daß all die Dinge, die zehn Jahre später schon Wirklichkeit waren, ihm noch ein halbes bis ganzes Jahrhundert entfernt zu sein scheinen. Und ähnlich in wissenschaftlich-technischer Hinsicht: 1987 werde der Südpol entdeckt werden, im Jahre 2300 die Sonnenenergie nutzbar sein, im Jahre 2500 ein Flug von Berlin nach New York nur noch sieben Stunden dauern (die man allerdings wegen der Geschwindigkeit in Bauchlage zubringen müßte), hingegen der Traum, auf dem Mond landen zu können, dann für immer ausgeträumt sein u.a.m. Nichts verdeutlicht besser als diese Zeitvorstellungen, für wie festgefügt seine Generation ihre Lebensverhältnisse hielt und warum sie die ganze weitere Entwicklung so schwer hat begreifen können.

Was seine Kritik dieser Verhältnisse angeht, greift er vieles von dem auf, was damals alle fortschrittlichen und freidenkerischen Kräfte beanstandeten: den Schuldrill, die Getrennterziehung von Jungen und Mädchen, die verklemmte Sexualmoral (uneheliche Kinder!), Heirats- und Scheidungshindernisse (verbrecherische Familien versuchten selbst einander hassende Ehepartner an der Trennung zu hindern!), Modetorheiten, Standesdünkel und weiteres mehr. Nur wird man solcher Kritik bei ihm doch nicht froh. Denn von einem Moment zum anderen kann er auch in die borniertesten Stammtisch-Ansichten verfallen: gegen das Frauenwahlrecht, die Abschaffung der Todesstrafe, die moderne Medizin, Menschenrechte für Neger oder – ihn am meisten erbitternd – gegen die zunehmenden Ansprüche der Dienstboten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werde man diesen – eine Horrorvision! – feste Arbeitszeiten zugestehen müssen, Überstunden zu bezahlen haben, ihnen die Entleerung der Nachttöpfe nicht mehr zumuten dürfen, ihnen einen eigenen Hausschlüssel aushändigen müssen und was dergleichen Ungeheuerlichkeiten mehr sind. Mit anderen Worten: seine Gesellschaftskritik ist so brüchig und blind, wie es schlimmer nicht geht, nichts als das Herumschwadronieren eines verwöhnten und übellaunigen Pensionärs, dem einfach die ganze Welt nicht paßt.

Daß dies nicht zuletzt die Folge seines Herausfallens aus dem Bremer Herkommen war, zeigt sein 1914 entstandener Roman *Die neue Sintflut*. (Die zuvor noch erschienene Seelenwanderungs-Geschichte *Aus dem Jenseits*, mit allerlei Anspielungen auf familiäre Kränkungen durchsetzt, läßt sich nur als ‚Schmarrn‘ bezeichnen und kann übergangen werden.) Das erste Viertel dieses Romans entwirft ein so gehässi-

ges Bild von den Bremer Verhältnissen, daß es ihm ersichtlich nur darauf ankommt, sich diese Welt um jeden Preis madig zu machen. Geistlosigkeit, Kleinlichkeit, Anmaßung, Heuchelei, Lüsternheit, Freßsucht – keine Schlechtigkeit bleibt den hier porträtierten Angehörigen der Bremer Oberschicht unnachgesagt. Nur der noch junge Chef eines traditionsreichen Handelshauses macht eine Ausnahme und ragt, obwohl aus einer völlig degenerierten Familie stammend, als Lichtgestalt über alle hinaus. Keine Frage demnach, wer hier gemeint war, und da die Bremer Verwandtschaft sich in dem üblen Rest an gewissen Indizien ziemlich gut wiedererkannte, wollte man natürlich erst recht nichts mehr von ihm wissen. Schon in 20er Jahren wurde das Buch übrigens in mehreren Bibliotheken, die es angeschafft hatten, ‚vermißt‘, nur ein einziges Exemplar, das der Deutschen Bücherei in Leipzig, hat sich erhalten.

Die eigentliche Handlung des Romans ist dann, daß eine ungeheure Wasserflut über Europa hereinbricht und alles Leben auf dem Kontinent vernichtet. Nur der gut vorsorgende Held kann sich mit seiner Geliebten, einer in ihrer Ehe unglücklichen Kaufmannsfrau, auf einen Alpengipfel retten und wird nach dem Rückgang der Flut von einem aus Südamerika kommenden Suchschiff geborgen. Ein letzter schauernder Blick fällt abschließend auf die Stätte, die einmal Bremen gewesen war: „Spurlos verschwunden war die Stadt, begraben und erstickt unter dem Schlamm, der den Boden des Meeres bedeckt und den die Wogen hierher getragen.“

Als der Roman 1918 erschien, legte Gustav Adolf Melchers Wert auf die Feststellung, daß er ihn schon vor dem Krieg verfaßt und mithin diesen darin vorweggenommen habe. Doch davon kann keine Rede sein. Es ist dies nichts als die genußvolle Rache-Phantasie eines Ausgestoßenen, der die ‚guten Verhältnissen‘, um die er sich leichtfertig selbst gebracht hatte, nun auch den anderen entziehen wollte. Auch seine Schriftstellerei war nur der hilflose Versuch, es den Seinen dann wenigstens auf diesem Gebiet noch zu zeigen. Als alle drei Bücher keinen Erfolg hatten, hat er auch nichts mehr veröffentlicht. Die im Alter noch privat aufgelegten Jugenderinnerungen sollten vielleicht eine Versöhnungsgeste sein, aber da waren die meisten derjenigen, mit denen er sich überworfen hatte, schon tot.

Berücksichtigt man, um noch einmal auf Magda zu kommen, für ihre häusliche Situation auch den Weg ihrer Brüder, so versteht man

besser, warum die Eltern wünschten, daß wenigstens sie eine vorzeigbare Entwicklung nehmen, d.h. mit ihrer Heirat für einen gewissen familiären Glanz sorgen sollte. Denn offenbar trauten sie auch dem zweiten Sohn damals schon nicht mehr viel – oder alles mögliche – zu. Und man versteht auch, warum sie von ihnen, wie sie an Thomas Mann schreibt, in ihrem späteren Leben ‚auf Händen getragen‘ wurde. Sie hatte ihre Sache eben doch noch vergleichsweise gut gemacht. Auf der anderen Seite ist der abtrünnige Gustav für sie aber vielleicht wichtiger geworden, als man wegen der Distanz, in dem sie immer zu ihm stand, vermuten sollte. Er hatte sich nicht gescheut, Bücher her auszubringen, mit denen er sein Elternhaus auf’s übelste ins Gerede brachte, so daß ihr die Herausgabe ihrer Mädchenbriefe daneben nahezu harmlos erscheinen konnte. Daß sie es dann dennoch nicht wagte, ihren Namen preiszugeben, macht deutlich, welche Tabuverletzung ihr Bruder mit seinen Büchern beging – aber ohne dieses Beispiel wäre es wahrscheinlich selbst zu dieser Form der Veröffentlichung nicht gekommen. Und dies wenigstens wollen wir dem Schriftsteller Gustav Adolf Melchers zugute halten.

### *Bertha und ihr Mann*

Von Magdas Freundin Bertha haben wir trotz der vielen Briefe, die an sie gerichtet sind, ein nur undeutliches, beinahe unansprechendes Bild. Von ihren eigenen Lebensproblemen erfahren wir kaum je etwas, und was sie zu denen Magdas zu sagen hat oder was diese von ihr zitiert, sind nichts als beschwichtigende und mitunter auch etwas fade Gemeinplätze. Ein zutreffendes Bild? Zunächst einmal ist schon nicht vorstellbar, daß ein über Jahre sich hinziehender Briefwechsel so bloß nach einer Seite hin geführt wird, wie es hier sich darstellt. Magda muß also zahlreiche Briefe und Briefpassagen, in denen sie ihrerseits auf die Erlebnisse Berthas eingegangen ist, aus ihrer Sammlung ausgeblendet haben. Aber auch die wenigen Briefe, die sie von ihr einbezieht, sofern überhaupt so geschrieben, kennzeichnen ihr Wesen als ganzes sicherlich nicht. Aus einem der Briefe Magdas erfahren wir einmal, daß Bertha sich mit ihrem nachmaligen Verlobten heimlich bei dessen Schwester trifft, und sogar sie muß diese Kühnheit bewundern. Oder wir hören, daß sie in der Familienfehde um die Försterstochter auf deren und der Seite ihres Bruders steht, was auch nicht selbstverständlich war. Früher in Danneborth aber, so Magdas Kindheitserinnerungen, ist Bertha immer in die Reithosen ihres Bruders gestiegen,

um den einzigen Damensattel ihr zu überlassen. Mag sie also auch „besser, fleißiger, klüger und so viel sanfter“ gewesen sein, wie sich Magda dort an sie erinnert – temperamentlos war sie sicherlich nicht.

Daß die Jugendgeschichte der beiden Freundinnen fast die gleiche war, haben wir schon berührt. Annähernd gleich alt, Bertha nur zehn Monate älter, gingen sie in Bremen gemeinsam zur Schule, gemeinsam zur Reitstunde und zum Klavierunterricht, fuhren gemeinsam in die Ferien und bestanden auch ihre ersten ‚Liebesabenteuer‘ gemeinsam. „Wir waren wie Schwestern, ohne die Reibungen, die bei Schwestern unvermeidlich sind“, heißt es in den Kindheitserinnerungen. Erst nach Abschluß der ‚Höheren Töchterschule‘ trennten sich ihre Wege, d.h. es wurde nun absichtlich dafür gesorgt, daß nicht nochmals ein gemeinsamer Lebensabschnitt sich anschloß. Magda kam 1891 auf das Internat nach Vevey, wo sie Französisch lernen sollte, und Bertha wurde auf ein Haushaltungspensionat in Kiel geschickt. Damit begann ihr Briefaustausch, den sie dann auch bei allen späteren Trennungen beibehielten.

Daß sich Bertha, 19 Jahre alt, mit dem 25jährigen *John Deneken* verlobte, war ihren Eltern – trotz ihrer Heimlichtuerei – sicherlich ganz recht. Sie selbst hatten den jungen Mann bei sich eingeführt, wobei der Kontakt zu ihm über seine Schwester bzw. seinen Schwager zustande gekommen sein wird, der ebenfalls in Bremen Kaufmann war. Max Jänecke, wie er richtig hieß, stammte aus dem seit 1827 in Hannover bestehenden Druck- und Verlagshaus *Gebrüder Jänecke*, das u.a. den *Hannoverschen Courier* herausgab. Nach dem ‚Einjährigen‘ hatte er Buchhändler gelernt, dann das Abitur nachgemacht, 1892 in Marburg mit einer wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit promoviert und war nach mehreren Auslandsaufenthalten (auch in den USA) in der väterlichen Firma Prokurist geworden. So war er also ein ausgezeichnete Bewerber, und es gab keinen Grund, Bertha hier in den Weg zu treten.

Allerdings hatte er in seinem Beruf, wie sich im August 1894 auch in den Lesmona-Briefen andeutet, schon damals Schwierigkeiten. Der *Courier*, ein dem gehobenen Journalismus verpflichtetes Nachrichten- und Meinungsblatt, konkurrierte mit dem populären *Hannoverschen Anzeiger*, und Max Jänecke, der ehrgeizig auf Qualitätsverbesserung setzte, konnte die Auflage nicht halten. Oder war er vielleicht auch für

eine solche Aufgabe nicht der rechte Mann? Wenn man liest, daß er nachmittags am liebsten mit seiner Frau musiziert, er auf der Geige, sie am Klavier (wobei Magda ihn noch mahnen muß, Bertha während der Schwangerschaft nicht zu überfordern), oder wenn er später auch für Magdas Verlobungskonflikt jede Zeit hat, so kann man jedenfalls den Eindruck gewinnen, daß die Zeitung für ihn nicht das wichtigste war. Das blieb dann auch so, und so nahmen seine Schwierigkeiten noch zu.

Über den Verlauf der kurzen Ehe zwischen ihm und Bertha sind wir durch Magdas Briefe einigermaßen unterrichtet. Nach der Hochzeit am 16. März 1895 bezog das Paar eine bürgerliche Stadtwohnung in Hannover, Arnswaldtstraße 3, und Bertha bekam dort im Februar 1896 einen Sohn. „Die glückliche Geburt eines prächtigen Jungen zeigen hocheifrig an ...“ lautete stolz die Anzeige, die die Eltern am Tag nach der Niederkunft in den *Courier* setzen ließen. Da allerdings trug Bertha die Infektion, der sie am 15. März, am Vorabend ihres ersten Hochzeitstages, erliegen sollte, wahrscheinlich schon in sich: Kindbettfieber. Es war dies eine zumeist unter der Geburt erfolgende Ansteckung mit ganz gewöhnlichen Bakterien, die sich dann im Unterleib ausbreiteten und bei nicht genügenden Abwehrkräften zu tödlichen Entzündungen führten. Annähernd jede zehnte Frau, die damals in Preußen im gebärfähigen Alter starb, starb auf diese Weise, im Jahre 1896 über viertausend, auf 300 Entbindungen ein Todesfall. Dabei wußte man bereits, daß mit sogfältiger Desinfektion diesem Übel beizukommen war, und bei Krankenhausentbindungen waren die statistischen Werte auch schon weit günstiger. Aber über 98 Prozent der Geburten in Preußen waren damals noch Hausgeburten, und auf dem Lande holte man oft noch nicht einmal die Hebamme. In Berthas Kreisen allerdings, wo man es an Vorsorge nicht fehlen ließ, war ein solcher Tod doch ungewöhnlich und der Schock um so größer. „Tief gebeugt“ stand unter der Anzeige, mit der Max Jänecke dieses Ende „im Alter von 21 Jahren“ in Bremen bekanntgab, und als sechs Monate später auch noch das Kind starb, das Berthas Eltern zu sich genommen hatten, hielt er sich endgültig für einen vom Schicksal Geschlagenen. Magda, die dazumal selbst ihr erstes Kind erwartete, war mit auf dem Engesohder Friedhof, als der kleine Sarg zu dem der Mutter ins Grab gesenkt wurde, und sie wird sich bitter gesagt haben, daß glücklich zu heiraten noch lange keine Gewähr für ein glückliches Leben sei.



Max Jänecke stürzte sich nach dem Tod Berthas in Arbeit. Er wurde Mitbegründer des deutschen Zeitungsverlegerverbandes und für eine Reihe von Jahren dessen Vorsitzender, engagierte sich in der Nationalliberalen Partei, für die er ins Preußische Abgeordnetenhaus einzog, und betätigte sich eifrig auch in Vereinen des aufkommenden Automobil- und Flugwesens. Drei Jahre nach Berthas Tod heiratete er auch wieder: die 21jährige Anna Körting, eine Tochter des bekannten Ingenieurs und Industriellen Ernst Körting, der mit seinem Bruder in Hannover Gaspumpen, Feuerungsanlagen und andere großtechnische Einrichtungen herstellte. Kinder bekam das Paar jedoch nicht, und da auch das Verständnis füreinander zu wünschen übrig ließ, war ihnen ihre Ehe schon bald eine Last. Max Jänecke übernahm noch mehr Ämter, wurde 1903 in den Reichstag gewählt (wo er nach einem halben Jahr wegen Überlastung allerdings wieder ausscheiden mußte), war ein rühriges Mitglied des Aufsichtsrates der Hannoveraner Straßenbahn, wurde Holländischer Konsul und hatte zu allem auch noch – allerdings wohl in letzter Reihe – die Verlagsleitung des *Courier*. So häuften sich dort die Defizite, bis er schließlich im November 1911 – auch mit seiner Frau überworfen – keinen anderen Ausweg mehr sah, als seinem Leben mit einem Revolverschuß ein Ende zu machen.

Beerdigt wurde er an der Seite von Bertha und ihrem Kind auf dem Engesohder Friedhof, ein Indiz, daß es vielleicht auch ihr Verlust war, über den er nicht hinweggekommen war. Die Serien von Todesanzeigen und Nachrufen, die in den Hannoverschen Zeitungen erschienen, drückten gleichwohl Mißbilligung, fast Zorn aus, nur mühsam hält man Vorwürfe gegen ihn zurück. Dabei wird einem bewußt, welch merkwürdig gleichen Weg die ‚Männer‘ von Bertha und Magda genommen haben, nachdem ihnen ihre ‚Frauen‘ verlorengegangen waren. Beide, Percy ebenso wie Max Jänecke, sind in den nachfolgend eingegangenen Ehen nicht besonders glücklich geworden, beide kinderlos geblieben und beruflich gescheitert, und beide haben sich, der eine mit 38, der andere mit 42 Jahren, das Leben genommen. Offenbar waren sie aber auch beide Männer desselben Typs, beide weich, musisch veranlagt und nicht sehr durchhaltefähig, und beide wohl auch auf eine Frau angewiesen, die ihnen Halt gab. Magda ebenso wie Bertha waren von solcher Art, intelligent, patent, zuverlässig, und daß ihr Leben einen so unterschiedlichen Verlauf nahm, war am Ende nur Zufall. Kein Zufall allerdings war, daß allgemein die Frauen dieser

Schicht die Gesünderen und seelisch Stabileren gewesen sind. Sie waren den Eltern nicht so wichtig, man achtete nicht so auf sie, sie konnten sich einfach normaler entwickeln.

Auch Max Jäneckes zweite Frau war eine solche Natur, und so ließ sie sich durch den Selbstmord ihres Mannes nicht entmutigen. Sie heiratete erneut, sogar noch zweimal, und wurde 90 Jahre alt. Der erste Mann war ein Compagnon ihres Vaters, Alexander Cassinone, der aber weniger als Industrieller denn als Flugpionier und späterer Präsident des Österreichischen Aeroclubs von sich reden machte. Doch diese Ehe wurde 1921 geschieden. Danach heiratete sie den österreichischen Architekten Hubert Jung, mit dem sie erst in Tirol, später in Norddeutschland und nach dem Krieg bis zu ihrem Tod in Nürnberg lebte. Während des Dritten Reiches war sie nicht ungefährdet, da ihre Mutter Jüdin gewesen war und man ihr etwas davon ansah. Nach dem ‚Anschluß‘ konnte sie in ihrem Haus in Zell am See nicht bleiben, da sich die dortigen Nachbarn besonders judenfeindlich gebärdeten. Sie zog mit ihrem Mann nach Mecklenburg, wo ihr Vater oft gewesen war und man sich einer geborenen Körting noch verpflichtet fühlte. Ein Kunststück war dieses Leben und Überleben dann allerdings auch wieder nicht. Die zahlreichen Patente ihres Vaters haben sie nie Not leiden lassen, auch ihr Mann war auf eine Arbeit deshalb nicht angewiesen. Nur bekam sie auch aus keiner ihrer Ehen ein Kind.

### *Max Grobien*

Von einer Person muß noch gesprochen werden, Magdas Freund und Vertrautem *Max Georgi*. Mit richtigem Namen hieß er Max Grobien, was die Familie auf dem i – *Grobiin* – betont, wenn auch natürlich nichts anderes als ein *Grobien* in dem Namen steckt. Max Grobien war vier Jahre älter als Magda und in Hongkong zur Welt gekommen, wo sein Vater Fritz Grobien damals Kaufmann war. Dieser Fritz Grobien muß sehr ehrgeizig und auch tüchtig gewesen sein, denn er stammte aus einem kleinen Dorf in Holstein und war der erste in seiner Familie, der den kaufmännischen Weg beschritt. In China besaß er allerdings keine eigene Firma, sondern ist für Kaufleute aus Hamburg tätig geworden, und ebenso hat er auch später – ausgenommen sein Kohlenhandlungs-Experiment mit Percy – ein eigenes Geschäft nicht besessen. In Hongkong lernte er auch Hermann Melchers kennen und gewann sich den um einiges über ihm stehenden Firmeneigner zum

Freund. Nach Familienerinnerungen konnte er ihm einmal einen ‚ganz großen Dienst‘ erweisen, woraus sich das Freundschaftsverhältnis entwickelte.

Bewährt hat sich diese Freundschaft vor allem an seinen Söhnen, fünf an der Zahl, die Hermann Melchers allesamt wie eigene Söhne förderte und betreute. Besonders dem Ältesten, Max, kam dies zugute. Als er mit seiner Mutter und den Brüdern aus China zurückkehrte (der Vater folgte ihnen erst Jahre später), besorgte er ihm in Bremen zunächst eine Lehrstelle und nahm ihn dann als Zwanzigjährigen in seine eigene Firma auf. Er bestimmte ihn sich hier zu einer Art Privatsekretär, dem er – nicht verheiratet – zumal die Organisation seines häuslichen Lebens übertrug. Max wohnte deshalb auch bei ihm, im vormaligen Haus von Magdas Großeltern, Contrescarpe 112, und begleitete ihn auch immer mit in die Villa Lesmona. 1892 war er mit ‚Onkel Hermann‘, wie auch er ihn nannte, in Ägypten und begleitete ihn 1896/97 auf einer Weltreise. Daß diese Vorzugsstellung an der Seite eines Junggesellen schon damals nicht unverdächtig ausgesehen haben wird, ist anzunehmen, zumal Hermann Melchers, wie Magdas Bruder einmal süffisant bemerkt, gegen Frauenschönheit absolut immun war, doch ist sein Verhältnis zu Max unzweifelhaft stets korrekt gewesen. Für seine Urlaubs- und Badereisen hatte Hermann Melchers andere Begleiter, mehr wollen wir dazu nicht sagen. Im übrigen blieb, auch als Max heiratete, ihre Beziehung intakt, ja Max zog mit seiner Familie sogar in das Haus nebenan, Contrescarpe 111, und seine beiden Kinder verbrachten ihre Ferien oft draußen in der Villa Lesmona. Seinen Sohn aber nannte er nach seinem Wohltäter Hermann Melchers Grobien.

Was Magdas Verhältnis zu Max angeht, so ist man über ihre Unbefangenheit, aber auch über die Unbefangenheit ihrer Eltern freilich doch etwas erstaunt. Es ist, als sei er ihr Bruder oder weniger noch als das: ein geschlechtsneutraler Diener. Sie darf als 19jährige unbeaufsichtigt mit ihm draußen an der Lesum zusammen sein, er darf sie im Haus ihrer Eltern auf ihrem Zimmer aufsuchen, sie kann ihn bei einem Tanzabend bitten, recht viel mit ihr zu tanzen, damit sie in seinen Armen an Percy denken könne, und weiht ihn in einer Weise in ihre Liebesschmerzen ein, die für ihn schon fast kränkend ist. Für die Unbesorgtheit ihrer Eltern mag mitentscheidend gewesen sein, daß Magda ihnen frühzeitig den Eindruck vermittelt hat, daß Max als Mann für sie nicht in Betracht komme. Daß aber durch diesen Umgang

auch ihr Ruf nicht gefährdet wird, läßt sich nur mit einer sozialen Schranke erklären. Max kam eben wirklich für sie nicht in Betracht, unter allen Umständen nicht, und offenbar war er auch klug genug, dies nie zu vergessen. Hätte er den Wunsch geäußert, Magda heiraten zu wollen – alle, einschließlich ihrer selbst, wären wahrscheinlich vollkommen sprachlos gewesen. Und ohne Frage hätte man ihn dann auch in ihrer Nähe nicht mehr geduldet.

Sichtbar wird der soziale Abstand auch in Maxens Verhältnis zu der Kapitänstochter aus Vegesack, zu der er abends von der Villa Lesmona aus immer aufbricht. Niemand aus Magdas Familie hat etwas gegen diese Besuche, beileibe nicht, und dies nicht etwa in dem Sinne, daß man ihm hier ein Vergnügen großzügig gönnt. Weder hält man ihn wegen dieser Besuche für unsolide, noch das Mädchen für verdorben, er kann sich (anders als Gustav Pauli zu seiner Parfümerieverkäuferin) offen zu seiner Liebschaft bekennen. Nur möchte man mit ihr auch nichts zu tun haben, nicht einmal auf einem Volksball, so daß Magda regelrecht zu einer List greifen muß, um wenigstens ein paar Worte mit ihr wechseln zu können. Und weil Max mit ihrer Aufmerksamkeit nicht gerechnet hat, ist er ihr auch noch außerordentlich dankbar. „Das werde ich dir nie vergessen“, sagt er ‚geradezu erschüttert‘ zu ihr, es sei schrecklich für das Mädchen, daß keiner von seinen Bekannten mit ihr spreche. Zu ihm jedoch paßt sie, er vergibt sich mit ihr nichts, und würde er sich mit ihr verloben, käme gewiß auch von Onkel Hermann ein gönnerhafter Glückwunsch und ein großzügiges Brautgeschenk.

Zur Verlobung kam es dann freilich doch nicht, sondern Max entschied sich erst ein Jahrzehnt später für die zwanzigjährige Anna Grommé. Und mit ihr auch kam er der Schicht, zu der er Zugang gefunden hatte, ein ganzes Stück näher. Zwar lebten ihre Eltern nicht mehr, aber ihr Vater, ein gebürtiger Bremer, war Kaufmann in Petersburg gewesen, und da die Grommés auch mit anderen Bremer Kaufmannsfamilien verwandt waren, band auch er sich hier ein. Schon 1897 hatte er sich beruflich von Hermann Melchers gelöst (wohnte jedoch weiter in seinem Hause) und war Teilhaber einer Firma für *Woll- und Kommissionsgeschäfte* geworden, die er mit der Zeit allein führte und zuletzt übernahm. Mit der Heirat bezog er sein eigenes Haus an der Contrescarpe, und es kamen glückliche Jahre. Die Verbindung zu Magda war nach deren Rückübersiedlung aus Dresden neu belebt worden (sogar Gustav Pauli erwähnt das freudige Wiedersehen

seiner Frau mit dieser Jugendfreundschaft), man besuchte sich gegenseitig oder sah sich draußen in der Villa Lesmona, und einmal gaben beide Familien sogar gemeinsam einen Ball im Hotel Hillmann für 120 Gäste.

Im Krieg verlor Maxens Firma, die hauptsächlich mit Rußland gehandelt hatte, jedoch stark an Boden, so daß diese Zeit bald wieder vorbei war. Das Haus an der Contrescarpe mußte aufgegeben und gegen eine Etagenwohnung eingetauscht werden. 1921 starb, erst 38 Jahre alt, seine Frau, und der Sohn, der in Bremen für sich keine Zukunft sah, ging nach Venezuela. So blieb nur seine Tochter Maxa noch für einige Jahre bei ihm. 1932 heiratete sie dann einen der Bremer Gildemeisters, Zuckerfabrikant in Lima, und zog ebenfalls fort. Maxens Sohn kehrte danach zwar aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurück, aber er selbst, der seine Firma hatte liquidieren müssen, war bereits ein gebrochener Mann und ist 1937, im Alter von 65 Jahren, gestorben. Kurz zuvor hatte sein Sohn in Bremen noch geheiratet, eine Kusine ersten Grades aus der Familie Grommé, mit der er nach dem Krieg erneut nach Südamerika auswanderte. Diese Ehe blieb jedoch kinderlos, so daß sich Maxens Familie nur in der Gildemeister-Linie bis heute fortsetzt. Der Sohn Hermann Melchers Grobien starb 1979 in Lima.

Von dort aus hat er 1965, zu Magdas 90. Geburtstag, aber noch einmal an diese geschrieben. Er erinnerte sie an die guten Jahre in Bremen, als er manchmal mit seinen Eltern bei ihr und ihrer Familie in der Parkallee zu Besuch war oder sie umgekehrt mit ihren Kindern an der Contrescarpe. Da schrieb sie ihm mit ihrer immer noch energiegelassen Handschrift zurück, wie genau ihr das alles noch vor Augen stehe, und gedachte in ihrem Brief auch seines längst verstorbenen Vaters. „Lieber Hermann Bien!“ schrieb sie, „so nanntest Du Dich immer als kleiner Junge, und da ich das so reizend fand, habe ich es immer noch im Gedächtnis. Deine Eltern hatte ich sehr lieb und besonders Dein Vater stand mir sehr nahe. Das kannst Du in meinem Lesmona-Buch noch lesen ...“ Der Beistand, den Max ihr in ihrer Leidenszeit um Percy geleistet hatte, blieb diesem also unvergessen, und es war ja auch so, daß er nach Berthas und Linsches Tod (wann diese starb, war nicht herauszufinden, in den Bremer Jahren stand Magda aber noch mit ihr in Verbindung) der einzige war, der von den Vertrauten ihrer Jugendjahre übrig geblieben war. Doch das allein kann es nicht gewesen sein. Sie hat ihn auch wirklich gemocht, und

wer weiß, wäre er unter anderen persönlichen Umständen in ihren Lebenskreis eingetreten, ob er nicht auch als Ehemann für sie infrage gekommen wäre.





(33) *Gustav Adolf Melchers mit Frau Emilie und Töchtern vor seiner  
'Villa Lesmona' in Shanghai (1897)*



(34) *Gustav Adolf Melchers und Frau (links) mit chinesischem Personal*



*(35) Hermann Melchers mit Mitarbeitern 1896 in Hongkong  
(vorn links Gustav Adolf Melchers)*



*(36) Privatkantor von Melchers & Co., Hongkong*



*(37) Bertha und Max Jänecke, Verlobung 1894*



*(38) Contrescarpe 116, Ecke Georgstraße – Berthas Elternhaus*





(39) *Bertha Schellhass, verheiratete Jänecke (Ende 1895)*



(40) *Max Grobien, Magdas Jugendfreund (1896)*



(41) Hermann Melchers mit den Söhnen von Fritz Grobien  
(um 1900, rechts hinter ihm Max)

## Kapitel 10 *Kunstwerk oder Dokument?*

Liest man das Nachwort, das seit 1951 allen Ausgaben der Lesmona-Briefe anhängt, erfährt man im wesentlichen zweierlei: zum einen, daß die Briefe „echte Lebensdokumente“ seien, außer einer diskreten Änderung der Namen „durchweg vor jeder Korrektur bewahrt“ geblieben, und zum anderen, daß das Buch ein poetisches Kunstwerk sei, eine Dichtung. Ob sich beides überhaupt miteinander verträgt, die Kunstkategorie gegenüber einer Dokumentensammlung nicht also von vornherein unangemessen ist, bleibe erst einmal dahingestellt, es kann später erörtert werden. Der maßgeblichere Teil dieser Doppelbestimmung ist auf jeden Fall die erklärte Echtheit der Briefe, vom Herausgeber auch noch dadurch verbürgt, daß er mitteilt, die Verfasserin habe eine Bearbeitung zwar noch gewünscht, er sie ihr aber ausgeredet, weil er nur „unheilbare Zerstörungen“ von ihr befürchtet haben würde. Das scheint jede weitere Frage überflüssig zu machen. Biermann-Ratjen war ein so vertrauenswürdiger Mann, daß man keinen Grund sieht, an seiner Versicherung zu zweifeln. Und nicht zweifelhaft bleibt auch, daß er selbst von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt war.

Doch trifft sie auch zu, ist sie wahr? Um es rundheraus zu sagen: das tut sie nicht, die Briefe sind nicht durchweg echt, er hatte sich irreführen lassen. Was Magda Pauli ihm 1948 zu lesen gegeben hatte – sie kannten sich bereits aus den Jahren, da Gustav Pauli Direktor der Hamburger Kunsthalle war – waren maschinenschriftliche Abschriften ihrer Briefe, nicht die Originale, und für die Richtigkeit dieser Abschriften hatte er nichts als ihr Wort. Die Originale hatte sie damals vermutlich schon verbrannt, jedenfalls hat sie niemand mehr gesehen, und später hat sie auch das Typoskript wohl vernichtet. Doch warum auch zweifeln? Alles wirkte so echt, so natürlich, öffentliche Ereignisse, die zu einer strengeren Überprüfung hätten Anlaß geben können, kamen nicht vor, und im übrigen hatte man damals mit dem Büchermachen auch andere Sorgen, als in einem solchen Punkt allzu genau zu sein.

Und Magda selbst? Es sieht so aus, als habe sie eine so weitgehende Erklärung, wie Biermann-Ratjen sie dann abgab, gar nicht im Sinn

## *Kapitel 10* *Kunstwerk oder Dokument?*

Liest man das Nachwort, das seit 1951 allen Ausgaben der Lesmona-Briefe anhängt, erfährt man im wesentlichen zweierlei: zum einen, daß die Briefe „echte Lebensdokumente“ seien, außer einer diskreten Änderung der Namen „durchweg vor jeder Korrektur bewahrt“ geblieben, und zum anderen, daß das Buch ein poetisches Kunstwerk sei, eine Dichtung. Ob sich beides überhaupt miteinander verträgt, die Kunstkatégorie gegenüber einer Dokumentensammlung nicht also von vornherein unangemessen ist, bleibe erst einmal dahingestellt, es kann später erörtert werden. Der maßgeblichere Teil dieser Doppelbestimmung ist auf jeden Fall die erklärte Echtheit der Briefe, vom Herausgeber auch noch dadurch verbürgt, daß er mitteilt, die Verfasserin habe eine Bearbeitung zwar noch gewünscht, er sie ihr aber ausgeredet, weil er nur „unheilbare Zerstörungen“ von ihr befürchtet haben würde. Das scheint jede weitere Frage überflüssig zu machen. Biermann-Ratjen war ein so vertrauenswürdiger Mann, daß man keinen Grund sieht, an seiner Versicherung zu zweifeln. Und nicht zweifelhaft bleibt auch, daß er selbst von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt war.

Doch trifft sie auch zu, ist sie wahr? Um es rundheraus zu sagen: das tut sie nicht, die Briefe sind nicht durchweg echt, er hatte sich irreführen lassen. Was Magda Pauli ihm 1948 zu lesen gegeben hatte – sie kannten sich bereits aus den Jahren, da Gustav Pauli Direktor der Hamburger Kunsthalle war – waren maschinenschriftliche Abschriften ihrer Briefe, nicht die Originale, und für die Richtigkeit dieser Abschriften hatte er nichts als ihr Wort. Die Originale hatte sie damals vermutlich schon verbrannt, jedenfalls hat sie niemand mehr gesehen, und später hat sie auch das Typoskript wohl vernichtet. Doch warum auch zweifeln? Alles wirkte so echt, so natürlich, öffentliche Ereignisse, die zu einer strengeren Überprüfung hätten Anlaß geben können, kamen nicht vor, und im übrigen hatte man damals mit dem Büchermachen auch andere Sorgen, als in einem solchen Punkt allzu genau zu sein.

Und Magda selbst? Es sieht so aus, als habe sie eine so weitgehende Erklärung, wie Biermann-Ratjen sie dann abgab, gar nicht im Sinn



gehabt. Wenn sie ihm später noch abzurufen versucht hat, die Briefe bearbeiten zu dürfen, hat dies wahrscheinlich keinen anderen Grund gehabt, als die ihm gegenüber behauptete Authentizität zurücknehmen und die bereits vorgenommenen Eingriffe so absichern zu können. Da er darauf jedoch nicht einging, stand sie im Wort und mußte an ihm, um ihn nicht bloßzustellen, später auch festhalten. Andererseits war dieser Punkt für sie aber auch nicht so wichtig. Briefe bzw. ‚Schreiben‘ von ihr waren es auf jeden Fall, und ihre Erlebnisse waren es auch, und wenn sie hier und da etwas hinzugefügt, zusammengefaßt oder weggelassen hatte – wen ging das etwas an und wer würde es überhaupt je bemerken?

Im übrigen hatte sie sich diesen Briefen auch nicht in der Absicht zugewendet, aus ihnen ein Buch zu machen. Sie war eher zufällig auf sie gestoßen, im Jahre 1940, als sie ihren Hausstand in der Hagedornstraße auflöste (das Haus hat ihr aber noch bis zu ihrem Tod gehört) und in eine Wohnung in der Agnesstraße umzog. Sie öffnete die in einer Truhe verwahrten Bündel und sah sich so unversehens mit Erlebnissen konfrontiert, die sie seit mehr als vier Jahrzehnten von sich ferngehalten hatte. Gustav Pauli war seit zwei Jahren tot, der von ihm ausgehende Bann und Zwang erloschen – es muß ihr unfasslich, unbegreiflich erschienen sein, wie sie ihren Gefühlen einmal so hatte zuwider handeln können. Was hatte sie getan? Sie hatte sich unglücklich gemacht, sie hatte Percy unglücklich gemacht, sie hatte auch ihrem Mann keinen Gefallen getan, und an die Kinder durfte sie gar nicht denken. Eine Vernichtung der Briefe, wie sie vorgehabt hatte, kam nun nicht mehr infrage. Wenigstens wollte sie verstehen, was damals vorgefallen war, oder, was auf dasselbe hinauslief, sich ihr Verhalten erklären und sich dafür rechtfertigen.

Sie nahm die Briefe nach Tütsberg in die Lüneburger Heide mit, wohin sie sich aus dem bombenbedrohten Hamburg immer wieder zurückzog, und versenkte sich hier so in sie, daß ihr nur diese Vergangenheit noch lebendig und wirklich erschien. Sie ordnete sie, vervollständigte sie auch wohl um die eine und andere Begebenheit und schrieb sich vor allem ihre Empfindungen dazu mit von der Seele. Den Briefen dafür beizubehalten, war nur natürlich, so kam sie ihren Erinnerungen am nächsten, und so auch blieb Bertha der selbstverständliche Adressat. An eine Veröffentlichung hat sie dabei aber schwerlich schon gedacht, allenfalls mag sie erwogen haben, diese Vorgeschichte ihrer Ehe einmal Freunden oder Bekannten zu zeigen. Die Abschrift

oder Umschrift, die auf diese Weise entstand – möglicherweise ließ sie das ganze auch bereits mit Maschine abschreiben –, nahm sie 1943 nach Danneborth mit, wohin Berthas Bruder Ernst sie eingeladen hatte. Dort allerdings wäre das Manuskript fast verloren gegangen. Als sie im Frühjahr 1946 krank und unter abenteuerlichen Umständen nach Hamburg zurückkehrte, mußte sie es in dem von Flüchtlingen überfüllten Gutshaus zurücklassen, und sein Schicksal war längere Zeit ungewiß. Erst 1947 wurde es ihr von einer Schellhass-Verwandten nachgebracht. Und erst jetzt vermutlich begann sie auch eine Veröffentlichung zu erwägen. Dabei hat ihr, wenn nicht alles täuscht, auch ein Roman als Vorbild gedient. 1947 war erstmals Jean Websters *Daddy-Long-Legs* auf deutsch erschienen, eine fiktive Sammlung von Mädchenbriefen aus dem Jahre 1912, die in Stil und Tonfall den ihren nicht unähnlich sind. Dies mag ihr die Idee eingegeben haben, daß auch ihre Briefe sich wie ein Roman würden lesen lassen, und sie vervollständigte alles so, daß es auch einem Außenstehenden verständlich und zugänglich werden konnte. Diese Bearbeitung gab sie dann Biermann-Ratjen zu lesen, der, ebenso beeindruckt wie später die Buchleser, sofort den Druck empfahl. Doch sie zögerte noch, es beunruhigte sie das Indiskrete daran, und mehr als zwei Jahre lang mußte er ihr zureden, bis sie der Veröffentlichung – mit veränderten Namen und unter einem Pseudonym – schließlich zustimmte.

Wie hat sich nun dieser Bearbeitungsvorgang auf die Briefe ausgewirkt, oder richtiger: wie ist er aus den Briefen, da die Originale nicht mehr existieren, zu belegen? Zwei Arten von Eingriffen lassen sich unterscheiden: einmal die, die der inneren Erschließung ihrer Erlebnisse und zumal ihrer Selbstrechtfertigung dienen und die also bereits auf der ersten Bearbeitungsstufe vorgenommen wurden, und zum anderen die, die den äußeren Ablauf betreffen und also vermutlich erst bei Planung der Veröffentlichung hinzugekommen sind. Zuerst aufgefallen sind aber diese letzteren, weil Magda Pauli hier relativ sorglos auch in außerhalb dokumentierte Geschehnisse eingegriffen hat. Um mit dem eindeutigsten Fall zu beginnen: Berthas Sohn Wolfgang ist nicht, wie die Briefe besagen, erst Ende Februar 1896 geboren worden, sondern bereits am 3. Februar, was sie, da die Geburt am 4. Februar öffentlich angezeigt worden ist, fraglos auch gewußt hat. So kann es also nicht sein, daß sie noch am 9. Februar eine Einladung des Wortlauts von Max Jänecke erhält, sie solle Bertha vor der Niederkunft noch einmal besuchen, daß sie im Anschluß an den Besuch am 14.

Februar schreibt, mit dem Kind werde es nun wohl bald so weit sein, und daß sie erst am 28. Februar – in einem merkwürdig unscharfen Zeitabstand – die Geburt registriert. Mit anderen Worten: die meisten Februarbriefe können so, wie sie in ihrem Buch stehen, nicht gelautet haben, bzw. sie sind überwiegend sicherlich gar nicht geschrieben worden. Nicht der Brief über die Hochzeitsvorbereitungen vom 7. Februar, nicht der über ihre zukünftige Situation in Dresden vom 8., nicht der über die Einladung in das Haus des Schwiegervaters vom 9. (allein diese Abstands-dichte – drei lange Briefe in drei aufeinander folgenden Tagen!), und auch nicht – jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt – die Mitteilung, daß Percy ihr den Ring seiner Mutter geschickt habe. Dieser mit „Februar, Mittwoch“ datierte Brief, der im Kern sicherlich echt ist, dürfte vielmehr schon von Anfang Februar stammen, da das Kind hier noch erwartet wird.

Warum nun aber dieser Eingriff? Sein Zweck sind fraglos die eingefügten Briefe selbst, für die die Verschiebung von Berthas Niederkunft unabdingbar war. Denn an diese noch seitenlange Briefe über Percy, Gustav Pauli, ihre Heiratssorgen usw. zu schreiben, wenn man jene bereits mit ihrem Kind befaßt und zunehmend in Lebensgefahr wußte, das ging nicht, es hätte gefühllos gewirkt, es hätte ihre ganze Geschichte beschädigt. Wollte sie also die Entwicklung dieser letzten Wochen in Briefform noch einbeziehen, mußte der Geburtstermin aufgeschoben werden. Dabei brauchte sie ihre Hinzufügungen noch nicht einmal als Verfälschung zu empfinden. Den Besuch in Hannover vom 11. bis zum 14. Februar 1896 hat sie zweifellos gemacht, die Angaben dazu sind auf charakteristische Weise genau, und so wird sie über all diese Dinge mit Bertha sehr wohl gesprochen haben. Die Verschiebung des Geburtstermins fiel demgegenüber nicht ins Gewicht, das Kind hatte ohnehin nicht lange überlebt.

Zieht man die Möglichkeit solcher Eingriffe erst einmal in Betracht, wird man auch an anderen Stellen stutzig. Was ist z.B. mit dem Brautfest ihres Bruders in der Vahr und damit dem Zeitpunkt ihrer heimlichen Verlobung? Nach einer Vorankündigung soll dieses Fest Ende September 1894 stattfinden, und der nachträgliche Bericht darüber steht auch passend dazu in einem Brief vom 28. September aus Norderney. Bei Gustav Pauli hingegen liest man, das Fest habe Ende August, also vier Wochen früher, stattgefunden – und man beginnt zu überlegen. Ein abendliches Gartenfest mit Lampions usw. noch Ende September? Und warum steht der Brief vom 25. Juli, in dem sie diesem

Fest entgegensieht, mitten unter den Briefen der zweiten Augushälfte? Wollte sie ihn im Zusammenhang mit der Umdatierung zu einem Augustbrief erst erklären, hat die Angleichung der Datumszeile dann aber vergessen?

In der Tat, danach sieht es aus, und beweisen läßt es sich mit der *Fremdenliste* des Seebades Norderney. Für zehn Pfennig täglich neu ausgegeben, wurde in ihr mitgeteilt, wer jeweils wo neu abgestiegen war, und hier nun wird die Anwesenheit von Konsul Carl Theodor Melchers mit Frau, Bedienung und zwei Kindern (Carly war also gleich mit angemeldet worden) bereits für den 31. August verzeichnet. Damit kommt für das Brautfest nur Sonntag, der 26. August, infrage. Am 27. ist man gereist (die Mutter bleibt wegen des frühen Aufbruchs am nächsten Morgen sogar zu Hause), und am 28. (August, nicht September) schreibt Magda ihren das Ereignis noch heiß berichtenden Brief. Warum sie das Ganze in der Überarbeitung um einen Monat aufschiebt (wobei sie den Juli mit einigen belanglosen Kurzbriefen füllt), ist auch nicht schwer zu durchschauen: sie wollte zwischen ihrem Lesmona-Erlebnis und der Verlobung etwas mehr Zeit vergehen lassen. Noch bis in den Juli hinein mit Percy zusammen gewesen, fürchtete sie, in ihren Liebesbekenntnissen unglaublich zu werden, wenn sie sich dann schon so kurze Zeit später mit Gustav Pauli verloben konnte. Andererseits zeigt dies aber auch ihr schlechtes Gewissen an: sie konnte sich das rücksichtslose Austreten ihrer Neigung für Percy nicht verzeihen.

Das zieht die Frage nach sich, ob sie den Lesmona-Aufenthalt dann nicht auch früher hat beginnen lassen. Etwas lang sollte einem dieser Aufenthalt ohnehin vorkommen: vom 17. Mai bis Ende Juni, also volle sechs Wochen. Und noch dazu hat sie die ganze Zeit über Sommerwetter – wann schon ist dies in Norddeutschland der Fall? Und in der Tat, der Mai 1894 war kalt, wie dem täglichen Wetterbericht der *Neuen Preussischen Zeitung* zu entnehmen, mit Mittagstemperaturen von kaum über 13 Grad und viel Wind und Regen. Erst ab Mitte Juni wurde es schön, und erst am Sonntag, dem 17. Juni (und nicht schon am 17. Mai) wird sie bei ihrem Onkel eingetroffen sein. Ihre Eltern nämlich, nach Bad Wildungen gefahren, haben sich dort laut Kurliste am 9. Juni 1894 angemeldet, und da Magda schreibt, daß sie in der ersten Woche nach ihrer Abreise noch bei ihrer Kusine wohnt, muß auch hier eine Umdatierung von einem Monat vorliegen. Die Begegnung mit Percy kann demnach nur drei Wochen gedauert haben,

länger als vier Wochen hielten sich die Eltern in einem Kurort nicht auf. Für ihr Liebeserlebnis genügten diese drei Wochen natürlich auch. Nur hätten ihre Erinnerungen daran dann zu Briefen beinahe Tag um Tag führen müssen, und das hätte doch unwahrscheinlich ausgesehen. Mit der Vorverlegung konnte sie also sowohl den Zeitabstand zu ihrer Verlobung nochmals verlängern (Percy kann nun zwei Wochen früher abreisen), als auch über diesen Aufenthalt selbst ausführlicher berichten. Die Originalbriefe waren ihr hier einfach nicht vollständig genug.

Etwas anders liegen die Dinge für einen Brief von Anfang April 1895 aus Crockhamhill. Hier schreibt sie, daß sie am Ostermontag mit Percy auf dem Weg zum Bahnhof den Abendstern gesehen habe, und erinnert Bertha daran, daß sie einmal beide in Danneborth früh den Morgenstern beobachtet hätten, der ja derselbe Stern – die Venus – sei. Auch diesmal sei sie deshalb wieder früh aufgestanden und habe sich den Morgenstern angesehen und in der Stille dieser Stunde auch einen gewissen Trost für sich und ihren Kummer gefunden. Ein aufrichtig gefühltes Erlebnis, so scheint es – und doch mit dem Makel behaftet, daß Abend- und Morgenstern um Monate voneinander getrennte Konstellationen der Venus sind. Zu Ostern 1895 war sie als Abendstern in der Tat schön zu sehen, dieser Briefteil stimmt. Doch was war am nächsten Morgen? Ist sie hinausgelaufen, hat nichts gesehen, wollte Bertha den Mißerfolg aber nicht eingestehen? Oder hat sie sich ihren Morgenausflug, um an die Freundin etwas zu schreiben zu haben, nur ausgedacht? Eins ist so unwahrscheinlich wie das andere. Vielmehr wird sie sich bei Erwähnung des Abendsterns in dem Originalbrief an die einstige Beobachtung des Morgensterns erinnern und dieses Erlebnis zur Darlegung ihrer Empfindungen hier eingefügt haben.

Gelegentlich ist die nachträgliche Bearbeitung aber auch an der Formulierung zu erkennen. Aus London beispielsweise, wo sie am 20. März 1895 ankommt, teilt sie fünf Tage später mit, daß sie wegen der ständigen Pflicht, zum Dinner im Abendkleid erscheinen zu müssen, zusätzlich zu den beiden mitgebrachten Kleidern ein Kleid zum Wechseln gekauft bekommen habe, sie „trage es nun sehr viel“. Fünf Tage nach der Ankunft trägt sie das neue Kleid ‚sehr viel‘? Allenfalls wird es ihr doch an diesem Tag ausgesucht oder für sie in Auftrag gegeben worden sein. Oder sie erörtert wenig später, daß sie vor der Frage stehe, ob sie ihre Verlobung rückgängig machen und dann gleich in London bleiben solle; denn sich von Pauli zu trennen und wieder zu

den Eltern zurückzukehren, „das war inzwischen für mich unmöglich geworden“. ‚War inzwischen geworden‘? Wer drückt sich so aus, wenn er um eine Entscheidung noch ringt oder bestenfalls zu einem Entschluß gerade gekommen ist? Auch hier hat sie also die damaligen Vorgänge aus der Erinnerung vervollständigt, d.h. sich zumal ihre Entscheidungsqualen bei jenem Aufenthalt noch einmal deutlich vor Augen führen wollen.

Damit sind wir bereits bei jenen Ergänzungen, die sie mehr um ihrer eigenen Orientierung willen – und also vermutlich schon in der ersten Bearbeitungsphase - vorgenommen hat. Zu ihnen gehört auch, was sie angeblich von ihrem Vater nach London geschrieben bekommt. Wie sie Bertha mitteilt (in einer vollständigen Abschrift des Briefes, schon das ist merkwürdig), unterrichtet er sie davon, daß er Paulis erneuten Heiratsantrag inzwischen positiv beschieden und alles für das Verlobungsfest Erforderliche arrangiert habe. Auch die Anzeigen seien schon gedruckt, sie solle es sich jetzt bloß nicht noch anders überlegen. Wie? Und das von demselben Vater, der sich dieser Verbindung noch ein halbes Jahr vorher mit allen Mitteln widersetzt hat? Das liegt doch jenseits aller Wahrscheinlichkeit, und es liegt natürlich auch jenseits dessen, was sie sich je von ihren Eltern hätte bieten lassen. Das einzig Denkbare ist doch hier nur, daß der Vater ihr von Paulis erneutem Antrag Mitteilung gemacht und sie gefragt hat, was nun werden solle – notfalls seien sie, die Eltern, jetzt einverstanden. Nur so läßt sich auch erklären, daß für sie in London noch einmal alles auf der Kippe steht. Daß sie die Sache so hinstellt, als habe der Vater ihr keine Wahl gelassen, ist nur der Versuch, den gesellschaftlichen Druck, unter dem sie sich bei dieser Entscheidung stehen sieht, den Eltern persönlich anzulasten, was allenfalls insoweit stimmt, als diese sie nicht loyal beraten hatten.

Daß dies in einer ersten, noch stark emotionalen Phase der Auseinandersetzung geschehen sein muß, sieht man daran, daß sie später bemüht ist, ihre Eltern wieder zu entlasten. Hier sind besonders die Bertha-Briefe zu nennen, die zweifellos überwiegend nicht echt sind. Wiederholt hält sie sich in ihnen vor, daß ihre Bindung an Gustav Pauli Schicksal sei und ihre Eltern für sie nichts könnten. Daß der Bertha zugeschriebene lange Schlußbrief nicht echt sein kann, geht schon aus dem verschobenen Geburtstermin und Berthas Krankengeschichte hervor. Hier wird sie allein noch die Bleistiftzettel erhalten haben, die sie erwähnt. Aber auch für die früheren Briefe bestehen



Zweifel. In einem von ihnen heißt es, wie schon früher berührt, Percy sei 23 Jahre alt, so daß Magda wegen der zwei Jahre Abstand hier 21 sein müßte. Sie ist jedoch gerade erst 20 geworden – und dies sollte Bertha übersehen haben? Magda Pauli hingegen irrt sich in ihren Rückblicken in solchen Angaben oft, im Abstand des Alters waren sie ihr nicht wichtig. Aber auch alles andere, was Bertha ihr an Belehrungen zuteil werden läßt, wirkt – zumindest in dieser Bündelung – wenig glaubhaft. Allenfalls findet sich hier also aus verschiedenen Briefen zusammengefaßt, was sie ihrer eigenen leidenschaftlichen Sicht noch entgegenzuhalten wünschte.

Deutlich geprägt hat diese leidenschaftliche Sicht auch das Bild Gustav Paulis. Nicht daß es den Originalbriefen an entsprechend negativen Zügen gefehlt haben wird, aber sie sind doch schwerlich schon so scharf hervorgetreten, wie sich das uns in der Veröffentlichung darstellt. So heißt es z.B. in dem Brief aus Norderney, Rudis Briefe an sie seien „zuerst sehr, sehr schön“ gewesen, würden ihr „jetzt“ aber schon ziemlich langweilig. Wenn dies jedoch ein Brief wenige Tage nach der Verlobung ist – wie oft kann er ihr dann schon geschrieben haben? Vermutlich ist noch nicht einmal sein offizieller Heiratsantrag bei den Eltern eingegangen, den sie hier ebenfalls erwähnt und als schon beantwortet behandelt. Mit anderen Worten: Sie hat an dieser Stelle etwas ausgesprochen, was sie zu diesem Zeitpunkt unmöglich schon erkannt haben konnte. Dadurch allerdings trägt sie auch einen gewissen Widerspruch in ihre Situation hinein. Es ist derselbe Widerspruch, der einem auch für ihr Gesamtverhalten zu schaffen macht: daß sie dies alles an ihrem Verlobten wahrnimmt und sich dennoch nicht von ihm trennt.

Irritieren kann einen hier zumal das rigorose Postskriptum, das sie einem ihrer Briefe aus England hinzufügt. „Denke nicht, daß ich jemals Rudi gegenüber ein schlechtes Gewissen hätte“, schreibt sie zur Rechtfertigung ihrer Kontakte zu Percy, „nein – nicht die Spur! Ich weiß und fühle, daß er noch ganz andere Erlebnisse hat.“ Wie jedoch hätte sie bei solchem ‚Wissen‘ gerade zu dieser Zeit in die Verlobung verbindlich einwilligen können, und wie konnte sie vorhersehen, daß sie in dieser Hinsicht *jemals* kein schlechtes Gewissen ihm gegenüber haben würde? Sie habe *niemals* ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber gehabt, soll dies – im Rückblick – besagen, eben weil seine ‚ganz anderen Erlebnisse‘ ihr zu eigenen Wegen jedes Recht gegeben hätten.

Die deutlichste Abrechnung dieser Art, fast schon im Ton des Triumphes gesprochen, findet sich aber in dem Bertha zugeschriebenen Brief vom 22. Januar 1896, demselben, der sich bereits durch die falsche Altersangabe verdächtig macht. Viel Schönes werde sie sicherlich noch erleben, sagt sie sich hier im Namen Berthas voraus, „denke dann mal an mich, ob ich recht habe!“ (als ob jene ihren Tod hätte vorherwissen können!). Und dann weiter: „Ein Mädchen wie Du – und später, wenn Du noch reifer sein wirst, eine Frau wie Du – das ist doch ganz ausgeschlossen, daß Du nicht irgendwo noch Dein Glück findest. Und sollte Rudi wirklich auf die Dauer blind sein und nicht erkennen, *wie Du bist*, so erkennt es eben ein anderer.“ Ein starkes Stück, wenn man es sich als den Trost einer jung verheirateten Frau an ihre noch unverheiratete Freundin vorstellt, und natürlich hat es diesen Trost auch nicht gegeben. Magda wollte sich nur dafür rechtfertigen und zugleich ihre Befriedigung darüber zum Ausdruck bringen, daß sie sich *alles* dann doch nicht hatte gefallen lassen. Sie hatte auch ihren Stolz, es mußte einmal gesagt werden.

Auf der anderen Seite werden deshalb aber auch manche ihrer Liebesbekenntnisse zu Percy erst nachträglich in die Briefe hineingelangt sein. Dafür spricht bereits eine konventionelle Schranke, und wenn sie nicht, dann der Umstand, daß es Bertha gegenüber solcher Deutlichkeit nicht bedurfte. Es ist einfach das ganze Dilemma ihrer Ehe, das sie rückblickend in ihre Beziehung zu Percy hineinprojiziert, und so wie das Bild ihres Mannes dadurch verlor, mußte das des Geliebten dadurch gewinnen. Insofern ist es aber auch falsch zu folgern, daß sich die Dinge später schon eingerenkt hätten und es ganz so schlimm, wie man es nach den Briefen befürchten müßte, nicht gekommen sei. Das Gegenteil trifft zu: gerade weil es schlimm kam, nimmt sie den Weg in diese Ehe rückblickend als ein einziges Verhängnis wahr. Die Vorstellung, Gustav Pauli ohne Not geheiratet zu haben, wird ihr sogar so unerträglich, daß sie sich lieber äußere Zwangslagen erfindet (siehe den Brief ihres Vaters nach London), als ihren eigenen Antrieben (um nicht zu sagen: ihrer Schwäche) auf den Grund zu gehen: mache man sich klar, was dies als Bilanz einer Ehe bedeutet. Im übrigen kann man aber auch so nur verstehen, warum Bertha ihren Bekenntnissen gegenüber so vergleichsweise ungerührt bleibt. Hätte sie wirklich diese Briefe erhalten, sie hätte ein Herz von Stein haben müssen, ihrer Freundin nicht in den Arm zu fallen. Vielleicht ist dies überhaupt die größte Unwahrscheinlichkeit an dieser Briefkonstruktion – oder Ber-

tha gegenüber das größte Unrecht, da sie so unempfindlich zweifellos nicht war.

Trotzdem jedoch, trotz dieser Eingriffe, sollte eins unbezweifelt bleiben: daß ein großer Teil der Briefe auch echt ist bzw. eine zu großen Teilen echte Substanz in ihnen steckt. Magda Pauli hätte ein phantastisches Gedächtnis haben müssen, hätte sie dieses detailgenaue und auch in seinen inneren Beziehungen weithin stimmige Briefwerk bloß aus der Erinnerung entworfen. Gerade auch, weil sich ihre Erfindungen so verhältnismäßig sorglos zu erkennen geben, läßt sich dies sagen. Bei einer mit Bedacht vorgenommenen Konstruktion hätten sich die vorhandenen Bruchstellen leicht vermeiden lassen. Aber auch den natürlichen Ton dieser Briefe hätte sie ohne ein entsprechendes Fundament nicht gefunden. Es gehört mit zu den Enttäuschungen der anderen Schriften, die sie hinterlassen hat, daß sie über diesen Ton dort nicht mehr verfügt, daß ihr diese feste und zugleich anmutige, diese sorglose und zugleich genaue Sprache dort nicht mehr gegeben ist. Und zuletzt noch ein psychologisches Moment: die Erklärung, es seien dies ihre Mädchenbriefe, hat ihr anderen gegenüber nie Verlegenheit bereitet, selbst gegenüber engsten Freunden hat sie immer zu ihr gestanden. Die Briefe als Erfindung vorausgesetzt, wäre dies etwas, was eine so spontane und offene Natur, wie sie war, nie fertiggebracht hätte.

Daß sie diese Briefe so dann auch veröffentlicht hat, hat aber noch einen besonderen Grund. Es ist nur auf dem Hintergrund von Gustav Paulis Lebenserinnerungen zu verstehen. So verletzend nebensächlich, wie ihre Rolle darin war, und wie er sie im Zusammenhang mit den Elogen auf seine Tanzstundendame auch noch subtil beleidigt hatte – wer konnte da von ihr Zurückhaltung verlangen? Die Öffentlichkeit verstand dies auch recht gut. „Mußten wir die Hypotheken dieser Ehe kennenlernen?“ fragte die FRANKFURTER ALLGEMEINE streng und befand, das Andenken des betreffenden ‚Gelehrten‘ (den man also natürlich erkannte) hätte doch eine gewisse Schonung verdient. Als sie dann jedoch ein paar Ehrenerklärungen für Gustav Pauli abgab – in der *Goldenen Wolke*, aber auch in Gesprächen und Briefen –, verlor sich die Peinlichkeit, und man verständigte sich darauf, daß alles halb so schlimm gewesen sei. Außerdem: wen stören solche Enthüllungen schon wirklich? Den engsten Familienkreis vielleicht, da hier für Bekenntnisse dieser Art kein Platz ist. Ansonsten jedoch nehmen wir an ihnen nur das Menschliche wahr, und der sich zu

seinen Neigungen und Abneigungen bekennde Mensch wird uns nur um so sympathischer.

So gewann sich auch Magda Pauli aufgrund ihres Buches eigentlich nur Freunde hinzu. Sie war oft eingeladen, viel auf Reisen, hatte oft und immer jünger werdenden Besuch, und wer Gelegenheit hatte, sie erzählen zu hören, dem hinterließen ihr Witz und ihr Temperament einen lange bleibenden Eindruck. „Es ging nicht an, sich um sie zu ‚kümmern‘“, formulierte es ein Verehrer, der sie aus diesen späteren Jahren kannte, „sie hielt Hof“. Eine besondere Freude war es ihr, im Juni 1953 auch Thomas Mann kennenzulernen, der aus Anlaß einer ‚Krull‘-Lesung in Hamburg von Biermann-Ratjen eingeladen und dabei mit ihr zusammengeführt worden war. Noch zwölf Jahre später kam Katia Mann in einem Brief an sie auf diese Begegnung zurück. Zur Feier ihres 90. Geburtstages versammelten sich im Bremer Focke-Museum 120 Gäste, und selbst der Bremer Senat, obwohl sie längst keine Bremerin mehr war, ließ es sich nicht nehmen, eine Abordnung zu schicken. Sie hatte sich in das Lebensbild ihrer Vaterstadt einfach unvergeßlich eingeschrieben.

Was sie nicht mehr erlebte, war die Verfilmung ihres Briefwerkes. Zwar hatte sie schon in den 60er Jahren die Rechte dazu vergeben und das Vorhaben auch mit Interesse verfolgt, aber alle unternommenen Anläufe scheiterten daran, daß der Film, sollte er halbwegs echt auch die Schauplätze ihrer Erlebnisse ins Bild bringen, einfach unbezahlbar zu sein schien. Erst 1987, sie war längst auf dem Riensberger Friedhof begraben, kam die sechsteilige Fernsehserie von Radio Bremen heraus. Hätte sie Freude an ihr gehabt? Alles Bildliche daran, auch ihr eigenes jugendliches Ebenbild, hätte ihr sehr, sehr gefallen – bis hin auch wohl zu dem Eingeständnis, daß so adrett, so hübsch, so gepflegt die damalige Welt dann doch nicht war. Aber auch vielen Einzelszenen hätte sie zustimmen können (andere allerdings, wie die im Bremer Ratskeller, schlicht absurd gefunden), hätte sich an der frischen und natürlichen Sprache erfreut und im ganzen nicht wenig von der Stimmung ihrer Briefe hier wiedergefunden.

Aber hätte ihr auch gefallen, was man aus ihrer Geschichte gemacht hat? Der Drehbuchautor ist damit umgegangen, als hätte man es hier nicht mit einem bezeugten Leben, sondern mit einem Romanstoff zu tun, den man auch beliebig anders auffassen kann. Reden wir nicht davon, daß bei den Nebenfiguren und Nebenhandlungen allerlei um-

gedeutet und abgewandelt worden ist – das darf eine solche Verfilmung schon machen. Aber warum wurde auch die Haupthandlung in ihren einprägsamsten, unverwechselbarsten Zügen auf den Kopf gestellt? Als im Film Percy Magda fragt, ob sie die notwendigen fünf Jahre auf ihn warten wolle, fällt diese ihm jubelnd um den Hals und will warten – um ihm bald darauf in der gewöhnlichen weiblichen Schwachheit zu eröffnen, daß sie den Einflüsterungen Dr. Retbergs leider nicht standgehalten habe. Gerade hier, wo sich ihr Entscheidungsproblem und in ihrem ‚Nein‘ auch ihre Aufrichtigkeit am ergreifendsten zeigt, weicht der Film in billige Durchschnittspsychologie aus – wie bringt jemand dies bloß über sich. Aber der Film bringt es auch über sich, aus den sechs Tagen, die Bertha vor Magdas Hochzeit stirbt, einen Tag zu machen. Sechs Tage sind natürlich nichts, da könnte ja jeder Zeitabstand infrage kommen. Ein Tag muß es sein – darin zeigt sich das Meisterwerk!

Das größte Unrecht hat dieser Film allerdings der Person Percys angetan. Schon, daß er vom äußeren Eindruck her zehn Jahre älter ist als Magda, macht ihn gewissermaßen unmöglich, und entsprechend unmöglich ist auch die Rolle, die er zu spielen hat. Zu Magda immer irgendwie auf Abstand bleibend, läßt er sich von ihr anheimmeln, redet sich in der Heiratsfrage vage auf Geldschwierigkeiten hinaus und hat es am Ende gar nicht besser verdient, als daß die Entscheidung gegen ihn fällt. Nur sie leider hat sich von diesem Schwerenöter eine Zeitlang betören lassen. Denn ärger geht's nicht: neben allerlei anderen Affären hat er auch noch ein Verhältnis mit seiner Londoner Tante, die er in Chelsea in irgendwelchen Hinterzimmern trifft. Wenn man bedenkt, welches Denkmal Magda ihm mit ihrem Briefwerk hat setzen wollen, und erst recht, wenn man weiß, wozu er sich um ihretwillen tatsächlich hat hinreißen lassen, ist dies ihm gegenüber eine wirkliche Untat. Aber auch der Konflikt, in dem Magda steht, ist damit natürlich nicht mehr derselbe. So wie sich der Percy des Filmes darstellt, bleibt von ihren wahren Sorgen um diese Liebe nichts übrig, es wird einfach der ganze Zusammenhang ihres Verhaltens zerstört.

Doch kehren wir zu dem Briefwerk zurück, von dem noch zu klären ist, um was für eine Art Werk es sich eigentlich handelt. Echte Dokumente sind es nicht – also um so mehr ein Kunstwerk? Biermann-Ratjen in seinem Nachwort begründet den Kunstcharakter so, daß alles an diesem Werk zueinander passe, alles wie von Künstlerhand

aufeinander bezogen sei. Der mitten ins Geschehen springenden Einleitung folgten drei das Thema Heirat ‚präladierende Vorerlebnisse‘, an sie schließe sich mit der leitmotivlichen Frage der Wartezeit die Haupthandlung an, aus welcher sich wiederum mit unerbittlicher Notwendigkeit das Ende entwickle, das dann aber mit dem Abbruch der Briefe eindrucksvoll im Dunkeln gelassen sei u.a.m. Kunstvoll verwandelten sich auch gewöhnliche Dinge in Symbole – ihre Schmuckstücke, der Distelstrauß, der aus dem Fenster geworfene Nachtopf –, kunstvoll gestalte sich das Mitspiel der Nebenpersonen, kurz, es wirke alles so vollendet, als habe nicht das Leben, sondern ein großer Dichter diese Geschichte entworfen.

Eine einleuchtende Argumentation? Auch wenn sich hier nun herausgestellt hat, daß die Briefe im ganzen komponierter sind, als Biermann-Ratjen vermutet, muß man ihm doch auf der ganzen Linie widersprechen. Zwar sagen wir wohl mitunter ‚Wie in einem Roman!‘, wenn wir von aufregenden Schicksalen hören, sind uns aber natürlich immer darüber im klaren, daß grundsätzlich nicht das Leben die Kunst, sondern die Kunst das Leben nachahmt und ein künstlerisches Lob an das Leben für seinen so oder so sich gestaltenden Verlauf nicht infrage kommt. Oder sollte Bertha deshalb kurz vor Magdas Hochzeit gestorben sein, damit deren Briefsammlung ihren meisterhaft offenen Schluß bekam? Eine bestimmte Art von Kunstgläubigkeit kommt aber – bis heute – nicht darüber hinweg, daß ein laienhaft-kunstloser Lebensbericht dieselbe Wirkung haben kann wie ein Roman, und dies, obwohl es doch Zeugnisse dieser Art mehr und mehr gibt. Auch übrigens Thomas Mann reagierte hier irritiert. Man nehme an den Lesmona-Briefen „herzlicher teil als an so mancher komponierten Fiktion, die man als solche loben muß“, schrieb er an Biermann-Ratjen, fügte aber, sich gleichsam beruhigend, noch hinzu, daß „ein bißchen Fiktion“ auch hier wohl im Spiele sei. So richtig er dies demnach herausgewittert hatte – er scheint sich doch auch gefragt zu haben, was Berufsschriftstellern noch zu tun bleibe, wenn sich aus den Briefen neunzehnjähriger Mädchen solche Bücher machen ließen.

Magdas Briefwerk ist also kein Kunstwerk, keine Dichtung, wenn dieser Begriff noch einen Sinn haben soll, sondern es gehört zu den autobiographischen Schriften, den Lebenserinnerungen. Denn wenn sie auch ihren damaligen Berichten manches hinzugefügt, dies und jenes geändert hat: es bleiben ihre Erinnerungen, und verglichen mit



dem Gros solcher Erinnerungen sind die Ihren sogar besonders genau. Ihre Eingriffe betreffen im großen und ganzen nur Dinge, die ihr damals entweder noch nicht voll bewußt waren oder die aus äußeren Gründen – aus Zeitmangel, weil Bertha Bescheid wußte, manchmal auch vielleicht aus Mitteilungsscheu – in ihre Briefe nicht hineingelangt sind. Auch die Art und Weise, wie sie dabei vorgegangen ist, hat mit künstlerischem Kalkül nichts zu tun. Sie hat ihre spontan entstandenen Niederschriften im Alter nur noch einmal genauso spontan ‚überschrieben‘, ein Arrangement nach Wirkungsgesichtspunkten lag ihr fern. Allenfalls die Briefe im einzelnen mag man deshalb kunstvoll nennen, weil schließlich nicht jeder solche Briefe schreiben kann, für die Sammlung im ganzen jedoch ist der Begriff des Kunstwerkes unangebracht.

Etwas anders steht es um die Bezeichnung *Roman*. Zum einen liegen romanhaftes und autobiographisches Erzählen ohnehin nahe beieinander, zum anderen aber gibt es einen Romantyp, dem *Sommer in Lesmona* geradezu mustergültig entspricht. Das ist der Briefroman, und zwar nicht nur wegen der verwendeten Briefform, sondern auch wegen des deklarierten (und nicht vorhandenen) Dokumentarcharakters. Anders nämlich, als es die nachträgliche ‚Roman‘-Bezeichnung für diese Werke besagt, wurden sie ursprünglich gerade nicht als Fiktion angeboten, sondern als echte Briefe, und das Publikum hat sie vielfach auch so verstanden. Ihr Echtheitsanschein sollte sie von der gewöhnlichen Romanware gerade vorteilhaft unterscheiden. Goethe z.B. veröffentlichte seine *Leiden des jungen Werthers* nicht unter seinem Namen, sondern als anonymen Herausgeber, betonte in der Vorrede, daß er alle mitgeteilten Schriftstücke ‚mit Fleiß gesammelt‘ habe, entschuldigte sich in Fußnoten dafür, daß er einige Namen aus Gründen der Diskretion habe ändern müssen, bat, den gleichwohl zu erkennen- den Andeutungen nicht weiter nachzugehen, kurzum, stattete sein Werk mit ganz denselben Wahrheitsversicherungen aus wie in unserem Falle Biermann-Ratjen die Briefe von ‚Marga Berck‘. Selbst als sich herausstellte, daß der in Wetzlar zum Selbstmörder gewordene Karl Wilhelm Jerusalem *nicht*, wie vermutet, Werther war, erledigte sich die dokumentarische Lesart nicht. Man projizierte nun Goethes Lotte-Erlebnis in die Briefe hinein, und zu gewissen Teilen war das ja auch nicht falsch. An der Authentizität von *Sommer in Lesmona* wäre – selbst bei Nachweis einzelner Erfindungen – zur Goethezeit also von niemandem gezweifelt worden, es sei denn, eine ‚Marga Berck‘ hätte

sich nicht entdecken lassen, so daß man Biermann-Ratjen selbst für den Verfasser hätte halten müssen.

Auf der anderen Seite waren aber auch die echten Briefsammlungen damals noch keineswegs in der Weise authentisch, wie wir dies heute gewohnt sind. Zumal wenn die Verfasser der Briefe zugleich ihre Herausgeber waren, wurde großzügig korrigiert, erweitert, hinzugefügt, Hauptsache, die Sammlung belehrte und unterhielt. Bettina von Arnim z.B. verfaßte 1834 zu ihrem *Briefwechsel mit einem Kinde*, der vorgeblichen Dokumentation ihrer Beziehung zu Goethe, reihenweise Goethebriefe selbst und schrieb sich erst recht eigene in großer Zahl hinzu. Den Anklang, den ihr Buch fand, beeinträchtigte das nicht, nicht einmal, als ein entsprechender Verdacht allgemein war. Aber es war ja auch zumeist schwierig, solche Vermutungen zu erhärten. Bei Bettina dauerte es mehr als zwei Jahrzehnte, bis die Goethe-Philologie das ganze Ausmaß ihrer Hinzuerfindungen nachgewiesen hatte, und in anderen Fällen weiß man bis heute nicht, welche Briefe in solchen Sammlungen echt, welche erfunden sind.

Im 19. Jahrhundert erschienen dann allerdings zunehmend Briefsammlungen, für deren Echtheit sich Empfänger, Herausgeber und Verlage verbürgten, und neben ihnen hatten die nicht beglaubigten Sammlungen einen immer schwereren Stand. Auch stammten die Briefe nun meistens von Leuten, deren Lebenswege man kannte, es wurde angegeben, in wessen Händen sich die Originale befanden oder man druckte einzelne von ihnen im Faksimile ab. Das entwertete auch den Briefroman. Da der Anschein der Echtheit für ihn nicht aufrecht zu erhalten war, sah diese Form nur mehr angestrengt künstlich, wie eine Marotte aus, und kam mehr und mehr außer Kurs. Wenn in einzelnen Fällen späterhin solche Romane noch ein Erfolg wurden, mußten schon besondere Bedingungen vorliegen. Elisabeth von Heykings *Briefe, die ihn nicht erreichten* von 1903 z.B. waren ein solcher Fall. Anonym erschienen, wurde ihre Herkunft zwar bald aufgedeckt und damit auch der Romancharakter des Werkes offenbar, aber seine Nähe zur Lebensgeschichte der Verfasserin ließ es auch dann noch erfolgreich sein. Eine andere ungewöhnliche Bedingung lag bei Jean Websters *Daddy-Long-Legs* vor, einem als Roman zwar sofort erkannten Werk, in dem die Briefe jedoch in einer reizvollen Funktion stehen: Die siebzehnjährige Waise Judy Abbot, der ein ihr unbekannter Gönner einen Collegebesuch finanziert, muß diesem als Gegenleistung jeden Monat einen Brief schreiben, und diese Briefe beeindruckten ihn so,

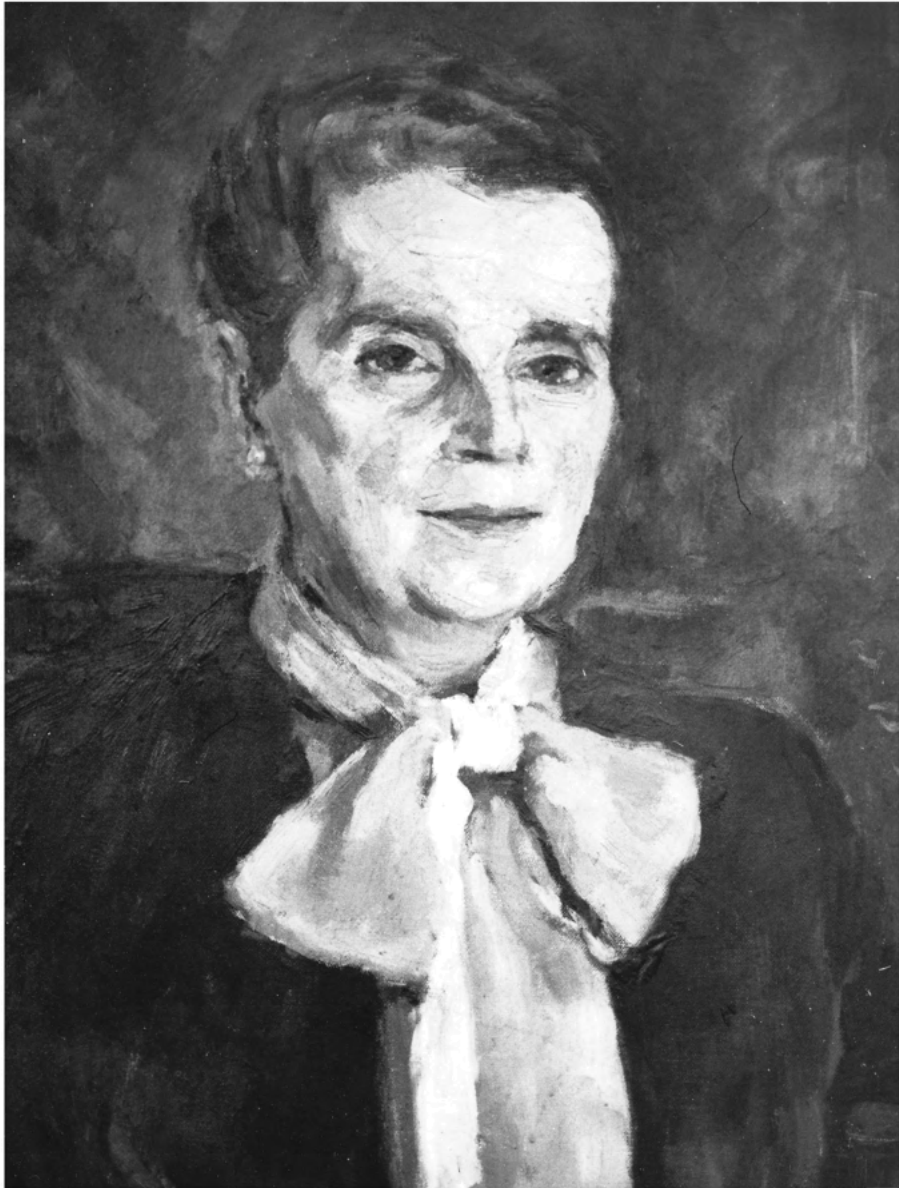
daß er sich schließlich in sie verliebt und um ihre Hand anhält. Die sonst dem Briefroman anhaftende formale Künstlichkeit fällt hier also weg, da die Briefe selbst unmittelbar die Handlung sind.

Wie hätte die Öffentlichkeit reagiert, wenn die Lesmona-Briefe als Roman bezeichnet worden wären oder die Echtheitsversicherung gefehlt hätte? Ganz bestimmt hätten sie auch dann ihr Publikum gefunden, weil der Erlebnishintergrund auch so zu erkennen ist. Mit anderen Worten: der Typus des Briefromans erweist sich auch hier noch einmal als glücklich erfüllt. Die Briefform nimmt diese Geschichte so zwanglos in sich auf, daß auch ein Bekenntnis zu dieser Form ihr nicht geschadet hätte. Das soll nicht heißen, daß sich nicht auch eine andere Form hätte denken lassen. Mancher mag sich im nachhinein wünschen, Magda Pauli hätte ihre Briefe unverändert gelassen und ihnen ihre Ergänzungen und Kommentare in extra Abschnitten – etwa in Form von Tagebuchaufzeichnungen – hinzugefügt. In den Versen von Alphonse de Lamartine, die sie ihrem Buch als Motto voranstellt (übrigens, typisch für sie, aus dem Gedächtnis zitiert, korrekt lauten sie etwas anders), heißt es nicht zu unrecht, daß im Buch des Lebens nichts weggelassen oder nachgetragen werden könne, sondern alles von selbst und nur einmal an die Reihe komme, die schönste ebenso wie die bedrückendste Seite. Hätte sie ihre Briefe in diesem Sinne als unabänderlich angesehen und sich nur zu erklären versucht, warum sie sie so und nicht anders geschrieben hat, wer weiß, sie hätte sich dann auch wohl strenger über ihr damaliges Verhalten Rechenschaft ablegen müssen, als es so, im nur nochmaligen Eintauchen in die Briefperspektive, der Fall war.

Doch was will man? Hätte sie dies gekonnt, sie hätte die Briefe unveröffentlicht gelassen, sie hätte sie einfach verbrannt. Ihre Beschäftigung mit ihnen hatte nur den Grund, daß sie mit ihrem Schicksal nicht fertig geworden war. Deshalb auch ihre relativ nüchternen Bekenntnisse zu diesem Lebensabschnitt – siehe ihren Brief an Thomas Mann –, als sie diese Arbeit hinter sich hatte. Die Sache war damit eben wirklich für sie abgetan. Rechten wir also nicht mit ihr, daß sie uns diese Briefe nur so überlassen hat. Denn ein schönes kulturgeschichtliches Zeugnis sind sie allemal und die Botschaft von einem lebenswürdigen Menschen auch, niemand wird je bedauern, sie kennengelernt zu haben. Und daß jetzt auch sichtbar geworden ist, daß sie bearbeitet worden sind – ist es nicht so, daß man sie erst dadurch wirklich versteht?



(42) Ehepaar Pauli 1929 in Marienbad



(43) Magda Pauli 1935 (gemalt von Gustav Tolle)



(44) Agnesstraße 52, erster Stock: Magda Paulis Hamburger Wohnung  
von 1940 bis 1970



5.12.65.

Hamburg 34  
Agnesstr. 52

Lieber Herrmann Bien!

So nennstest Du Dich immer als kleines  
Junge & da ich das so reizend fand,  
habe ich es immer noch im Gedächtnis.  
Deine Eltern hatte ich sehr lieb & beson-  
ders Dein Vater stand mir sehr nahe.  
Das kannst Du in meinem Lesemonat  
Buch noch lesen! Das Diner bei Hillmann  
das Du erwähnst, war ein Ball von 120  
Personen, welchen Deine Eltern & wir  
zusammen gaben. Auf jedem Tisch  
stand eine Schale mit Parara Veilchen.  
Am folg. Sonntag waren wir zum  
Tee an der Contrescarpe bei Deinen  
Eltern, wo auch Fabers waren.  
Long long ago! — Vom Tod  
Deiner lieben Schwiegermutter  
hörte ich sehr verspätet. Sie war  
eine so begaubernde Frau! Ich



(45) Brief der 90jährigen Magda Pauli an Hermann Grobien, den Sohn  
ihres Jugendfreundes Max

(46) Magda Pauli mit 90 Jahren



*(47) Das Paulische Grab auf dem Riensberger Friedhof*

## Kapitel 11

### Wie dieses Buch entstand

Es war in gewisser Weise Zufall, daß ich 1987 auf die Lesmona-Briefe stieß, oder doch Zufall genug, daß ich an ihnen auch hätte vorbeigehen können. Ich suchte damals - Literaturhistoriker an der Universität Bielefeld - nach Lebenszeugnissen aus der Zeit der Jahrhundertwende, von denen ich einige in einem Seminar behandeln wollte. Dieses war mir bis dahin entgangen (es ist bibliographisch auch schlecht erfaßt), nunmehr lag es wegen der Fernsehserie überall in den Buchhandlungen aus. Ich blätterte darin, nahm es mit, und so begann, was ich *meine* Lesmona-Zeit nennen könnte, eine Beschäftigung damit, die an die vier Jahre dauerte, länger als die Handlungszeit der Briefe selbst.

Natürlich war das nicht geplant. Es erging mir einfach damit, wie es jedem geht, der das Buch liest oder gelesen hat: ich war erheitert, gerührt, erschüttert (wie so ein Wort stimmen kann!), es schien mir eine Ewigkeit her, daß mir etwas so nahe gegangen war. Und wie jeder wollte ich auch wissen, was weiter aus diesen Menschen geworden war. Was tut man in solchem Falle? Ich sah nach, ob die Verfasserin noch mehr geschrieben hatte, fand die *Goldene Wolke*, die Kindheits-erinnerungen und nahm mir auch diese Bücher vor. Doch sie klärten nichts, und literarisch waren sie fast schon enttäuschend. Dann überlegte ich, daß auch ihr Mann Bücher geschrieben haben mußte und überprüfte auch das. In solchen Fällen hat es der Wissenschaftler ja einfach. Über die Universitätsbibliothek stehen ihm Bücherverzeichnisse und Lexika aller Art zur Verfügung, und auch die Bücher selbst hat er in aller Regel bald zur Hand. Als ich feststellte, daß Gustav Pauli Lebenserinnerungen hinterlassen hatte, schlug mir allerdings doch das Herz. Was mochte da drinstehen? Ich konnte es kaum erwarten, daß das Buch - von auswärts bestellt - eintraf, schaufelte es auf der Stelle von vorn bis hinten durch und war ein weiteres Mal - noch mehr - enttäuscht. So gut wie kein Wort zu seiner, zu *dieser* Frau! Das war doch unerhört, eine schneidende Mißachtung, sie hatte ihn also richtig eingeschätzt. Über ihren Lebensweg wußte ich damit aber einigermaßen Bescheid, für eine Behandlung im Seminar hätte es gereicht.



Doch ich wollte mehr wissen, noch immer stand ich so unter dem Eindruck dieser Geschichte, daß sie mir keine Ruhe ließ. Doch wie weiter? Es gab nur einen Weg: Ich mußte nach Bremen fahren. Das dortige Stadtarchiv (Pardon, Staatsarchiv!) würde sicherlich Unterlagen über die Firma von Magdas Vater haben, auch vielleicht etwas über ihre Familie, und die Handlungsorte zu sehen konnte auch nicht schaden. Ich kannte Bremen praktisch nicht, es war 25 Jahre her, daß ich als Student einmal für zwei Tage dort gewesen war. Ein bloß schriftliches Ersuchen kam aber auch nicht infrage. Ich hatte keine Ahnung, was man in Bremen von diesen Briefen hielt, und dumme Fragen zu stellen kann ich mir in meinem Beruf nicht leisten. Außerdem: Wie hätte ich meine Neugier begründen sollen? Erst Monate später, als ich absehen konnte, daß meine Arbeit etwas wirklich Neues würde erschließen können, begann ich mich zu meinem Gegenstand zu bekennen.

Es war Ende Oktober 1987, daß ich das erste Mal (mit dem Auto zwei Stunden) von Bielefeld nach Bremen fuhr. Meine Frau kam mit, und sie hat mich auch im weiteren noch oft bei meinen Ermittlungen begleitet. Ohne sie wären die aufwendigen Sucharbeiten, von denen noch zu berichten sein wird, vielfach gar nicht zu schaffen gewesen. Um mich in die lokalen Verhältnisse einzudenken, hatte ich in *Meyers Konversations-Lexikon* von 1905 den Bremer Stadtplan (mit Straßenverzeichnis!) studiert, ebenso die Lesumer Gegend, und alles mit einem neueren Plan verglichen. So war ich gut im Bilde, als wir in der Nähe der Contrescarpe ausstiegen, und wirklich war mir in diesem Moment zumute, als gingen wir zu Magda zu Besuch. Auch späterhin – ich bin in den nächsten drei Jahren noch rund zwanzigmal nach Bremen gefahren – ist mir etwas von diesem Gefühl immer erhalten geblieben. Es war eben *ihre* Stadt, nur mit ihr hatte ich dort zu tun, und je mehr ich mich in ihre Geschichte versenkte, desto mehr nahm sie in dieser Bedeutung Gestalt an. Daß die Häuser, auf die ich es besonders abgesehen hatten, nicht mehr standen, tat dem keinen Abbruch. Der Wallgraben mit den alten Bäumen war noch da, ‚ihren‘ Blick auf die Mühle gab es auch noch, und überhaupt kann in solchen Fällen die Gewißheit, daß *hier* und nirgendwo anders stattgefunden hat, woran man denkt, jeden Zeitabstand unwesentlich machen. Denn wenn man einen Ort sonst nicht kennt, ist alles, was sich im Laufe der Zeit an ihm zugetragen hat, für die Wahrnehmung nicht vorhanden, und der Abstand von einem Jahrhundert ist nicht länger oder kürzer als der von

einem Jahr oder einem Tag. Selbst an antiken Stätten, die man ja auch meistens nur einmal in seinem Leben betritt, kann einen dieses Gefühl noch überkommen: *Es war hier*.

Am nächsten Morgen – wir waren abends noch über den *Freimarkt* gegangen, das Bremer ‚Oktoberfest‘, und blieben über Nacht – fuhren wir hinaus an die Lesum, ich wollte mich auch an diesem Schauplatz umsehen. Auf gut Glück, nur mit der Lagebestimmung der Briefe im Kopf, wählte ich in St. Magnus eine Straße in Richtung Fluß, und wir gingen ein Stück durch die Parkanlagen am Hochufer. Offen gestanden hatte ich wenig Hoffnung, hier noch etwas zu finden, und scheute mich deshalb auch, jemanden zu fragen. Immerhin war erfreulich zu sehen, wieviel Natur hier noch übrig war. Schon meinten wir, ohne Ergebnis wieder umkehren zu müssen, als mein Blick auf einen in Holz geschnittenen Lageplan fiel, auf dem Wanderwege und ähnliches verzeichnet waren. Und auf ihm plötzlich entdeckte ich ein *Haus Lesmona*, und daß wir keine fünf Minuten von ihm entfernt waren! Mühsam beherrscht – ‚Renn doch nicht so!‘ – war ich schon unterwegs, und dann sah ich das Haus und die alten Bäume und unten den Fluß und wußte, daß ich nun erst recht von dieser Geschichte nicht mehr loskommen würde. Was für ein Glücksfall, daß dies alles hier noch stand! ‚Nizza‘ entdeckte ich bei diesem ersten Besuch noch nicht, aber ich war ohnehin entschlossen, noch einmal wiederzukommen. Wer weiß, welche Spuren sich hier noch würden finden lassen.

Danach fuhren wir noch auf den Riensberger Friedhof. Daß dort das Paulische Familiengrab war, wußte ich aus einem von Magdas Büchern, und mit einigen Daten im Kopf hoffte ich es über die Friedhofskanzlei auch ausfindig machen zu können. Doch solche Vorsorge war überflüssig. ‚Da wird jetzt oft nach gefragt‘, sagte der Friedhofswärter gemächlich, ‚soll ja wohl ein Kunstprofessor gewesen sein‘. Da schau her! Offenbar hatten noch mehr Leute die Briefe gelesen, wollten es aber nicht bekennen und erkundigten sich scheinheilig nur nach ihm. Ich fühlte mich sofort besser. Wenn die Bremer schon auf den Friedhof rannten, um ein Stück Wahrheit von dieser Geschichte zu erhaschen, mußte irgend etwas versäumt worden sein. Am Grab notierte ich mir Namen und Inschriften, überlegte auch schon, daß sich über Grabsteine auch manches andere würde herausfinden lassen, und nahm mir vor, eine Art Kommentar zu *Sommer in Lesmona* zu schreiben. Denn was sollte gegenüber Ereignissen, die fast einhundert Jahre zurück lagen, diese Heimlichtuerei? Auf verschiedene Leute verteilt, wurde

doch sowieso alles gewußt, also konnten auch alle alles wissen. Nicht dieser Meinung war allerdings unsere 18jährige Tochter. Sie fand mein Vorhaben ‚gemein‘ und fragte mich, ob ich an meinem eigenen Leben nicht genug hätte. Wahr, und eine schöne Erklärung für das Geschichtsinteresse dazu. Aber wer jung ist, hat gut reden, und außerdem: wenn wirklich diese Geschichte nicht ans Licht kommen sollte, warum hat Magda ihre Briefe dann veröffentlicht? Keine Sorgen hingegen machte ich mir um die Aufgabe selbst. Ich hatte auch früher schon, bei meinen literaturhistorischen Arbeiten, manches Rätsel gelöst und war der hochgemuten Überzeugung, daß entweder ich es herausbekäme oder es bekäme niemand heraus. Ohne diese Überzeugung fände Forschung auch gar nicht statt.

Für einen Moment zurückgezuckt bin ich nur noch einmal, als ich das erste Bild von Magda Pauli zu sehen bekam: ein Foto nach dem 1907 entstandenen Gemälde von Konrad von Kardorff. Ich hatte in der *Goldenen Wolke* von dem Bild gelesen und bei der Hamburger Kunsthalle, wo es aufbewahrt wird, einen Abzug davon bestellt. Ich war so entsetzt, daß mein nächster Gedanke war: Über die schreibst du nicht! Natürlich ist es naiv, mit der Vorstellung herumzulaufen, daß sich das Wesen eines Menschen, so wie man es aus einem Buch heraus kennenlernt, auch auf seinem Gesicht ausdrücken müsse, aber mit dem Gegenteil kommt man einfach nicht zurecht. Unsympathischer als diese Frau konnte mir niemand sein. Später, als ich dann mehr und andere Bilder von ihr sah, stellte ich erleichtert fest, daß ich mich im Prinzip auch nicht getäuscht hatte. Dort erkannte ich sie wieder, sie gefiel mir sogar. Trotzdem bleiben Bilder in solchen Fällen eine heikle Sache. Sie zeigen uns die Menschen in einer Deutlichkeit, wie sie sich aus Beschreibungen eben doch nicht ergibt, und das kann grausam enttäuschen. Leserinnen, denen dies etwa mit den Bildern von Percy so geht, mögen mir verzeihen! Überhaupt habe ich mir manchmal gesagt, daß ich wohl kaum über alle diese Menschen geschrieben haben würde, wenn nicht Magdas Wahrnehmung sie mir – überwiegend jedenfalls – sympathisch gemacht hätte.

Die erste Aufgabe, die sich stellte, war die Auflösung der Pseudonyme, die mit der Übertragung von *Berck* in Melchers und *Retberg* in Pauli ja nur erst in Anfängen geleistet war (beide Namen sind übrigens authentisch und dem Stammbaum von Gustav Pauli entnommen). Ich begann mit dem Familiennamen Berthas, um über ihn dann das Verwandtschaftsverhältnis zu Magda und – aus der Kombination von

beidem – den Namen Percys aufdecken zu können. Denn wenn die drei untereinander Vetter und Kusinen zweiten Grades waren, mußten sie wenigstens ein Urgroßelternpaar gemeinsam haben. Der erste Schritt war einfach: Berthas Todestag war genannt, ich brauchte nur nach einer Todesanzeige zu suchen. Sie fand sich auch richtig in den *Bremer Nachrichten* vom 17. März 1896, und so konnte ich *Elking* in Schellhaß und *Deneken* in Jänecke übersetzen. Danach fuhr ich auf den Riensberger Friedhof, wo nach Magdas Briefschilderung ‚im Mausoleum am See‘ die Grabstätte ihrer Großeltern war. Das Mausoleum existierte zwar nicht mehr, aber Friedhofsarbeiter zeigten mir eine an seiner Stelle liegende Namensplatte, auf der mir der Melcherssche Familienstammbaum praktisch zu Füßen lag. Hier fand sich auch eine geborene Rösing, die ersichtlich nur Magdas Großmutter sein konnte, und so war der Name *Rösner* vermutlich schon entschlüsselt.

Was mich zunächst allerdings mehr beschäftigte, war die Entdeckung, daß Magdas Großvater eine skandalöse Frühehe eingegangen war. Der Grabplatte zufolge war er 1821 geboren, seine Frau 1817, und ihr erster Sohn, Magdas Vater, bereits 1839. Er 18, sie 22 Jahre alt – das konnte, sofern dieser Sohn überhaupt ehelich zur Welt gekommen war, nur eine ‚Mußehe‘ gewesen sein. Mir war sofort klar, warum Magdas Vater für den ‚viel zu jungen‘ Percy als Schwiegervater nicht zu gewinnen war, die unmögliche Jugendlichkeit seines eigenen Vaters bei seiner Geburt hatte ihn einfach traumatisch geschädigt. Der ganze familienpsychologische Zusammenhang lag überzeugend vor mir, bis – ja, bis ich feststellen mußte, daß das Geburtsjahr des Großvaters nicht 1821, sondern 1812 war, sich der Steinmetz bei seiner Arbeit also wortwörtlich ‚verhauen‘ hatte. Als Philologe war ich mit dem Vorkommen von Druckfehlern ja vertraut, daß ich sie auch auf Grabsteinen zu gewärtigen hatte, mußte ich erst verdauen.

Um für den Namen Rösing Gewißheit zu haben, mußte ich ihn aber auch noch unter den Vorfahren Berthas nachweisen. Ich nahm mir im Staatsarchiv die Adreßbücher vor, die dort von 1800 an – eine Kostbarkeit! – bis 1950 vorhanden sind und sah nach, wie lange Berthas Vater Hermann Schellhass hier als Einwohner registriert war. Das ergab als sein vermutliches Todesjahr das Jahr 1901. Auf gut Glück erkundigte ich mich dann auf dem Riensberger Friedhof nach seiner Grabstätte, und sie konnte auch wirklich im Bestattungsbuch, das jahrgangsweise alphabetisch geführt ist, nachgewiesen werden. Mit der Zeit zog ich andere Friedhöfe dann gar nicht mehr in Betracht – alle, wirklich alle,

die mit der Lesmona-Welt zu tun haben und in Bremen gestorben sind, liegen hier begraben. Bei Hermann Schellhass hatte ich aber noch besonderes Glück. An dieser Grabstätte sind zusätzlich auch noch die Grabplatten von Familienmitgliedern niedergelegt worden, die bereits vor Anlage dieses Friedhofes – 1872 – verstorben sind, so daß ich hier auch die Namen von Wobeta und Elise Rösing fand. Damit war der Name Rösing für Percy sicher und auch das Verwandtschaftsverhältnis zwischen ihm, Magda und Bertha schon ziemlich genau bestimmt. Auch hier benutzte ich die gefundenen Daten wieder zum Heraussuchen von Zeitungsanzeigen und konnte auf diese Weise auch die spätere Entwicklung der Familie rekonstruieren.

In dieser Schrittfolge bin ich dann noch manches weitere Mal vorgegangen: erst das Ausscheiden aus dem Adreßbuch (in jüngerer Zeit auch aus dem Telefonbuch), dann das Ermitteln der Grabstätte (notfalls über eine Anfrage bei den Gartenbau- oder Grünflächenämtern) und dann mit den Grabstein-Daten die Suche nach Todes- bzw. auch Geburtsanzeigen. So lassen sich mit einigem Glück ganze Stammbäume erstellen. Nur die Heiratsdaten findet man auf diese Weise nicht. Man muß sie nach der Geburt der ersten Kinder oder nach dem ersten Adreßbucheintrag der Familie schätzen und notfalls ganze Zeitungsjahrgänge nach ihnen durchsehen (was sich ein bißchen dadurch vereinfacht, daß man früher in den besseren Familien zumeist um Ostern oder um Pfingsten herum geheiratet hat). Natürlich wäre alles viel einfacher, wenn man an die Standesamtsdaten herankäme, doch hier haben wir leider bis 1876 zurück auf alles den Datenschutz. Daß es noch legale Wege gibt, ihn zu unterlaufen, teile ich deshalb hier fast mit Besorgnis mit. Die Hysterie auf diesem Gebiet ist so groß, daß man am Ende womöglich auch noch über die Friedhöfe nur mit Augenbinde geführt werden wird, sofern man denn berechtigt erscheint, ein bestimmtes Grab sehen zu dürfen.

Für die Entwicklung der Lesmona-Familien hätte ich mir diese Arbeit – zumindest für das 19. Jahrhundert – allerdings wesentlich vereinfachen können. Erst bei meinem vierten oder fünften Besuch im Bremer Staatsarchiv erfuhr ich (weil ich vorher nicht gefragt hatte), daß es hier auch ein familiengeschichtliches Archiv gibt. Ein Verein hat hier Hunderte von Mappen zu historischen Bremer Familien angelegt, in denen alle möglichen Unterlagen gesammelt und immer noch weiter ergänzt werden. Für die mich interessierenden Familien war sämtlichst Material vorhanden, und ohne dieses Material hätte ich

auch nie so weit in die Vergangenheit zurückgreifen können, wie es im einzelnen geschehen ist. Nützlich waren mir aber auch die standesamtlichen Daten, die hier bis 1875 auf Mikro-Folien vorhanden sind, und nützlich ebenso die immer freundlichen Auskünfte der vielen freiwilligen Helfer, die an diesem großen familiengeschichtlichen Puzzle arbeiten. In keiner anderen Stadt habe ich eine so ergiebige genealogische Sammlung kennengelernt.

Für Percy und die englischen Familien nutzte mir diese Sammlung allerdings nichts, bzw. ich hatte schon, bevor ich auf sie aufmerksam wurde, auch in England zu ermitteln begonnen. In der Annahme, dort genauso vorgehen zu können wie in Deutschland, hatte ich mir zunächst anhand des Katalogs der *British Library* – er steht als viele Regalmeter füllendes Druckwerk in jeder großen Bibliothek – herausgesucht, wie es mit Adreß- bzw. Telefonbüchern für London aussah. Nach einer vorsorglichen Vorbestellung fuhr ich – wiederum mit meiner Frau – dann am zweiten Weihnachtsfeiertag 1987 nach Calais und am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe mit der Fähre hinüber nach Dover. Unser erstes Ziel war allerdings nicht London, sondern Crockhamhill in Kent, das ich als Magdas *Greenhill* über Todesanzeigen in Bremer Zeitungen (auch die englische Verwandtschaft kondolierte hier) identifiziert hatte. Was ich dort zu finden hoffte, war mir nicht ganz klar, ich wollte nur einfach auch diesen Schauplatz sehen. Auch in England war ich übrigens zuvor nur ein einziges Mal gewesen, so daß mir hier in der ersten Stunde der Linksverkehr ziemlich unbehaglich war. Indessen habe ich mich als Autofahrer in dieser Beziehung stets weniger gefährdet gefühlt als Fußgänger, wo mir beim Überqueren der Straße immer wieder von neuem schockhaft bewußt werden konnte, daß ich die Autos von der falschen Seite erwartet hatte.

Nach anderthalbstündiger Fahrt durch Kent erreichten wir, noch früh am Morgen, den Landsitz *Rusholme*, der in Crockhamhill nicht schwer zu finden ist. Ich glaubte nicht anders, als den Bau aus Magdas Zeit vor mir zu haben, und betrachtete ihn mit entsprechender Andacht. Erst später wurde mir klar, daß es der von ihrem Onkel vorgenommene Umbau war. Während wir noch überlegten, was zu tun sei – mitten auf dem Hof stand ruhig, aber hochaufmerksam ein größerer Hund –, kam ein älterer Herr heraus und fragte, was wir wünschten. Wir setzten mehr schlecht als recht zu einer Erklärung an, aber da hatte er uns schon eingeladen, mit hineinzukommen und eine Tasse



Tee mit ihm zu trinken. Er führte uns in ein weiträumiges, freilich auch lausig kaltes Wohnzimmer, wo er uns – zuletzt wurde es schon komisch – längere Zeit allein ließ. Als er zurückkam, brachte er aber nicht nur ein Tablett mit Tee und Gebäck mit, sondern auch einen Umschlag mit Papieren, die sich, kaum gesichtet, als das Tollste erwiesen, was ich hier finden konnte. Es war jene kleine Lebenschronik, die Carl Eduard Melchers als 50jähriger niedergeschrieben und damals in sein neuerrichtetes ‚Folly‘, ein Eingangs-Türmchen, hatte einmauern lassen. Wegen der deutschen Schrift und der starken Beschädigungen hatte sie niemand je gelesen, ich war der erste, der sie nunmehr – 90 Jahre nach ihrer Niederschrift, 20 Jahre nach ihrer Entdeckung – in seinem Hause zu entziffern begann. So war mir nicht anders, als sei sie eigens für mich verfaßt worden. Und als ich dann den Onkel an seinen tickhaft genauen Zeitangaben sogar ‚erkannte‘ und die Unterschriften aller seiner Töchter auf dem letzten Blatt sah – die der jüngsten brav hingemalt wie in ein Schulheft –, da war mir endgültig, als nickten mir diese Menschen über ein ganzes Jahrhundert hinweg zu. Wir waren drei Stunden in England – konnte es einen ermutigenderen Anfang geben?

Über die Nachkommen von Carl Eduard Melchers wußte der Hausherr jedoch nichts. Vor fünf Jahren, erinnerte er sich, war einmal eine alte Dame da gewesen, die hier aufgewachsen war, aber wer sie war und woher gekommen, wußte er nicht. Er führte uns noch durch das Haus, erklärte uns, was ihm über den weit größeren Umfang des Anwesens in früherer Zeit bekannt war, und riet uns, im Sommer noch einmal wiederzukommen, dann sehe man erst, wie schön es hier sei. Wir sind auch wirklich noch einmal vorbeigefahren und wurden bei dieser Gelegenheit von ihm in einem alten Rolls Royce (Baujahr 1957) wie Staatsgäste durch Kent kutschiert. Die Chronik gab er mir einfach mit, ich würde schon Gelegenheit finden, sie ihm zurückzugeben.

Unsere Ermittlungen in London begannen in dem herrlich alten, kuppelüberwölbten Lesesaal des Britischen Museums, verliefen aber zunächst enttäuschend. Obwohl uns die Adreß- und Telefonbücher fuderweise an den Tisch gekarrt wurden, war die Ausbeute mager. Keine Rösings, keine Melchers‘ weit und breit, nur die Firma *Rösing Brothers* und die *Melchers Runge & Co.* waren zu finden. Bei Rösing war ich zunächst überdies unsicher, wo ich alphabetisch nach dem ö zu suchen hatte (unter o, die Pünktchen zählen nicht), aber dies war dann auch wegen der Einmaligkeit des Namens kein Problem. Außer unse-

ren Rö- oder Rosings gab es in ganz England nur noch eine Familie dieses Namens, und die war möglicherweise sogar mit der unseren verwandt. Es war die Familie eines aus Petersburg stammenden Opernsängers mit Namen Vladimir Iljitsch Rösing, der seinerzeit nicht unberühmt gewesen war. Es sollte mich nicht wundern, wenn er ein Nachkomme jener Rösings wäre, die im 18. Jahrhundert nach Westpreußen gegangen sind. Der Weg von dort weiter nach Petersburg war damals nicht ungewöhnlich. Auch wenn man an Arthurs und Percys schöne Stimmen denkt, möchte man an eine Verwandtschaft glauben. Kennengelernt haben sie einander allerdings wohl nicht. Zwar wurde der Opernsänger Rösing von demselben renommierten Gesangslehrer ausgebildet, bei dem auch Arthur Unterricht nahm, aber Arthur war achtzehn Jahre älter und hatte längst keine Stunden mehr, als der Opernsänger 1909 mit den seinen begann.

In der *British Library* ermittelte ich auch, welches das Stadthaus von Carl Eduard Melchers gewesen war, und wir sahen es uns tags darauf an. Wichtiger war mir allerdings der ganz in seiner Nähe liegende repräsentative *Brompton Cemetery*, den ich mir als ein Pendant zum Riensberger Friedhof vorstellen konnte. Aber abgesehen davon, daß auf englischen Friedhöfen große Familiengrabstätten eher selten sind, war auch das Office nicht besetzt und wir konnten nicht einmal eine Auskunft einholen. So irrten wir ratlos über das an die zwei Quadrat-kilometer große Areal, dessen menschenleere Stille nur ab und zu durch das Rattern der U-Bahn unterbrochen wurde, die hier direkt unter den Gräbern herzufahren scheint. Zur Sicherheit wählte ich dann aber wenigstens noch die Nummer, die für Anfragen angegeben war, und erreichte eine Dame von der Stadtverwaltung. Wegen des eingeschränkten Dienstes zwischen den Feiertagen wollte sie uns zuerst nicht empfangen, gab dann aber nach, und wir konnten in einem ausgestorbenen Verwaltungshochhaus in der Nähe von Westminster Abbey (am Eingang nach Waffen durchsucht) bei ihr vorsprechen. Unmittelbar helfen konnte sie uns allerdings nicht, Grabstätten von Rösings oder Melchers‘ waren auf dem *Brompton Cemetery* nicht registriert. Doch gab sie uns zum Schluß einen Rat, der unsere ganze Suche in eine andere Richtung lenkte: Wir sollten es im *St. Catherines House* beim ‚General Register Office‘ versuchen, vielleicht würden wir dort mehr Glück haben.

Ich könnte sie noch heute dafür küssen. Denn was wir dort fanden – wir fuhren sofort hin –, verschlug mir einfach die Sprache. Es

handelte sich um ein vollständiges Standesamtsregister für ganz England, 1835 beginnend und immer noch weitergeführt, und dies für jedermann zugänglich. Alle in England seit 1835 vorgekommenen Geburten, Heiraten und Sterbefälle sind hier registriert, für jedes Ereignis eine eigene Abteilung, Tausende von großformatigen Bänden mit nichts als Namen und einem Kürzel für das jeweilige Standesamt dahinter. Sie sind von Vierteljahr zu Vierteljahr alphabetisch geordnet, das Alphabet oft über ein halbes Dutzend Bände gestreckt. Den Standesamtseintrag selbst erhält man dann gegen eine Gebühr, damals von fünf, inzwischen von sieben Pfund oder mehr, bekommt dafür aber auch eine rechtsgültige Urkunde mit allen erhobenen Daten, also den Namen von Eltern und Trauzeugen, Altersangaben, Adressen, der festgestellten Todesursache usw. Wir brauchten demnach nur einzugrenzen, wann die von uns gesuchten Personen geboren oder gestorben waren, mußten pro Jahrgang viermal nachschlagen und konnten dann, fündig geworden, die Urkunde bestellen oder uns auch mit Ort und Quartal zufrieden geben. Begründet zu werden braucht die Anforderung einer Urkunde nicht.

Als datenschutzfixierte Deutsche konnten wir über diese kollektive Selbstentblößung nur staunen, aber Großbritannien lebt seit 150 Jahren mit ihr, und niemand scheint sich deshalb als ‚gläserner Mensch‘ zu fühlen. Und was für ein Gebrauch von diesem Angebot gemacht wird! Als wir die bibliotheksähnlichen Räume betraten, wimmelte es dort von Menschen – zwischen den Feiertagen hatten viele Zeit –, und wir wurden von der Leidenschaft, mit der hier gesucht wurde, sofort wie von einem Fieber angesteckt. Hastig wurden die Bände aus den Regalen gerissen, auf die langen Pulte gewuchtet, in den Seiten gewühlt, mit den Fingern über die Spalten gejagt – es sah aus, als würden alle nach derselben geheimen Botschaft fahnden, die irgendwo in diesen Bänden versteckt sein mußte. Manche hatten Stammbäume vorbereitet, in die sie die gefundenen Namen eintrugen, andere benutzten Schulhefte, wieder andere riefen ihre Feststellungen Mitsuchern zu, die daraufhin ihren Band sofort zuklappten und davoneilten – kurzum, wenn der Vergleich erlaubt ist: es wurde gearbeitet, daß die Fetzen flogen. Wir erkannten praktisch sofort, worum es sich handelte. Wir waren auf *die* Ermittlungsgrundlage für unser Vorhaben gestoßen.

Als erstes sahen wir nach einem Geburtseintrag für Percy. Zwischen 1865 und 1875 fanden wir vier Jungen und ein Mädchen mit dem

Namen Rösing, alle in zwei benachbarten Londoner Standesämtern registriert, nur leider einen Percy nicht. In Wahrheit hatten wir natürlich ungeheures Glück, daß der Name Rösing (wie später auch die meisten anderen, die wir suchten) in England so selten war. Zweifellos hatten wir es hier also mit den fünf Rösing-Geschwistern zu tun, und Percy konnte nur entweder der 1872 geborene Arthur oder der 1874 geborene Gustav sein. Da nach Magdas Angaben sein Geburtsjahr genau dazwischen lag, entschied ich mich für den Älteren. Ich vermutete, daß sie ihn (bis auf die eine Stelle mit den 23 Jahren) durchgängig um ein Jahr jünger gemacht hatte, um in ihren Bedenken wegen seiner Jugend glaubwürdiger zu sein. Danach ermittelten wir – von 1894 an rückwärts – den Tod der Rösing-Eltern und fanden wenigstens den der Mutter (den des Vaters, in Bad Godesberg verstorben, hier nicht). Und schließlich sahen wir für die Geschwister noch nach Heiraten und stießen auch hier auf drei Nachweise. Percy, so der Befund, hatte demnach nicht geheiratet, das konnte ja wohl auch nicht anders sein.

Unser vierter und letzter Durchgang galt – schon am nächsten Tag – dann den Todesjahren. Hier hatte ich mir gesagt, daß spätestens 1940, als Magda ihr Erlebnis aufzuarbeiten begann, Percy nicht mehr am Leben gewesen sein wird. So suchten wir von diesem Jahr an rückwärts. Das war nun allerdings wirklich eine Schinderei. Wir verbrauchten dafür, mit den notwendigen Pausen, fast die gesamte achtstündige Öffnungszeit. Wir fanden Ferdis Tod 1930, und dann Jahr um Jahr nichts. Und jedes Jahr, um das sich Percys Leben mit der Verlängerung der Suche verkürzte, wurde mir bitterer, bis ich dann 1911 auf sein vermeintliches Ableben in Weymouth stieß und nur einen Gedanken hatte: er hat sich umgebracht. Es war eine sonderbar zutreffende Täuschung, und mir ist noch immer dieser Moment, wo ich, umdrängt von lauter angespannt suchenden und schreibenden Leuten, auf dieses Datum stieß, genauso deutlich in Erinnerung wie die Selbstmord-Bestätigung ganz anderer Art, die ich Monate später erhielt.

Als wir London am Silvesternachmittag wieder verließen – wir hatten am Vormittag, vergeblich allerdings, noch nach der Grabstätte von Percys Eltern in Sydenham gesucht –, hatten wir das Gefühl eines triumphalen Erfolges. Sämtliche Rösings waren identifiziert, Percys Lebensweg – vermeintlich – bestimmt, die Häuser des Onkels gefunden, ein von seiner Hand stammender Lebenslauf in unserem Besitz – es war mehr, als ich mir je hätte träumen lassen. Eine halbe Stunde vor Jahreswechsel wieder zu Hause, konnten wir wirklich zufrieden auf

das Neue Jahr anstoßen. In diesem und im nächsten Jahr haben wir dann die Reise nach London noch weitere sechs Mal gemacht, immer unter Ausnutzung von Feiertagen und Wochenenden, da ja weder meine noch die beruflichen Pflichten meiner Frau, sie ist Lehrerin, deshalb ruhten. Zuletzt wurde es dann schon Routine. Fünf bis sechs Stunden von Bielefeld bis Calais, dort direkt auf die Fähre, wo wir etwas essen konnten, und dann noch einmal anderthalb Stunden bis London. Einmal ließen wir das Auto auch in Calais stehen, was fast noch bequemer war. Wir gingen immer in dasselbe kleine Hotel am Bedford Place, von wo aus wir alle unsere Büros zu Fuß erreichen konnten, und außerdem sollte es nicht zu teuer sein. Das Flugzeug genommen haben wir nicht, weil meistens auch außerhalb Londons etwas zu tun war. Außerdem waren wir so bei der Reiseplanung auch freier.

Um Näheres über Percys, d.h. Arthurs Aufenthalt in Weymouth zu erfahren, schrieb ich an die dortige Stadtverwaltung, und ebenso auch bezüglich Ferdis an die von Exmouth. Weymouth erbrachte nichts (man hatte sich aber bemüht), dafür Exmouth um so mehr. Zwar bekam ich auch von dort unmittelbar nichts mitgeteilt, aber der Bürgermeister hatte meine Anfrage an die Lokalzeitung, das *Exmouth Journal*, weitergereicht, wo sie veröffentlicht und somit der ganzen Stadt bekanntgemacht worden war. Was für eine Hilfsbereitschaft! Und so hilfsbereit habe ich die Engländer noch oft gefunden, sie haben für solche Nachforschungen einfach Sinn. Selbst Personen oder Behörden, bei denen ich vollkommen daneben lag, gaben mir Ratschläge oder fragten sogar von sich aus bei anderen Stellen an. Aus Exmouth nun meldete sich tatsächlich wenig später ein Herr, nennen wir ihn Mr. Maxwell, der selbst zwar auch über Ferdinand Rösing nichts wußte, aber mir anbot, mir mit seinem Wissen als Genealoge behilflich zu sein. Er habe bereits festgestellt, daß jener Rösing ein Testament hinterlassen habe, und falls ich zwei Pfund opfern wolle, könne er es mir schicken. Natürlich stimmte ich zu, erklärte ihm, was ich herausfinden wollte, und lernte durch ihn die zweite großartige Quelle kennen, die es in England für familienhistorische Ermittlungen gibt.

Es ist dies das ‚Principal Registry of the Family Division‘ im Londoner *Somerset House*, ein Archiv für alle seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in England niedergelegten Testamente. Was den Datenschutz angeht, so ist dies eine noch erstaunlichere Angelegenheit als das Standesamtsregister; denn auch hier kann jeder jedes Testament lesen,

es sich auch für 25 Pence pro Seite kopieren lassen, und dies bis zum jüngsten Stand, also selbst den gerade erst eröffneten Testamenten. Es entzieht sich meinem Einblick, ob dieses öffentliche Zugriffsrecht auch eine nebenherlaufende Form nichtöffentlicher Testamente mit sich gebracht hat. Aber auch in diesen öffentlichen Testamenten werden die erstaunlichsten Summen ausgewiesen und durchaus sehr persönliche Verfügungen getroffen. Der Zugriff vollzieht sich ähnlich wie beim Standesamtsregister. In alphabetisch geordneten Bänden ist Jahr für Jahr zunächst der Name des Verstorbenen festgehalten, sodann Wohnort und Todestag, dann der Name des beauftragten Testamentsvollstreckers und schließlich die hinterlassene Summe (ohne Sachwerte). Hat man einen Namen gefunden, kann man sich das Testament gegen eine Gebühr von 25 Pence unmittelbar zum Lesen geben lassen und bei Bedarf eine Kopie bestellen. Die einzige Schwierigkeit bei der Bestellung besteht darin, die Ausrufer zu verstehen, die die aus den Magazinen pausenlos herangebrachten Testamente an das unruhige Publikum weiterleiten. Besonders in unserem Falle, wo es deutsche Namen waren, war eine schon das Geniale streifende Auffassungsgabe erforderlich, den Ruf richtig zu deuten.

Was sich aus den Testamenten zu den Lebensumständen der von uns untersuchten Familien ergab, ist dem Text an vielen Stellen zu entnehmen. Außerordentlich nützlich waren sie uns aber auch für die Feststellung der Abstammungs- und Nachkommensverhältnisse. Längst nicht alle Nachkommen dieser Familien sind ja in England geblieben, so daß sich ihre Wege allein über das Standesamtsregister nicht hätten verfolgen lassen. Außerdem gingen die Ermittlungen hier natürlich schneller, da sich Zahl und Namen der Kinder, ihrer Ehegatten, die Wohnorte usw. möglicherweise auf einen Blick ergaben. So waren wir bei unseren weiteren Besuchen in London jedesmal auch im *Somerset House*, das vom *St. Catherines House* nur fünf Minuten entfernt ist. Auch andere Sucher, so konnten wir beobachten, pendelten regelmäßig zwischen beiden Häusern hin und her.

Daß ich mich mit dem in Weymouth verstorbenen Arthur in der Identifizierung Percys getäuscht hatte, erfuhr ich einige Wochen später gewissermaßen durch Magda selbst. Ich hatte mir bis dahin den Thomas-Mann-Brief nicht angesehen, auf den im Umschlag der Taschenbuchausgabe von *Sommer in Lesmona* hingewiesen ist, denn bei Thomas Mann kannte ich mich aus und hielt ‚irgendwann‘ für immer noch früh genug. Weit gefehlt. Aus den Anmerkungen zu diesem und



einem weiteren Brief ersah ich, daß nicht nur Thomas Mann an Magda Pauli, sondern auch diese an ihn geschrieben hatte und daß sie dabei auch auf seine Fragen zu ihrem und Percys späterem Leben eingegangen war. Das hatte ich nicht vermutet, und es war klar, daß ich diesen Brief haben mußte. Ich wußte auch, wo ich ihn – wenn überhaupt – finden würde: im Züricher Thomas-Mann-Archiv, und schrieb sofort hin. Eine Kopie, wie ich gewünscht hatte, erhielt ich zwar nicht (dafür wäre das Einverständnis der Erben Magda Paulis erforderlich gewesen, das ich damals noch nicht hatte), aber ihn mir anzusehen und abzuschreiben war gestattet. Um nicht eigens nach Zürich fahren zu müssen (notfalls hätte ich allerdings auch das getan), bat ich eine Mitarbeiterin des Archivs, ihn mir am Telefon vorzulesen, und dann noch einmal, ihn mir auf Band zu sprechen. So kam ich zwar nicht in seinen Besitz und auch nicht zu dem Recht, ihn zu zitieren, aber doch zur vollständigen Kenntnis seines Inhaltes. Man mag das als Widerspruch empfinden, aber es hat durchaus seine Logik. Der Wortlaut gehört in solchen Fällen in der Tat dem Urheber oder seinen Rechtsnachfolgern. Wem Thomas Mann jedoch – auch per Nachlaßverfügung – gestattete, den Brief zu lesen, war seine Sache. Jeder Privatmann macht das mit an ihn gerichteten Briefen nicht anders. Bis heute übrigens verbinden sich mir die traurigen Bekenntnisse dieses Briefes mit der warmen schweizerischen Stimme, die ihn mir vorgelesen hat, ganz so, als hätte Magda selbst mit dieser Stimme von weit her zu mir gesprochen.

Aus dem Brief nun erfuhr ich, daß Percy ‚1912 in Kalifornien‘ verstorben sei, und es war klar, daß dann nur Arthurs jüngerer Bruder Gustav der Gesuchte sein konnte. Wie aber seine Spur aufnehmen? Hier half die Londoner *TIMES*. Ich hatte schon vorher festgestellt, daß offenbar alles, was in London auf sich hielt, in der Anzeigenrubrik auf Seite eins dieser Zeitung Geburt, Heirat und Tod bekanntgab, und hatte auch Arthurs Tod hier angezeigt gefunden. Sollte dann nicht auch Percys Tod an dieser Stelle gemeldet worden sein? Zu meinem Glück war die *TIMES* im Zeitungsarchiv in Dortmund über etliche Jahrzehnte hinweg komplett vorhanden, so daß es nicht allzu aufwendig war, an sie heranzukommen. Ich sah also den Jahrgang 1912 durch und, als ich hier nichts fand, weiter den Jahrgang 1913, bis ich dort Ende Februar auch richtig auf die Anzeige stieß. Auch andere Daten habe ich auf diese Weise ermittelt, was bei 300 Ausgaben pro Jahr mitunter mühsam war und in einigen Fällen nur möglich, weil sich

außer meiner Frau auch noch meine beiden Töchter an der Suche beteiligten. Kein Nachweis fand sich – selbst hier – allerdings für den Tod des ältesten Rösing-Sohnes Hermann. Vermutlich ist sein Ende irgendwo in Übersee der Familie erst so verspätet bekannt geworden, daß man eine Anzeige nicht mehr für angebracht hielt. Wenn man liest, auf welch abenteuerlichen Wegen sein Bruder Ferdinand durch Mittelamerika gereist ist, kann man sich eine solche Verspätung auch gut vorstellen.

Nach den Auskünften der *TIMES* über Datum, Ort und sogar die Ursache von Percys Tod (‚Meningitis‘) hätte ich meine Nachforschungen hier eigentlich einstellen können, aber ich wollte auch über seinen Aufenthalt in Kalifornien noch etwas wissen. Ein Kollege, an den ich mich deshalb dort wandte, wies mich auf das ‚Recorder Department‘ hin, und es stellte sich heraus, daß es ein eben solches öffentliches Standesamtsregister war, wie ich es in England kennengelernt hatte. So kam ich gegen eine Gebühr von wenigen Dollar auch in den Besitz von Percys Todesurkunde. Als ich auf diese Weise von einer ‚gunshot wound of the mouth /suicidal‘ erfuhr, erschrak ich noch einmal sehr, freilich ebenso fast über meine Ahnungen in dieser Hinsicht wie über die Nachricht selbst. Indessen sind solche Ahnungen gar nicht unerklärlich. Aus Magdas Briefen spricht ein so starkes Schuldbewußtsein ihm gegenüber, daß man von einer schlimmen Wendung seines Schicksals fast ausgehen muß. Ich bin inzwischen auch nicht mehr sicher, ob sie damals nicht mehr von seinen Bemühungen um sie gewußt hat, als ihre Briefe zeigen. Es ist gut denkbar, daß er ihr bei seinem Besuch in Bremen durch Max nicht nur einen Brief hat übergeben lassen, sondern sie auch zu sprechen versucht oder sie sogar gesprochen hat – es würde ihre Verzweiflung nur um so besser erklären.

Trotz der Nachrichten aus Kalifornien wußte ich von Percys Lebensweg aber immer noch recht wenig. Vermutlich wäre es dabei auch geblieben, wenn nicht mein Helfer aus Exmouth mir neuerlich einen Tip gegeben hätte. In Ferdis Testament war unter anderem verfügt, daß ‚in memory of my brothers Arthur and Gustav‘ einhundert Pfund an das Londoner *Dulwich College* gehen sollten, was auf einen Besuch dieses Colleges durch die Brüder hindeutete. Mir sagte das weiter nichts, doch Mr. Maxwell wußte, daß das Dulwich College das Ableben ehemaliger Schüler registrierte und ihre Namen, verbunden mit einem Nachruf, irgendwo festhielt. Er sah nach und teilte mir außer einigen Schulbesuchs- und Lebensdaten für Percy auch das Stichwort

„Germania R.C. VIII Hamburg 1897“ mit. Ich war sofort in heller Aufregung. Von einem Aufenthalt in Hamburg wußte ich nichts, aber wenn „R.C.“ *Ruderclub* hieß und er dort – VIII für Achter? – einen sportlichen Erfolg gehabt hatte, dann konnten gut noch Spuren von ihm auffindbar sein. Rudervereine bewahren Pokale auf, Wimpel, Urkunden – und nicht von erfolgreichen Mannschaften auch Bilder?

Und wirklich, nachdem ich den Club bzw. den ihm nachgefolgten *Hamburger und Germania R.C.* über das Telefonbuch identifiziert hatte und in seinem Schriftführer auch noch auf einen kompetenten Kenner der Vereinsgeschichte stieß, bekam ich alles, was ich mir erträumt hatte: ein Widmungsblatt mit Percys Unterschrift, den Nachruf seiner Vereinskameraden und sogar zwei beschriftete, gut erhaltene Mannschaftsfotos von 1896/97, auf denen er in voller Größe zu sehen war. Es war mein schönster Erfolg. Er führte dann weiter zu den Meldebüchern im Hamburger Staatsarchiv, zu Arthurs Aufenthalt in Hamburg und Dresden und schließlich auch noch zu Percys geschäftlicher Unternehmung mit Fritz Grobien. Ohne den Fund im *Dulwich College Register* wäre mir das alles wahrscheinlich entgangen.

Abschließend zu Percys Lebensweg wollte ich allerdings auch noch wissen, was nach seinem Tod seine Frau gemacht hatte, bzw. wer sie überhaupt gewesen war. Das allerdings wuchs sich – ich gebe zu, es wirkt verrückt – zur aufwendigsten Suche meines ganzen Projektes aus. Wenn Magda gegenüber Thomas Mann die Bemerkung macht, diese Frau habe Percy viel Geld gekostet, so kann ich nur sagen, mich hat sie auch Geld gekostet, und es ärgert mich immer noch, daß ich ihr ihr Geheimnis gleichwohl nicht völlig habe entreißen können. Wenn mir heute angeboten würde, eine der Personen meiner Geschichte persönlich kennenzulernen, ich würde mich nicht mehr für Magda, sondern für sie entscheiden, an sie habe ich die meisten Fragen.

Als wir in London festgestellt hatten, daß sie als Agnes Browne über das Geburtsregister nicht zu finden war, d.h. ihre Angaben zu Geburtsort und -jahr nicht stimmten, vermutete ich, daß sie bei der Heirat schon älter als die angegebenen 23 Jahre gewesen war und suchte entsprechend früher. Dabei war es noch ein Glück, daß sie Browne hieß und nicht Brown – mit diesem Namen wäre sie von vornherein unauffindbar gewesen (was die Suche freilich auch abgekürzt hätte). Um nun nicht für jede Urkunde bezahlen zu müssen, schrieb ich mir ein Dutzend Agnes Brownes ab und bat – unter Anlage einer Fünf-Pfund-Note – die betreffenden Standesämter jeweils direkt

um die Geburtsurkunde von Agnes, Tochter von Lawrence Browne, geboren in dem und dem Quartal. So erhielt ich von Mal zu Mal den höflichen Bescheid, daß man eine Agnes zwar habe, jedoch nicht als Tochter eines Lawrence, und ob ich dann trotzdem usw. An dem Namen Lawrence hielt ich allerdings fest, weil er als Zusatzname auch in Percys Testament für sie genannt wird.

Nachdem auf diese Weise meine Banknoten diverse Male vergeblich zwischen Bielefeld und England hin- und hergereist waren, erschien es mir sinnvoller, zunächst zu ermitteln, wann Agnes gestorben war. Dabei hoffte ich über Percys Grabstätte weiterzukommen und bat einen Freund, der in Kalifornien lebte, sich darum zu kümmern. Da das *Los Angeles Crematory* den ‚Vorgang‘ jedoch zunächst nicht fand, tauchten auch hier Schwierigkeiten auf, bis sich durch beharrliches Nachfragen und Nachforschen ergab, daß Percy zehn Monate auf Eis gelegen hatte, bevor es zu seiner Einäscherung gekommen war. Zunächst wollte ich es einfach nicht glauben, aber als ich dann eine Kopie der Bestattungseintragung in Händen hielt, war ein Zweifel nicht mehr möglich. Sofort klar war mir damit aber auch, daß Agnes dann umgehend nach England zurückgefahren sein und dort noch einmal geheiratet haben mußte. Denn nach verstorbenen Rösings hatten wir in London ja kreuz und quer gesucht. Beim nächsten Gang ins St. Catherines House entdeckten wir auch im Handumdrehen ihre Wiederverheiratung mit einem Araujo-Cintra, zugleich allerdings auch die mich neuerlich beunruhigende Tatsache, daß sie zwischen 1903 und 1914 nur um drei Jahre gealtert war. Sie mußte also bei ihrer ersten Heirat weitaus jünger gewesen sein als angegeben, vermutlich noch minderjährig, und so konnte die Suche nach ihrer Herkunft noch einmal von vorn beginnen. Auch das jedoch führte zu nichts. Der von ihr angegebene Name ist offenbar samt Geburtsort und -jahr zur Verdunkelung ihrer Herkunft von Percy und ihr erfunden worden – man kann nur raten, was der Grund war und wer sie war.

Die anhaltende Inanspruchnahme durch diese Frau hatte mich allerdings längst so in ihr Schicksal hineingezogen, daß ich auch noch herausfinden wollte, wie es ihr an der Seite dieses Südamerikaners ergangen war (denn soviel ließ sich, da er der Sohn eines Kaffeepflanzers war, immerhin annehmen). Da wir außer der Heirat Spuren in den von uns benutzten Registern nicht fanden, war freilich guter Rat teuer. Mr. Maxwell empfahl mir, einen Versuch im *Land Registry Building* zu machen, weil das Paar bei einer Volkszählung erfaßt wor-

den sein konnte. Doch dort erhielt ich eine Absage, diese Daten sind bis zu einhundert Jahren zurück gesperrt. Indessen empfahl man mir, falls dieser Araujo-Cintra aus Übersee nach England gekommen sei, es im *Public Record Office* mit Schiffspassagierlisten zu versuchen, er müßte dann eigentlich auf einer solchen Liste zu finden sein. Schiffspassagierlisten? Ich gebe zu, ich zögerte. Aber dann wollte ich es doch auch auf diesen Versuch noch ankommen lassen. Diese Listen, über Jahrzehnte hinweg gesammelt, sind nach Häfen und innerhalb dieser nach dem Ankunftsdatum der Schiffe geordnet, so daß die Suche, wenn man einen begrenzten Zeitraum dafür ins Auge fassen kann, nicht hoffnungslos ist. In unserem Falle bestand die Hoffnung darin, daß der Vater des Bräutigams – bei der Hochzeit Trauzeugen – vermutlich ausschließlich deshalb nach London gekommen war und also kurz vor diesem Datum eingereist sein sollte. Außerdem sah ich die Möglichkeit herauszufinden, wann und wie Agnes von Los Angeles nach England zurückgekehrt war. Auch hier gab es zwischen dem Tod Percys Ende Februar 1913 und der Testamentseröffnung Ende März (obwohl das Testament nicht ihr gegenüber eröffnet worden war) einen immerhin wahrscheinlichen Zeitraum.

Die Stöße von Mappen und Kartons, die wir nach Vorbestellung im *Public Record Office* vorfanden, sahen dann allerdings doch recht bedrückend aus. Es handelte sich überwiegend um handschriftlich angefertigte Listen, auf denen die Namen oft noch nicht einmal alphabetisch geordnet waren, d.h. es waren keine anderen Listen, als sie von den Zahlmeistern der Schiffe – auf einheitlichen Vordrucken – bei den Hafenbehörden abgeliefert worden waren. Doch siehe da! Unsere Agnes hatten wir schon nach einer halben Stunde. Wie vermutet, hatte sie zu einem gewissen frühen Zeitpunkt in New York einen Frachter bestiegen und war mit diesem direkt nach London gedampft. Mit Araujo-Cintras Vater, nach dem wir rückwärts vom Datum der Hochzeit aus suchten, hatten wir jedoch kein Glück. Ich ahnte, daß er, falls er es eilig gehabt hatte, schon in Lissabon ausgestiegen und über den Kontinent angereist sein konnte, und solche Einreisenden wurden nicht registriert. Nur um uns kein Versäumnis vorwerfen zu müssen, arbeiteten wir uns noch bis in den Monat März 1914 zurück, als meine Frau plötzlich in den Listen von Southampton auf den jungen Araujo-Cintra stieß, angekommen aus Santos in Brasilien, als Student. Was sagte man dazu? Sein Gang zum Standesamt schon vier Monate später, zuvor der Kriegsausbruch, dazu der Vater als Trauzeugen – es

war klar, was hier abgelaufen war, und klar auch, wo wir Agnes nach dieser überstürzten Hochzeit zu suchen hatten.

Wie aber findet man jemanden in Brasilien? Eine Kollegin aus meiner Fakultät, selbst Brasilianerin, nahm sich der Sache an. Mit ihrer Hilfe schrieb ich – schrieben wir – an etliche historische und genealogische Institute, und es gelang tatsächlich, die Familie Araujo-Cintra in Brasilien aufzufinden. Genauer: es war ein Clan, denn schon im Jahre 1900 und dann noch einmal 1949 war ein ganzes Buch mit Stammtafeln von dieser Familie erschienen. Doch Glück muß man haben. In beiden Büchern fanden sich auch unsere Araujo-Cintras, und in der zweiten Ausgabe als Ehefrau des nach London gereisten Studenten auch die gesuchte Agnes, verwitwete Rösing. 1949 lebten beide noch – kinderlos – in Rio de Janeiro. Was wollte ich mehr? Doch ich tat nun noch etwas, von dem meine Kollegin meinte, es funktioniere nie: ich bzw. wir schrieben auch noch an die Gemeinde, in der der Vater jenes Studenten seine Kaffeeplantage besessen hatte. Wir baten den Bürgermeister, falls die Familie noch existiere, unsere Anfrage an sie weiterzuleiten. Und tatsächlich hielt ich vier Wochen später das Fernschreiben eines brasilianischen Geschäftsmannes in Händen, der sich als ein echter Neffe des in London von Agnes bezirzten Studenten entpuppte. Der Bürgermeister hatte ihm unseren Brief sogar in eine andere Stadt nachgeschickt. Doch das war dann leider auch alles. Trotz wiederholter Anfragen, auch per Telefon, kam außer blumigen Versicherungen, er würde uns demnächst alles über das Leben seines Onkels und seiner Tante mitteilen, nichts mehr von ihm. Die Rolle, die die Tante in meinem Projekt spielte und in die ich ihn – leider – wahrheitsgemäß eingeweiht hatte, erschien ihm wohl doch zu kläglich.

Auch Agnes' und ihres Mannes Todesurkunde erhielt ich dann nicht von ihm, sondern direkt aus Rio. Um meinen Ruf, ein vernünftiger Mensch zu sein, nicht definitiv aufs Spiel zu setzen, hatte ich heimlich, hinter dem Rücken meiner Mentorin, aus ihren Briefen noch eine Anfrage an die dortige Stadtverwaltung zusammengebastelt, in der ich schlicht zu wissen begehrte, was aus den Araujo-Cintras nach 1949 in Rio geworden sei. Und das Wunder geschah. Drei Monate später erreichten mich, von einem vornehmen Anschreiben begleitet, die Kopien der Todesurkunden der beiden, der Präfekt selbst dieser Zehn-Millionen-Stadt hatte sich der Sache angenommen. So kam ich in einer an den unwahrscheinlichsten Stellen gelingenden Verfol-



gungsjagd nach dieser Seite hin doch noch zum Ziel. Was aber die andere Seite – Agnes' Herkunft – betrifft: Könnte mir nicht eines Tages ihr brasilianischer Neffe noch die tollsten Papiere, Briefe, Fotos schicken? Agnes ist immer noch für eine Überraschung gut.

Während sich diese Suche praktisch über die gesamte Zeit meiner Ermittlungen hinzog, klärten sich die englischen Familienverhältnisse vergleichsweise schnell. Das Testament von Hermina Melchers geb. Mosle aus den 30er Jahren zählte alle ihre Kinder und Stiefkinder namentlich auf, und über sie und weitere Testamente hatte ich nach einem halben Dutzend Fehlversuchen über das Londoner Telefonbuch zu ihnen auch Kontakt. Ich wurde an eine Enkelin von Carl Eduard Melchers vermittelt, die über ein schier unerschöpfliches Reservoir an Familiendokumenten verfügte und uns noch bei jedem unserer Besuche etwas Neues zeigte. – Ganz anders hingegen die Situation bei den Segnitz-Nachkommen. Schon sie aufzuspüren wäre fast gescheitert, da sie den Namen Segnitz während des Ersten Weltkrieges abgelegt hatten. Auch die Bremer Linie wußte nichts mehr von ihnen. Ich stolperte jedoch immer wieder über zwei Nichten *Seldon*, die Ferdi Rösing in seinem Testament als Erbinnen in Betracht zieht, bis mir irgendwann dämmerte, daß dies nur die Schwestern Segnitz sein konnten. Das weitere war dann Routine. Über das Heiratsregister fanden wir alsbald ihre Ehemänner, über deren Namen ihre Testamente und dort wieder die Namen von Kindern, die wir über das Londoner Telefonbuch identifizieren konnten. Hier war die Ausbeute allerdings mager. Die einzigen, die etwas von der Familiengeschichte wußten, waren wir. Erst nach langer Zeit wurde aus dem Familienkreis noch Ferdi Rösings Reisebericht zutage gefördert, wobei allerdings auch hier nicht bekannt war, von wem genau er stammte.

In Deutschland gab es Probleme dieser Art naturgemäß nur bei den Nebenpersonen, denn über die Familien Melchers, Schellhass und Pauli Aufschluß zu gewinnen war über Grabstätten und Todesanzeigen nicht weiter schwer. Doch wer z.B. steckte hinter jenem Grafen von P., der Magda in Bad Kreuth den Hof macht? Meine Hoffnung, dies über eine Kreuther Kurliste von 1893 feststellen zu können, zerschlug sich – Listen dieser Art gab es für bayerische Kurorte damals noch nicht. (Für Preußen waren solche Zugriffe kein Problem, wie überhaupt die Verwaltung hier frühzeitig besser entwickelt war als in Mittel- und Süddeutschland.) Unfruchtbar blieb auch der Versuch, im *Gothaischen Genealogischen Taschenbuch*, Reihe *Gräfliche Häuser*, mit dem Buchsta-

ben P. weiterzukommen – keiner der zu findenden P.s paßte. Und das Haus dieser Familie in der Münchner Lenbachstraße, von dem Magda spricht? Zufällig war in Marburg ein einzelnes Münchner Adreßbuch von 1896 ausleihbar, so daß ich auch diese Spur ohne großen Aufwand verfolgen konnte. Doch eine Lenbachstraße, so zeigte sich, gab es in München nicht, kein Wunder natürlich, Lenbach lebte ja damals noch, und auch heute hat München nur einen Lenbachplatz. Also vielleicht ein anderer Malername, vielleicht Kaulbach? Und in der Tat, für das Haus Kaulbachstraße 13 (Adreßbücher haben stets ein Einwohnerverzeichnis nach Straßen und Hausnummern und eins nach dem Alphabet) war als Eigentümer die gräfliche Familie von Seyssel d'Aix registriert, und die Vornamen Edwin und Edgar sahen dem *Egon* der Briefe auch sofort charakteristisch ähnlich.

Über ihre Angaben zu seinen Eltern konnte die Identität dann auch mit großer Sicherheit nachgewiesen werden. Aus dem Bayerischen Militärarchiv erhielt ich seine Personalunterlagen, und die Entwicklung seiner Ehe- und Familienverhältnisse ließ sich dem *Gotha* entnehmen. Die letzte Bestätigung meines Indizienbeweises wurde mir aber erst lange nach Abschluß der Arbeit zuteil, als aus dem Nachlaß von Magda Pauli und von ihr selbst beschriftet noch ein Foto zum Vorschein kam, das ihre Eltern mit der ‚Gräfin Seyssel‘ im Jahre 1900 auf einer Terasse in Bad Kreuth zeigt. Die Familienbeziehung hatte also trotz Magdas ungezogener Absage fortbestanden. Was den *Gotha* angeht, ist dies übrigens auch so eine unserer datenschutzrechtlichen Ungereimtheiten. Für adelige Familien sind bis zu seiner Einstellung im Zweiten Weltkrieg alle familiären Veränderungen, selbst peinlichste, hier lückenlos zu verfolgen, während bei Personen bürgerlicher Herkunft (was so nie bezweckt war) diese Dinge unter Verschuß liegen.

Nicht ganz einfach zu identifizieren war auch Magdas Jugendfreund Max. Mit dem Pseudonym Georgi war nichts anzufangen, denn verwertbare Angaben über ihn enthalten die Briefe nicht. Hier half die Festschrift der Firma Melchers von 1906 weiter. Sie zählt im Anhang alle kaufmännischen Mitarbeiter (mit Eintrittsjahr) auf, und da kam ein gewisser Max Grobien sofort infrage. Als sich dann noch zeigte, daß er zeitweilig Mitbewohner des Hauses von Hermann Melchers war, war alles klar. Die große Grabstätte Grommé-Grobien auf dem Riensberger Friedhof lieferte weitere Aufschlüsse, und über Angehörige erhielt ich schließlich die Adresse von Maxens Schwiegertochter



in Lima. Natürlich war ich bei solchen Familienanfragen immer aufs sorgfältigste vorbereitet; denn wer nichts weiß, erfährt auch nichts. Wirkt man hingegen sachkundig, verhilft einem bereits das Erstaunen über die vorhandenen Einblicke leicht auch zu weiteren Informationen. Aus Lima erhielt ich nicht nur Fotos und Dokumente zu Maxens Leben, sondern auch ein fast vollständiges Namensverzeichnis zu *Sommer in Lesmona*, das der Vater jener Schwiegertochter bei Erscheinen des Buches angelegt hatte. Aus ihm erfuhr ich noch einmal definitiv, daß Percys wahrer Name Gustav und sein Rufname Goschen war, und auch einige bis dahin unidentifizierte Nebenpersonen und Familienangehörige gab mir dieser Schlüssel preis.

Nicht darin erfaßt war leider das Ehepaar Plessis, und an ihm, das in der Lesmona-Zeit auf Hochzeitsreise durch Bremen kommt, bin ich bei der Identifizierung auch gescheitert. Dabei hatte diese Aufgabe vergleichsweise leicht ausgesehen. Wie Magda berichtet, nahm Percy vor seinem Eintreffen in der Villa Lesmona an der Hochzeit dieses Paares in Köln teil, und weil Bossier für Plessis durch Percys Mutter feststand, schien die Ermittlung dieser Hochzeit auch weiter kein Problem zu sein. Ich versprach mir davon auch etwas. Wenn ich Glück hatte, war von der Hochzeitsgesellschaft ein Foto erhalten geblieben, und ich hätte dann von Percy, so wie er nach Lesmona gekommen ist, ein Bild gehabt. Doch eine Bossier-Hochzeit fand sich nicht, nicht in den Standesamtsnachrichten des Kölner Stadtanzeigers, nicht unter den Familienanzeigen, nicht bei Archivermittlungen. Bei der Rekonstruktion des Stammbaumes kam ich dahinter, daß der gesuchte Bossier aus einem außerdeutschen Zweig der Familie stammen mußte, und zwar aus einem im frühen 19. Jahrhundert in Havanna ansässigen. Kühn genug, schrieb ich auch dorthin, und als sei dies nichts, erhielt ich auch von dort Antwort. Die cubanischen Archivare hatten sich sogar ausgesprochen Mühe gegeben, nur leider nicht mehr herausgefunden, als daß diese Bossiers 1865 aus Cuba verschwunden waren. Auch die Kurlisten von Norderney und Borkum, wo das Paar auf Hochzeitsreise gewesen sein konnte, erbrachten nichts. Die Bossiers blieben unauffindbar.

Nur einen Weg hätte es gegeben, sie ausfindig zu machen, und das wäre das Personenstandsarchiv in Brühl gewesen. Es bewahrt die Standesamtsunterlagen für das gesamte Rheinland auf, und hier den Raum Köln – denn der sicherlich wird stimmen – für 1894 zu überprüfen, wäre eine Sache von zwei, drei Stunden gewesen. Doch der Daten-

schutz verbot es, nur über eine Gesetzesänderung, so die Auskunft, sei die Sperrzeit ab 1876 für diese Unterlagen zu beseitigen. Das sah ich nun so richtig vor mir: Plenarsitzung des Bundestages, Kampfabstimmung, dabei die Abgeordneten teilweise zu mir herumgedreht, der ich händeringend auf der Tribüne sitze – nein, irgendwo mußte Schluß sein. Ironie der Geschichte allerdings: wäre dieser Bossier Deutscher gewesen, hätte ich ihn auf irgendeine Weise gefunden. Grabstätten, Adreßbücher, Familienanzeigen – irgend etwas hätte mich zu ihm hingeführt. Nur weil er in Deutschland lediglich geheiratet hat, blieb er vor der Enthüllung seiner Identität geschützt. Warum eigentlich können die Standesamtsunterlagen nicht wenigstens zeitlich abgestuft freigegeben werden, also die Todeseinträge rückwärtig nach 40 Jahren, die Heiratseinträge nach 70 und die Geburtseinträge vielleicht nach 110 Jahren? Müssen wirklich alle diese Daten für immer von 1876 an gesperrt bleiben? Vielleicht wäre es doch sinnvoll, den Kampf um die Gesetzesänderung noch aufzunehmen.

So mühsam die Suche auch des öfteren war – für mich, den Suchenden, blieb sie immer spannend. Vermag man z.B. nachzuempfinden, was es mir bedeutete, als ich in England erfuhr, daß eine Tochter des ‚Aussteigers‘ Gustav Adolf Melchers – auf unserem Bild Nr. 33 die im Kinderwagen – noch 93jährig in Rom lebte und ohne weiteres anzurufen sei? Ich tat es, und sie erzählte mir hellwach alles, was ich über den Familienkonflikt um ihren Vater wissen wollte. Oder man stelle sich meine Überraschung vor, als mir aus dem Züricher Stadtarchiv ein ganzes Paket mit Unterlagen zur Krankengeschichte des zweiten Bruders von Magda, des unglücklichen Carly, zugestellt wurde! Auch die aus Familienpapieren zu rekonstruierende Geschichte der Förstertochter war aufregend, und lange in Atem hielt mich auch die zweite Frau von Max Jänecke, die geborene Körting, die sich ebenso wie Agnes gleichsam vorsätzlich meinen Nachforschungen entzogen zu haben schien. Aber auch manche Irrwege waren aufschlußreich, wie z.B. der in dem Thomas-Mann-Briefband suggerierte, daß Gustav Pauli jüdischer Abstammung gewesen sei. Mit Argusaugen – er hatte dies natürlich verborgen! – durchforschte ich seine Ahnenreihe, und als ich mütterlicherseits auf einen Johann Abraham Albers stieß, der den Vornamen Abraham später abgelegt hatte, meinte ich auch fündig geworden zu sein. Doch dann wurde ich belehrt, daß biblische Vornamen in Bremen um 1800 noch ebenso wie in England gang und gäbe waren und weder eine Sara noch ein Isaak in dieser Hinsicht etwas

bedeuten. Bezeichnenderweise haben sich jedoch schon damals Personen mit solchen Namen, wenn sie über Bremen hinauswirkten (wie jener Johann Abraham, der ein angesehener Arzt und Forscher war), von diesen Namen getrennt.

Ein Jahr nach Beginn meiner Ermittlungen begann ich kapitelweise mit dem Schreiben. Dazu nur soviel, daß es der schwerere Teil der Arbeit war, schon deshalb, weil ich immer nur in den Semesterferien dazu kam und Mühe hatte, mich jedesmal wieder einzustimmen. Noch mehr allerdings machte mir die irgendwann nicht mehr zu unterdrückende Gewißheit zu schaffen, daß die Briefe bearbeitet worden waren. Im Prinzip war auch ich von ihrer Echtheit ausgegangen, lediglich bei den Bertha-Briefen hatte ich von Anfang an Zweifel. Aber nun – was stimmte noch? Daß Magdas Einsichten und ihr Verhalten nicht recht zueinander paßten, war schon bei der ersten Lektüre meine Empfindung gewesen, aber ich hatte mich auf die Erklärung ‚Rätsel Weib‘ zurückgezogen und nicht vorgehabt, mich weiter darum zu kümmern. („Was stellt sie sich so an!“ fertigte eine alte Dame Magdas Konflikt mir gegenüber einmal ab, „das haben *wir* doch alle auch durchgemacht.“) Das Widersprüchliche auf sich beruhen zu lassen ging nun nicht mehr, ich mußte die echten von den erfundenen Briefteilen trennen. Das trug mir nicht nur eine Menge zusätzlicher Sucharbeit ein (die Kurlisten, die Wetterberichte, der Stand der Venus 1894 und manches mehr), es verstrickte mich auch in immer neue Erklärungsversuche, aus denen nur sehr allmählich die schließlich gefundene Deutung entstand. Das Schreiben sei nicht dazu da, mitzuteilen, was man schon wisse, sondern herauszufinden, was man noch nicht wisse, hat Karl Kraus einmal gesagt. Nie habe ich deutlicher empfunden als hier, daß dies wahr sein kann.

Als ich im fünften Kapitel stand, öffnete sich in Berlin die Mauer und die Wiedervereinigung begann. Was für eine Zeit! Es hatte mir von Anfang an gefallen, daß Magdas Geschichte nicht nur nach Bremen und München, nach Italien und England führte, sondern auch nach Mecklenburg, Berlin und Dresden, besonders nach Dresden, wo ich nach dem Krieg aufgewachsen war und dessen schläfrige Eleganz ich mir für die Zeit, als sie dort hinkam, so gut vorstellen konnte. Ich hatte auch dort alles genau ermittelt oder mir durch Freunde ermitteln lassen, und es ist und bleibt mir eine tiefe Freude, daß es nun bald nichts Exotisches mehr haben wird, sich dort auszukennen. Wer von

denen, die mit der Teilung aufgewachsen sind, hätte sich träumen lassen, dies noch zu erleben?

Eine wirtschaftliche Bilanz meiner Arbeit kann ich nicht vorlegen. Forschungen wie diese blieben, würde man ihre Kosten bedenken, unausgeführt, kein öffentlicher Geldgeber könnte – dürfte – sie bezahlen. Sieben Fahrten nach England, zwanzig Fahrten nach Bremen, ebensoviele weitere insgesamt nach Dortmund, Köln, Hannover, Rostock, Dresden, an die dreihundert Briefe quer durch die Welt, eine mehrfache Zahl an Telefongesprächen, und schon peinlich: meine Arbeitszeit – wie ließe sich dies rechtfertigen? Nur weil ich einen Beruf habe, der Forschungszeit vorsieht, habe ich das Ganze in Angriff nehmen können, und nur, weil ich den Aufwand dafür stets als Aufwand zu meinem Vergnügen angesehen habe, haben mich auch die Kosten nicht gereut. Oder hätte ich jemanden beneiden sollen, der in London zehn Pfund für eine Theaterkarte ausgeben mußte, während ich für 25 Pence das Stück Testamente lesen konnte?

Daß ich eine große Zahl von Helfern hatte, ist angeklungen – und die Genannten sind bei weitem nicht alle. Schon, daß nahezu sämtliche Briefe, die ich geschrieben habe, auch beantwortet worden sind, bedeutet eine Unterstützung, die sich in Stundenzahlen kaum ausrechnen läßt. Und stellt es nicht auch der allgemeinen Anteilnahme an historischer Forschung ein rührend gutes Zeugnis aus? Aber auch die Hilfe, die mir eine Kollegin bei der Übertragung der englischen Testamente zuteil werden ließ, schlägt mit ganzen Nachmittagen zu Buch (von Anwälten aufgesetzt, können solche Testamente selbst für Engländer harte Nüsse sein). Und nicht vergessen sei, daß zuletzt auch noch das Manuskript der Durchsicht wacher Augen bedurfte. Ruth Römer, meine sprachgestrenge Kollegin, die dies übernommen und mein Vorhaben überhaupt die ganze Zeit über mit großer Anteilnahme begleitet hat, möge mir verzeihen, wenn ich die eine und andere grammatische Nachlässigkeit doch habe stehen lassen.

Für mich selbst hoffe ich vor allem, daß ich niemandem unrecht getan, nichts nennenswert Falsches gefolgert habe. Denn wichtiger, als daß eine solche Arbeit belehrt und unterhält, ist für den Forschenden doch, daß sie wahr ist. Wenn ich heute in Magdas Briefe wieder hineinsehe, so spricht mich zuerst die Wahrheit ihrer Liebe aus ihnen an, und ich denke mir dann, daß dies auch für sie, als sie diesen Briefen wieder begegnete, ihre bewegendste Auskunft gewesen ist. Ich weiß



dann wieder, daß ich zunächst eigentlich nur das eine wollte: ihr Bild und das Percys in einem Buch noch einmal zusammenzubringen. Ich wollte gewissermaßen beweisen, daß es Paare wie Hero und Leander, Tristan und Isolde, Romeo und Julia auch in neuerer Zeit und hier sogar wirklich gegeben hat. Und indem mir dies, so weltlich, wie es in einer weltlichen Liebe nun einmal zugeht, auch gelungen ist, sollten auch diese beiden mit mir zufrieden sein. In den *Wahlverwandtschaften*, wo sich Eduard und Ottilie auf Erden auch nicht bekommen können, heißt es am Schluß, als sie nebeneinander begraben liegen, was für eine Freude es für sie sein werde, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachten. Für Goschen und Magda, denke ich mir, müßte es eine Freude sein zu sehen, wie sie sich auf den Seiten dieses Buches noch einmal begegnet sind.

## Anhang

Magda Paulis Briefaustausch mit Thomas Mann und seiner Familie  
Nachtrag 1994: Doch ein Wiedersehen mit Percy  
Text- und Bildnachweis  
Personenverzeichnis zu *Sommer in Lesmona*  
Stammbäume Rösing, Melchers, Schellhass

Thomas Mann  
Pacific Palisades, California  
1550 San Remo Drive

31. Jan. 1952

Werter Herr Dr. Biermann-Ratjen,

ein liebes, schönes Geschenk haben Sie mir gemacht mit den „Mädchenbriefen“ – auch dem Verleger, Herrn Christian Wegner, zu dem ich durch Bermann-Fischer in Beziehung stehe, habe ich schon mein Entzücken ausgedrückt. Es ist nicht so, daß mir das Buch „eine vernügte Stunde gemacht“ hätte. Nein, an mehreren Abenden habe ich es mit zunehmender Rührung von Anfang bis zu Ende gelesen, und als ich dann zu Ihrem Nachwort kam, war ich ganz bereit, Ihrem Gefühl zuzustimmen, daß hier dem Leben in aller Unschuld ein echtes und rechtes, ergreifendes Kunstwerk entsprungen ist, – jedenfalls etwas, woran man herzlicher teilnimmt als an so mancher komponierten Fiktion, die man als solche loben muß. Wahrscheinlich ist doch auch ein bißchen Komposition im Spiele: schon durch die Auswahl der Dokumente, – und wenn die „Handlung“ es will, kann ein Brief der Freundin oder ihres Mannes eintreten – etc. Aber keinen Augenblick kann dies bescheidene Maß von Arrangement den Eindruck reizendster, goldigster, drolligster und gewinnendster Spontaneität abschwächen, und in die Autorschaft dieser schließlich so herzerreißenden story teilt sich das Leben mit einem liebenswerten menschlichen Temperament, das es nicht ohne Witz und nicht ohne lyrischen Zauber auszusprechen weiß.

Was für „Dogmatiker“ mögen es gewesen sein, die Anstoß nahmen an dem so begreiflichen Erfolg des kleinen Buches? An der Naivität und Selbstverständlichkeit, mit der das liebe Ding in ihrer Zeit und Welt und Gesellschaft lebt und leidet, kann man unmöglich Anstoß nehmen, aber allerdings an dieser Welt, diesen Eltern, dieser Geld-, Diner- und Lustreise-Gesellschaft, an deren blinder Grausamkeit die Briefschreiberin keine Kritik zu üben vermag, während doch, objektiv, eine Menge Gesellschaftskritik in ihren Aufzeichnungen steckt. Ist es nicht charakteristisch, daß es eine Frau aus dem Volke sein muß, und nicht etwa die Frau Mama, die von ihren Leiden um den jungen Geliebten überhaupt etwas merkt und versteht? Hätte der arme Percy seine Erbschaft ein bißchen früher gemacht, so wäre Herr Konsul, trotz den 23 Jahren des Jungen, wohl gleich mit seinem Segen bereit gewesen. Es ist ganz gut, daß er, vom Gelde sprechend, einmal sagt:

„Es kann auch mal anders kommen“ – ganz gut, daß es nicht immer so weiter gegangen ist.

Wie mag es weiter gegangen sein mit Marga nach ihrer trostlosen Hochzeit? Wegner hat mir über ihre Person Mitteilungen gemacht, bevor ich das Buch in Händen hatte, so daß ich schlecht acht darauf gegeben habe. Wie hat sie mit ihrem lauen Gatten gelebt? Hatte sie Kinder von ihm? Ist sie leidlich glücklich geworden? Man kommt ja über alles hinweg. Und Percy? Hat sie ihn je noch wiedergesehen oder von ihm gehört? Sie sehen meine Teilnahme.

Ihr ergebener

Thomas Mann

Hamburg 39, Agnesstr. 52

13. Februar 52

Hochverehrter und lieber Herr Dr. Mann –

Mit großer Ehrfurcht habe ich Ihren Brief an Dr. Biermann-Ratjen in den Händen gehalten! Die Kritik, die Sie an meinen Mädchenbriefen üben, hat mich beglückt und erschüttert. Diese Briefe, die vor 60 Jahren von einem Kind in aller Ahnungslosigkeit – oft des nachts und mit Bleistift geschmiert – an eine geliebte Freundin aus dem Herzen aufs Papier gebracht sind, erfuhren nun von dem größten deutschen Dichter eine so gütige Anerkennung! Christian Wegner hat Ihnen meinen Namen verraten. Deshalb darf ich Sie daran erinnern, daß Sie mit meinem Mann (ich glaube 1927) in Kreuth waren und dort Spaziergänge mit ihm machten. Er war einer Ihrer größten Verehrer!! Den Zauberberg hat er mir, als ich krank war, ganz vorgelesen und mir mit großer Geduld alles das erklärt, was ich nicht gleich verstehen konnte.

Da Sie in Ihrem Brief an Biermann-Ratjen einige Fragen stellen, möchte ich Ihnen diese selbst beantworten. „Percy“ liebte nach der Begegnung mit mir – Gott sei Dank – noch viele andere. Leider heiratete er später sein Verhältnis, die in kurzen Jahren sein großes Vermögen durchbrachte. Verwandte verschafften ihm in Californien eine Stelle, wohin er mit der Frau übersiedelte und 1912 gestorben ist. Nur durch seinen Bruder hörte ich noch von ihm, der gleichzeitig mit uns in Dresden lebte.

Mein Mann war ein wahrhaft edler Mensch, aber sein Temperament war kühl. Er hatte einen starken Trieb zu anderen Frauen, aber nie eine große Liebe. Er starb im Kummer über das Hitlersystem 1938 in München, er brachte weder den Wunsch noch die Kraft auf, nach einer Operation genesen zu wollen. Er war hier nach 20jähriger Tätigkeit von den Nazis von heute auf morgen seines Postens an der Kunsthalle enthoben und wurde schändlich behandelt. Seine Vorträge wurden abbestellt, und nach kurzer Zeit durfte er die Kunsthalle nicht mehr betreten etc.!!!

Wir hatten zwei Söhne und eine Tochter. Unser ältester Sohn, ein hochbegabter, guter Mensch, wurde eines Morgens von den Nazis verhaftet. Er hätte Äußerungen gegen Hitler gemacht, und dann verdächtigte man ihn wegen intimer Beziehungen zu einer männlichen Person. Dieser Verdacht konnte innerhalb einer Stunde beseitigt werden, und nach drei Stunden qualvollen Verhörs – körperlicher und seelischer Mißhandlung – war er frei. Aber er hatte einen Nerven-Shock erlitten und nahm sich das Leben. Er war 42 Jahre.

Unsere Tochter, ein bezauberndes Geschöpf, verlor mit 20 Jahren ihr Bein durch Absprung von der Elektrischen. Nach der fünften Operation wurde das Bein bis übers Knie amputiert. Durch das monatelange Liegen war die Lunge erkrankt, und sie war dieserhalb zwei Jahre in der Schweiz. Dann lernte sie einen Schüler meines Mannes aus Harvard kennen und sie verliebten sich ineinander. Er wollte sie nach Amerika holen. Sie sollte ein Jahr warten und wollte inzwischen in Paris ihr Sprachexamen machen. Dahin schrieb er ihr ab, und sie nahm sich in Paris das Leben.

Unser jüngster Sohn, ein strahlend-glücklicher, gesunder Junge – unser letztes Glück – wurde 39 eingezogen und war als Seeoffizier d.R. mit dem zusammengeschossenen Rest der Flottille auf den Kanalinseln. Sein Chef hatte zweimal einen Befehl verweigert und wurde nach Deutschland zurückgerufen. Unser Sohn war sein Adjutant, und er bat ihn, ihn auf Urlaub mitzunehmen. Das Flugzeug wurde dann in der Christnacht 1944 abgeschossen, und man weiß nichts, nichts von ihnen. Von wem sind sie abgeschossen? Die Alliierten haben keinen Abschluß eines deutschen Flugzeugs in der Christnacht gemeldet – – –

So habe ich nun meine drei Kinder verloren und sitze mit meinen Erinnerungen hier in *einem* Zimmer. Es ist keine Tugend, sondern nur eine begnadete Anlage, wenn ich mir nach diesen Schicksalen noch eine innere Harmonie erhalten habe.



Hochverehrter Herr Mann, meine Eltern trugen mich in meinem späteren Leben auf Händen. Was sie in meiner Jugend verfehlt haben mögen, war der Fehler der damaligen Zeit. Ich wollte meinen Mann heiraten und nicht Percy, weil Percy ein Junge war. Bertha sagt dies auch sehr deutlich in einem Briefe: „Schiebe nicht die Schuld auf Deinen Vater. Wenn Du Rudi Retberg gar nicht liebtest, hättest Du längst mit ihm gebrochen.“ Ich wurde nur durch Percys Leidenschaft immer wieder mitgerissen, und das böse Gewissen entfernte mich sowohl von meinen Eltern wie von meinem damaligen Verlobten.

Nun aber, verehrter lieber Herr Dr. Mann, habe ich ein schlechtes Gewissen, daß ich Sie so lange aufhielt mit diesem Brief, verzeihen Sie es mir. Ich mußte Ihnen schreiben.

In inniger Verehrung

Ihre Magda Pauli, geb. Melchers

Thomas Mann  
Pacific Palisades, California  
1550 San Remo Drive

22. Febr. 1952

Liebe gnädige Frau,

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr die Güte mich gerührt hat, mit der Sie auf meine Neugier eingegangen sind. Diese war allerdings von der besseren Art: wirkliche menschliche Teilnahme, erzeugt durch die Lektüre Ihrer Mädchenbriefe. Sie wurde aufs lebhafteste geteilt von meiner Frau und meiner mit uns lebenden Tochter, denen ich die Briefe zu lesen gegeben hatte, und die mich geradezu nötigten, meine Fragen zu stellen.

Nun wissen wir also alles, und nun, da Sie es sagen, glaube ich mich auch an die Begegnung mit Ihrem Gatten in Kreuth und unsere Spaziergänge dort zu erinnern. Seltsame Berührung der Sphären! Seltsam zu denken, daß der kühle, hoch gebildete Rudi der kleinen Matje den „Zauberberg“ vorgelesen hat! Dazu wäre Percy wohl freilich nicht der rechte Mann gewesen, aber leid tut es mir doch, und Sie müssen mir erlauben, zu bezweifeln, daß er je wieder eine Frau geliebt hat, wie Sie. Sie müssen sehr reizend gewesen sein – sind es wahrscheinlich noch ,

– liebenswert mit Ihrem guten, starken, im Grunde heiteren Herzen, das soviel grausame Zumutungen, soviel bitteres Leid, das die wilde Epoche Ihnen zufügte, geduldig hingenommen und überdauert hat. Gewiß sind Sie, auch in Ihrem „einen“ Zimmer, verehrt von allen Guten.

Nehmen Sie den Ausdruck auch meiner Verehrung!

Ihr sehr ergebener

Thomas Mann

[Am 9. Juni 1953 – Thomas Mann weilte zu einer „Krull“-Lesung in Hamburg – kam es im Hause von Biermann-Ratjen zu einer Begegnung mit Magda Pauli, aus der sich für sie die Bekanntschaft auch mit Frau Katia Mann ergab. Diese gratulierte ihr 1965 zum 90. Geburtstag, erhielt daraufhin einen Dankbrief und schrieb ihrerseits im Januar 1966 zurück:]

Frau Thomas Mann  
Kilchberg am Zürichsee  
Alte Landstraße 39

23. 1. 1966

Liebe verehrte Frau Pauli,

Es war so besonders freundlich von Ihnen, mir für jenes von Herzen kommende Telegramm noch ausführlich zu danken, und ich hätte Ihnen längst geschrieben, wenn es nicht bei mir in letzter Zeit allerlei gesundheitliche Störungen gegeben hätte, die meine Korrespondenz in heilloser Unordnung gebracht haben. Jetzt geht es wieder so ziemlich, und schließlich kann ich mit meinen 82 Jahren, die nicht ganz unbelastet verlaufen sind, nicht allzuviel erwarten.

Schön ist es doch, daß wir damals bei Biermann-Ratjen zusammen kommen konnten und daß mein Mann Gelegenheit hatte, Ihnen persönlich zu erzählen, eine wie große Rolle die „Mädchenbriefe“ in unserem Familienkreis gespielt haben. Nun freuen wir uns auf den Film.

[Es folgt ein Absatz über den Gesundheitszustand von Tochter Erika.]

Alle guten Wünsche von uns beiden –

Ihre Katia Mann.

[Magda Paulis Antwort vom 28. Januar 1966 – von ihr selbst so auf dem Brief Katia Manns vermerkt – ist nicht erhalten. Am 24. Februar 1966 schrieb sie noch einmal an Erika Mann, die ihr den Thomas-Mann-Briefband 1948–1955 (mit dem Brief an sie selbst darin) geschickt hatte:]

2 Hamburg 39

Agnesstr. 52

24. 2. 66

Hochverehrte liebe Frau Erika Mann!

Heute kam der dritte Band mit den Briefen Ihres Vaters – als Geschenk von Ihrer lieben Mutter und von Ihnen – in meine Hände. Ich danke Ihnen sehr sehr herzlich dafür. Daß meine Mädchenbriefe auch von Ihrem so hoch verehrten Vater gerne gelesen und so freundlich beurteilt wurden, ist mir mehr wert als der spätere große Erfolg. Was mich quält, und zwar bis auf den heutigen Tag, ist der Eindruck (dieser oft kindlichen Briefe), den der Leser erhält, daß meine Eltern mich nicht verstanden hätten – sogar vielleicht lieblos gewesen wären. Nein, es war anders! Sie waren ahnungslos. Auf die Fragen meiner Mutter, die mich zärtlich mehrere Male fragte, was ich eigentlich hätte, antwortete ich voller Abwehr, denn ich hatte ein schlechtes Gewissen. Ich hatte doch für meinen späteren Mann *gekämpft*, nachdem meine Eltern die Verbindung zuerst nicht wünschten.

Verzeihen Sie es, wenn ich Sie jetzt mit einer Beigeschichte langweile, die aber aufschlußreich ist: In Lesmona sprang Percy auf der großen Wiese im Vorland, die zum Flusse führt, über sämtliche aufgestapelte Heuhaufen, und da dachte ich: „Das ist wohl reizend, wie er da wie ein junger Hund über die Heuhaufen springt – aber es wäre nicht auszudenken, wenn Gustav Pauli das täte – einfach schrecklich.“ Percy war der zauberhafte verliebte Junge – Gustav Pauli war der bedeutende Mann, den ich bewunderte.

Nun verzeihen Sie mir, daß ich Sie langweilte. Mit tausend herzlichen Grüßen für Ihre verehrte Mutter und Sie bin ich mit liebevollen Wünschen

Ihre dankbare Magdalene Pauli.

## Nachtrag 1994: Doch ein Wiedersehen mit Percy

Die Erstausgabe war abgeschlossen, als ich im Deutschen Literaturarchiv Marbach auf eine größere Zahl von Briefen von Magda und Gustav Pauli an Alfred Heymel stieß, Briefe aus den Jahren 1904 bis 1914, die sich dort aus dessen Nachlaß erhalten haben. Aus einem von ihnen nun ergibt sich, daß Magda nach ihrer Heirat Percy doch noch einmal wiedergesehen hat, und zwar 1903, als dieser Geschäftsinhaber in Hamburg geworden war. Am 28. November 1908 dankt sie Heymel für einen Freundschaftsdienst, den er ihr einmal geleistet habe, und spielt dabei auf ein für sie einschneidendes Hamburger Erlebnis an. „Ach Alfi“, so schreibt sie dem damals gerade nach Amerika abgereisten Heymel nach,

es war doch nett all die Jahre durch, und ich werde Dich immer lieb behalten. Ich habe Dich erkannt von dem Tag in Hamburg an, vor vielen Jahren, als ich nach Dir das Hotelzimmer bezog. Du hattest geahnt, daß ich dort etwas Liebe fühlen müßte, und ich fand Choco, Blumen, Obst, einen Brief von Dir. Ich habe Dir nie gesagt, was *das* in jener Stunde für mich bedeutet hat, denn ich kam von dem schwersten Gang meines Lebens, gänzlich zerbrochen in das Zimmer. Als ich da Deine Sachen fand, wurde mir ganz froh und glücklich zu Mut. – Seitdem ist nun so eine stille Freundschaft in mir, und die möchte ich niemals verlieren.

„Vor vielen Jahren“, – das kann sich frühestens auf den Beginn ihrer Bekanntschaft im August 1903 beziehen, als Heymel zusammen mit Schröder erstmals zu ihr und Gustav Pauli in Bremen Kontakt aufnahm. Daraus entwickelte sich die ‚Goldene Wolke‘, und bald nach deren erster Zusammenkunft muß sich ergeben haben, daß Heymel ihr ein Hotelzimmer in Hamburg reservieren sollte. Schon im Februar 1904 jedenfalls, so das Zeugnis des ersten an ihn erhaltenen Briefes von ihr, ist ihre Freundschaft besiegelt, d. h. es wird jener Dienst noch in den Herbst 1903 gefallen sein, als Heymel – Turnierreiter – wahrscheinlich zu einem Rennen in Hamburg war und Pauli auf seiner üblichen Herbststudienreise unterwegs.

Warum aber kann es nur Percy gewesen sein, den sie damals dort traf? Frisch verheiratet, war Percy im August 1903 nach Hamburg gekommen, und wenn überhaupt, so mußte es bald danach und von ihr aus geschehen, daß sie die Verbindung zu ihm aufnahm. Schließlich war sie es gewesen, die sich von ihm abgewendet hatte, und ihr als langjähriger Ehefrau und Mutter war es auch nicht falsch auszulegen, wenn sie ihn

mit seiner jungen Frau einmal zu Hause besuchte. Oder sollte sie warten, bis er ihr im Familienkreis unversehens gegenübertrat? Ein Hotelzimmer allerdings mußte sie dafür haben, d. h. es war keineswegs ein familiärer Besuch, der sie nach Hamburg führte. Deshalb kommt aber auch kein anderer Anlaß für diesen ‚schwersten Gang‘ infrage. Denn einen Besuch am Sterbebett einer Freundin, wie man allenfalls denken könnte, hat es in jenen Jahren für sie nicht gegeben, und von der dramatischen Verabschiedung eines nahen Freundes ist auch nichts bekannt. Außerdem würden weder ihre Erlöstheit durch Heymels Freundesgeste noch ihr halb eingeständenes Schuldgefühl dazu ganz passen. Nein, es war Percy, den sie besucht hat, und daß ihr dies zum schwersten Gang ihres Lebens wurde, wer könnte ihr das nicht nachfühlen.

Warum ist sie von diesem Besuch aber ‚gänzlich zerbrochen‘ und empfindet Heymels Fürsorge wie einen himmlischen Fingerzeig? Zum einen hat sie Percy wohl doch nicht so glücklich wiedergefunden, wie sie es sich zu ihrer Entlastung gewünscht hätte, fand auch vielleicht seine Agnes nicht ganz zu ihm passend. Zum anderen und mehr noch aber muß ihr bewußt geworden sein, worum sie sich selbst mit ihrer Entscheidung betrogen hatte. Percy war jetzt 29, ein Mann wie für sie gemacht, und sie saß mit dem ältlichen Pauli da, der für keine ihrer Sehnsüchte taugte. Selbst der zwei Jahre jüngere Heymel ist ihr zu dieser Zeit als Flirtpartner schon nicht mehr zu jung, und sie erlaubt sich ihm gegenüber Offenheiten über die Langweiligkeit ihres Gatten, die selbst diesen Draufgänger mitunter in Verlegenheit gebracht haben werden. Und so auch nur ist ihre Dankbarkeit ihm gegenüber zu verstehen: nur daß sie solche Freude hat, macht ihr das Unglück ihrer Ehe erträglich, nur daß es die ‚Goldene Wolke‘ gibt, tröstet sie über den Verlust des Geliebten hinweg.

So ist aus diesem und ihren weiteren Briefen an Heymel zu unserem Urteil über ihre Ehe nichts nachzutragen. Wohl aber ist nachzutragen, daß ihr Kontakt zu Percy in den letzten Monaten vor ihrer Hochzeit doch enger gewesen sein muß, als den Lesmona-Briefen zu entnehmen. Andernfalls hätte sie Thomas Mann und anderen gegenüber diese Begegnung nicht geleugnet, d. h. sie befürchtete wohl, daß dies auf Tatsachen hätte aufmerksam machen können, die ihr Lesmona-Buch verschweigt. Nicht vergessen wollen wir aber auch, daß mit ihrer Andeutung gegenüber Heymel nunmehr auch ein urkundliches Indiz dafür vorliegt, daß es den Konflikt um Percy wirklich, wie geschildert, gegeben hat.

#### *Textnachweis:*

Die beiden Briefe Thomas Manns sind entnommen aus: Briefe 1948–1955 und Nachlese. Frankfurt a.M. 1965. S. 243 f. Copyright Katia Mann 1965. Mit freundlicher Genehmigung der S. Fischer Verlag GmbH. Den Antwortbrief Magda Paulis stellte das Thomas-Mann-Archiv Zürich zur Verfügung, den Brief an Erika Mann die „Monacensia“-Sammlung in München und den Brief Katia Manns Frau Freya Pauli in Hamburg. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Golo Mann, Freya Pauli und den genannten Institutionen. – Für den im Nachtrag zitierten Brief an Alfred Heymel ist dem Deutschen Literaturarchiv Marbach zu danken, für die Abdruckgenehmigung Frau Freya Pauli.

#### *Bildnachweis:*

Christina Bannatyne: 12, 13, 25, 32  
Focke-Museum Bremen: 7, 8, 11, 20, 26, 43  
Staatsarchiv Bremen: 18, 27  
Ann Grobien: 41  
Dodo Grobien: 22, 24, 40, 45  
Hamburger Ruderclub: 4  
Herkomer-Museum Landsberg a.L.: 30  
Familie Melchers: 16, 17, 28, 33–36  
Anneliese Noé: 39  
Freya Pauli: 1–3, 6, 9, 10, 15, 42, 46  
Helga von Reckow: 14, 31  
Hermann Segnitz: 28a  
Margarete Staunau: 5, 37, 38  
selbst: 10a, 14a, 19, 21, 23, 29, 44, 47



## Die Personen der Briefe

- Berck, Marga* Magdalene Melchers: °Bremen 4.11.1875, ■Hamburg 5.8.1970; ∞Bremen 21.3.1896 mit Gustav Pauli (siehe Retberg, Rudi).
- \*ihre Eltern* Karl Theodor Melchers: °Bremen 3.5.1839, ■Bremen 14.3.1923; ∞Dresden 3.5.1864 mit Luise Adelgunde Struve: °Dresden 26.10.1841, ■Bremen 14.11.1921.
- \*Onkel Herbert*  
(Villa Lesmona) Hermann Melchers: °Bremen 18.5.1842, ■Bremen 8.7.1918.
- \*ihr Bruder Georg und seine Frau*  
(heirateten nach fünfjähriger Verlobungszeit) Gustav Adolf Struve Melchers: °Bremen 10.11.1869, ■Bad Reichenhall 13.8.1944; ∞(1) Bremen 3.11.1894 mit Emilie Fritze: °Bremen 29.11.1870, ■Bern 3.11.1946, ∅Berlin 1903; ∞(2) London 18.8.1904 mit Susanne Levysohn (°Asnières bei Paris 24.4.1870, ■Bad Reichenhall 10.9.1948).
- \*ihr Bruder Carly* Carl Alfred Melchers: °Bremen 14.7.1867, ■Zürich 21.3.1938.
- \*Onkel Christian und Tante Ellen*  
(London und Kent) Carl Eduard Melchers: °Bremen 23.5.1845, ■Crockhamhill (Kent) 30.11.1921; ∞(1) Hamburg 6.5.1871 mit Luise Heise (°St. Thomas /Guatemala 25.1.1853, ■Bonn 29.1.1921) ∅Berlin 1888; ∞(2) Leipzig 16.11.1889 mit Hermina Mosle, verwitwete Ahrens: °Bremen 25.4.1859, ■Crockhamhill 25.12.1941 (∞(1) Bremen 17.8.1878 mit Hinrich Ahrens, °Lilienthal bei Bremen 23.12.1842, ■Yokohama 18.10.1886).
- \*die Londoner Vettern und Kusinen:* Hermann Georg Melchers: °Hamburg 15.6.1873, ■Herne Bay 14.3.1946; ∞Canterbury 5.7.1916 mit Mabel Ruth Kerridge (°London 5.8.1885, gestorben nach 1946).
- Greta* Amory Melchers: °London 25.9.1878, ■Tunbridge Wells 27.7.1959.

- Georgi* Henry Ahrens: °Yokohama 27.8.1879, ■London 25.6.1953; ∞Yokohama um 1910 mit Marcelle... (Französin, gestorben nach 1953)
- Edith* Christiana Ahrens: °Yokohama 25.1.1881, ■London 28.7.1974; ∞London 28.1.1904 mit Hermann Anton Andreae; ∅1937.
- Dick* Alexander Ahrens: °London 6.5.1883, ■Neuseeland 1945 (heiratete in Neuseeland um 1915).
- Mary*  
(fällt auf, daß Percy und Magda etwas miteinander haben) Hermina Ahrens: °London 7.5.1886, ■Oberursel 13.11.1977; ∞(1) London 30.3.1908 mit Paul Walter Bartels (°Barmen 13.1.1872, ■Yokohama 31.5.1911), ∞(2) Wiesbaden 19.5.1916 mit Eberhard von Reckow (°Brieg 3.2.1873, ■Oberursel 23.12.1950).
- Margot* Helene Melchers: °Crockhamhill 17.10.1890, ■Lynchmere 27.6.1984; ∞London 15.2.1921 mit Ernesto Hermann Mallmann (°Buenos Aires 9.9.1886, ■Sevenoaks 7.10.1964).
- Lotte* Dorothee Melchers: °London 11.12.1892, ■Tunbridge Wells 23.7.1955; ∞1937 Mexico City mit Dr. med. Hardwicke (gestorben 1946 in Mexiko).
- Deneken, John*  
(Berthas Verlobter und Ehemann) Max Jänecke: °Hannover 28.8.1869, ■Hannover 26.11.1911; ∞(1) Bremen 16.3.1895 mit Bertha Schellhass (siehe Elking, Bertha); ∞(2) Hannover 11.5.1899 mit Anna Körting (°Hannover 16.2.1878, ■Nürnberg 9.12.1968; ∞(2) 1914 mit Alexander Casinone (1866–1931) ∅1921; ∞(3) 1921 mit Hubert Jung (1883–1971)).
- \*Söhnchen Wolfgang* Wolfgang Jänecke: °Hannover 3.2.1896, ■Rostock 8.8.1896.
- Elking, Bertha* Bertha Schellhass: °Bremen 14.1.1875, ■Hannover 15.3.1896; ∞Bremen 16.3.1895 mit Max Jänecke (siehe Deneken, John).
- \*Berthas Eltern* Hermann Schellhass: °Bremen 11.9.1825, ■Bremen 29.9.1901; ∞Eisenach 24.4.1860 mit Marie Kräger: °Eisenach 20.2.1842, ■Bremen 29.3.1904.

- \*Berthas Bruder* (hat wegen seiner Heirat Schwierigkeiten mit seinem Vater) Hermann Schellhass: °Bremen 28.5.1863, ■Berlin 5.8.1924; °(1)Kieth /Mecklenburg 20.5.1891 mit Anna Paris: °Malchow 28.5.1863, ■Schwerin 29.11.1930; ∅Berlin Dezember 1904; °(2)London 19.4.1908 mit Gertrud Bröcking (geboren 1871, gestorben nach 1924).
- \*Berthas Vetter, Professor Elking* (Begegnung in Rom) Karl Emanuel Schellhass: °Bremen 24.2.1862, ■München 18.9.1942 (Sekretär am Preußischen Historischen Institut in Rom).
- Georgi, Max* (übermittelt Nachrichten zwischen Marga und Percy) Max Hermann Grobien: °Hongkong 28.12.1871, ■Bremen 12.5.1937; °Bremen 17.9.1903 mit Anna Grommé (°Petersburg 16.3.1883, ■Braunlage 7.9.1921).
- P., Egon Graf von* (wirbt in Bad Kreuth um sie und schenkt ihr den Distelstrauß) Edgar Graf von Seyssel d'Aix: °München 19.2.1868, ■Göggingen 19.3.1939; °(1) Berlin 15.4. 1896 mit Adelheid Gräfin von Wartensleben (°Berlin 8.4.1877, ■München 9.7.1932) ∅1908; °(2)Kopenhagen 29.5.1909 mit Gertrud Freundlich (°Gollnow/ Pommern 21.6.1877, ■Augsburg 1958). – Quittierte 1895 als Unterleutnant den aktiven Dienst und übernahm ein Familiengut in Neu-Egling bei Murnau. 1908 als Major d.R. Abschied. Aus erster Ehe eine Tochter und einen Sohn, aus zweiter Ehe eine Tochter. Nachkommen nur über die Tochter aus erster Ehe, die 1933 in dritter Ehe nach England heiratete.
- Leutnant Putlitz* (sagt ihr in Bad Kreuth, daß Pauli nicht zu ihr passe) Gebhard Gans zu Putlitz: °Belfort 29.10.1872, ■(gefallen) Chaumont-Porcien 29.10.1918; °Berlin 28.3.1896 mit Marie von Stosch (°Rastatt 20.8.1876, ■Aachen 1.2.1962). Zwei Kinder.
- Ehepaar Plessis* (auf Hochzeitsreise, in Bremen mit auf dem Rennplatz und abends im Hotel Hillmann) Ehepaar Bossier – nicht identifizierbar; vermutlich ein Vetter zweiten Grades von Percy, der in Mittel- oder Südamerika lebte und in Deutschland nur geheiratet hat. Die Ehe wurde allerdings nicht, wie in Magdas Brief vom 19. Mai 1894 angegeben, in Köln geschlossen.
- Quentell, Anna und Gottfried Krefting* (von Marga bei ihrer heimlichen Verlobung begünstigt) Kulenkampff, Anna: °Bremen 31.7.1875, ■Bremen 9.7.1952; °Bremen 10.6.1895 mit Bernhard Wilckens: °Bremen 29.4.1868, ■Bremen 8.8.1943. – Später ein angesehenener Bremer Rechtsanwalt, der während des Ersten Weltkrieges durch regelmäßige Sammlungen für das Rote Kreuz von sich reden machte. Mit Magda und Gustav Pauli befreundet. Drei Kinder.
- Quentell, Susi und Hauptmann von P.* („Hinter den Uniformen verbergen sich weder Tiefen noch Untiefen – nicht wahr, Männe?“) Kulenkampff, Elisabeth: °Bremen 25.7.1874, ■München 11.12.1943; °Bremen 26.9.1895 mit Hermann von Poser (Groß-Raedlitz, Linie Perschau): °Tönning 15.10.1865, ■Ballenstedt am Harz 14.1.1929; ∅München 1907. Wurde nach dem Ersten Weltkrieg als Major a.D. Postdirektor in Ballenstedt. Ging noch zwei weitere Ehen ein, aus der ersten ein Sohn.
- Retberg, Rudi* Gustav Pauli: °Bremen 2.2.1866, ■München 8.7.1938; °Bremen 21.3.1896 mit Magdalene Melchers (siehe Berck, Marga).
- \*sein Vater* („wie ein Eispalast“) Alfred Dominicus Pauli: °Lübeck 7.8.1827, ■Bremen 20.11.1915; °Bremen 23.7.1857 mit Emilie Albers (°Bremen 21.5.1833, ■Bremen 9.8. 1890). Rechtsanwalt, seit 1872 in Bremen Senator, 1889-1905 Bürgermeister. Drei Söhne und eine Tochter; Gustav Pauli der jüngste Sohn.
- \*Heinz und Rena* (verraten ihr Rudis Verhältnis mit der Französin) Karl Pauli: °Bremen 26.5.1858, ■Bremen 8.8.1935; °Bremen 18.9.1889 mit Lucia Melchers: °Bremen 25.4.1870, ■Bremen 4.2.1958. Kaufmann, keine Kinder.
- Rösner, Percy* Johannes Gustav Hermann Rösing: °London 29.10. 1874, ■Los Angeles 20.2.1913; °London 16.7.1903 mit Agnes Browne (°...19.1.1885(?), ■Rio de Janeiro 26.12.1958; °(2)London 22.8.1914 mit Sebastiao de Araujo-Cintra, °Amparo/ Brasilien 1890, ■Rio de Janeiro 15.5.1960.)
- \*seine Eltern* Ferdinand Rösing: °Bremen 20.7.1835, ■Bad Godesberg 20.8.1887; °Köln 12.1.1865 mit Cornelia Bossier: °Aachen 3.3.1844, ■London 2.8.1886.

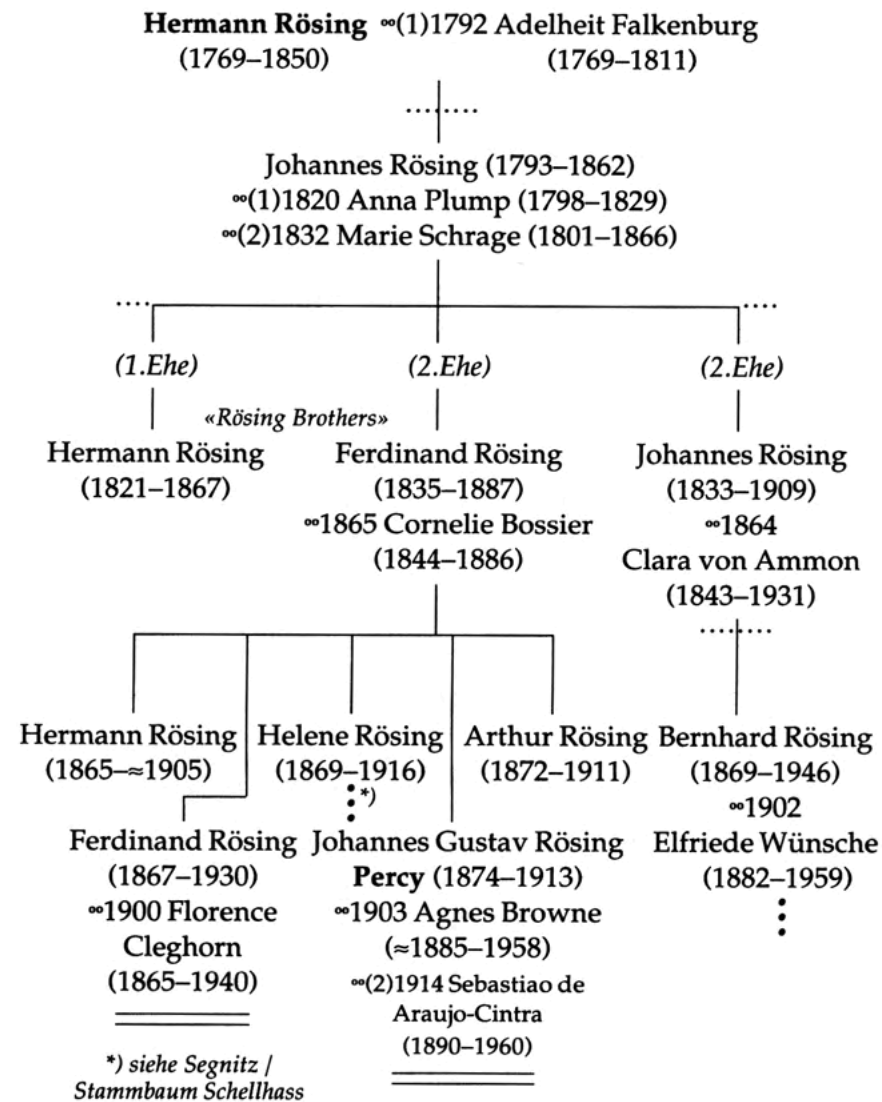
*\*seine Geschwister Joachim* Hermann August Rösing: °London 11.11.1865, gestorben um 1905 in Übersee.

*Ferdi (kommt über L. Lürmanns Tod nicht hinweg)* Ferdinand Rösing: °London 6.8.1867, ■Exmouth 3.1.1930; °London Frühjahr 1900 mit Florence Cleg-horn (°London 20.10.1865, ■Exmouth 26.11.1940).

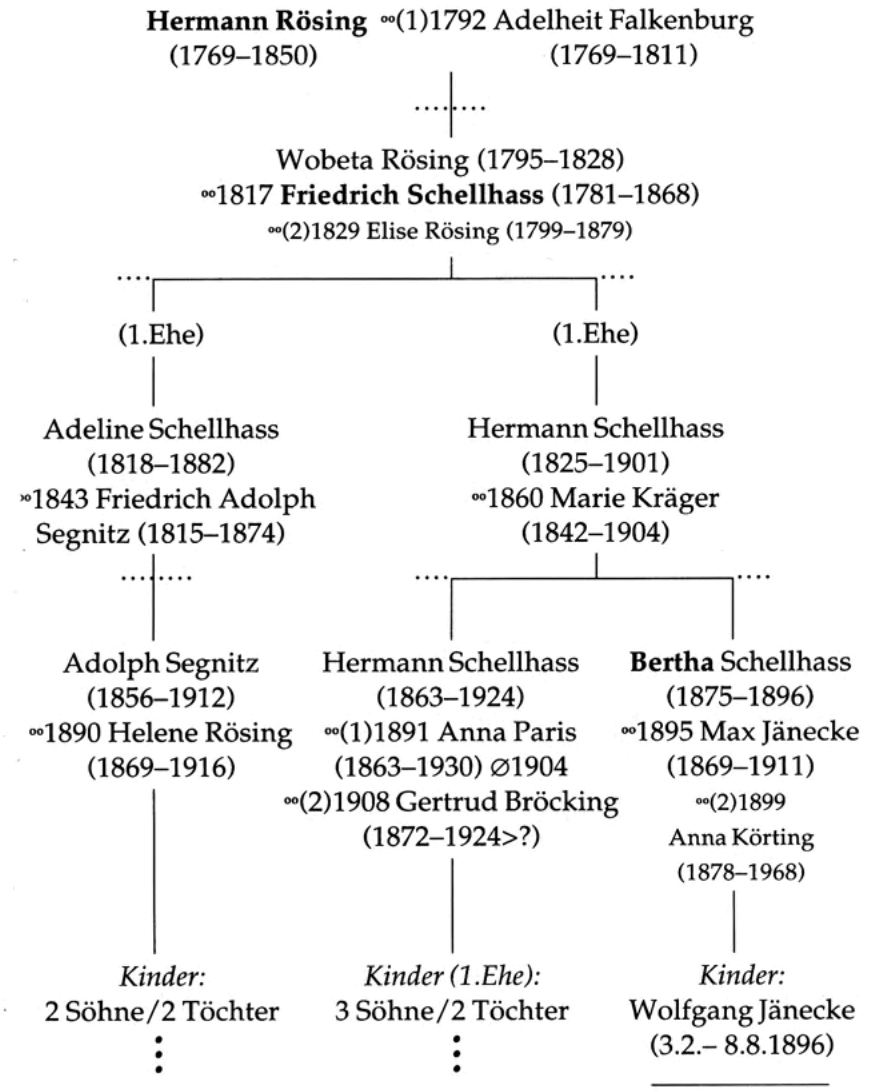
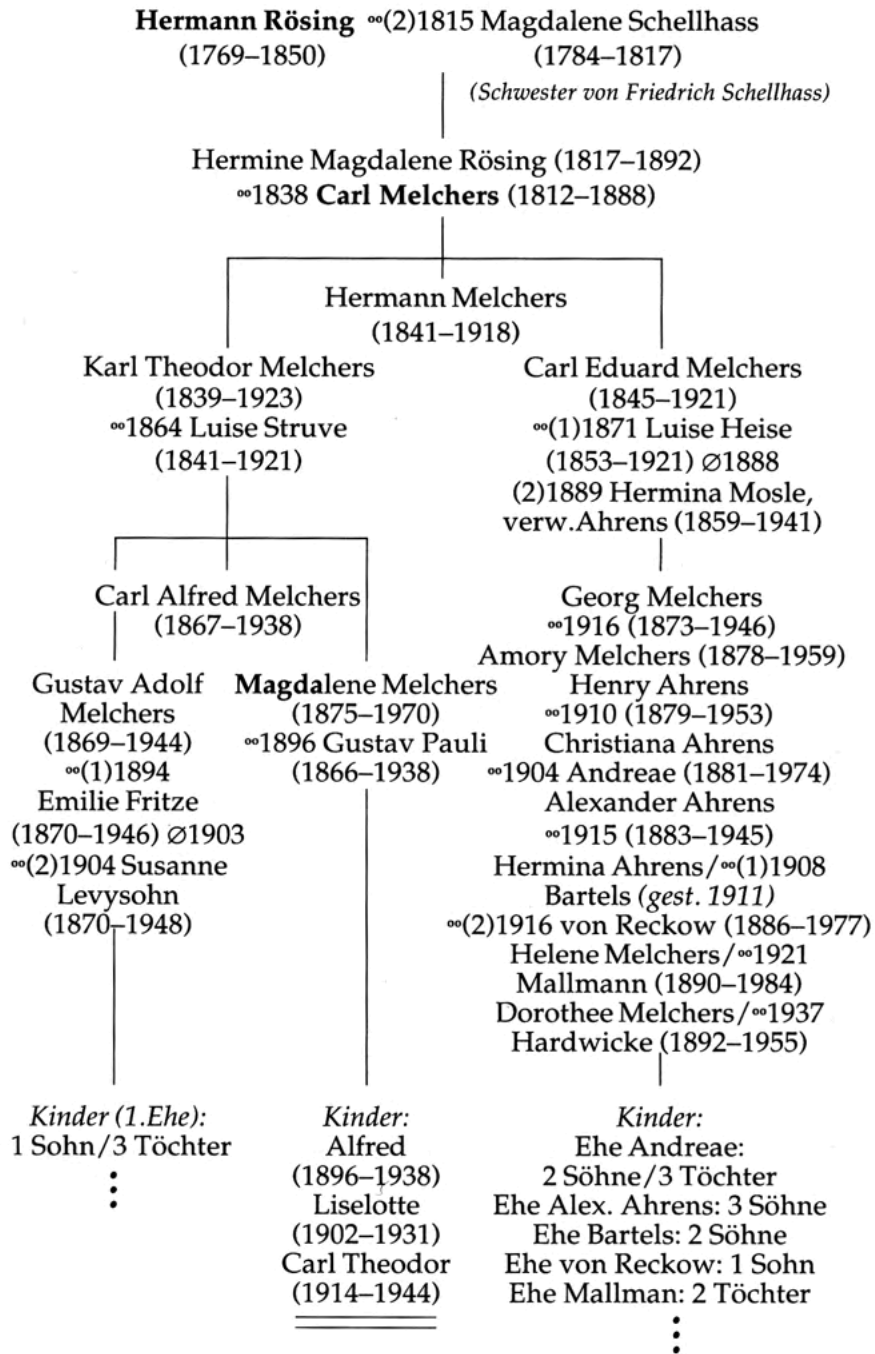
*die Schwester und ihr Mann* Helene Rösing: °London 18.7.1869, ■London 20.9.1916; °London 9.10.1890 mit Adolph Segnitz: °Bremen 27.5.1856, ■Bad Kissingen 5.6.1912.

*Arthur* Arthur Rösing: °London 25.6.1872, ■Weymouth 9.2.1911.

*\*Vetter Martin („leider einen halben Kopf zu klein“)* Bernhard Rösing: °New York 29.10.1869, ■Kiel 1946; °Kiel 1902 mit Elfriede Wünsche (°... 1882, ■Kiel 1959). Wurde Kommandant des größten deutschen Panzerkreuzers, der *Scharnhorst*. Während des Weltkrieges im Reichsmarineamt und Kommandant des Schlachtschiffes *Kronprinz*. 1920 Viceadmiral a.D. Eine Tochter, vier Söhne, drei von ihnen im Zweiten Weltkrieg gefallen.







In die Stammbäume sind nur die direkten Vorfahren der in den Lesmona-Briefen berührten Personen aufgenommen. Nebenlinien sind durch Pünktchen angedeutet.